Charaktere

und

Menschheitsprobleme

Eine Sammlung öffentlicher Vorträge

gehalten von

Dr. Carl Schirren

weil. ord. Professor der Geschichte an den Universitäten
Dorpat und Kiel

KIEL

Verlag von Walter G. Mühlau

1912

Charaktere

und

Menschheitsprobleme

Eine Sammlung öffentlicher Vorträge

gehalten von

Dr. Carl Schirren

weil. ord. Professor der Geschichte an den Universitäten
Dorpat und Kiel

Kiel
Verlag von Walter G. Mühlau
1912

Inhalt.

Seite

I. **Ueber die Südsee-Inseln und Australien,** vier Vorträge, gehalten in der Aula der Universität zu Dorpat zum Besten der Deutschen Wohlthätigkeitsanstalt „Hilfsverein" am 23., 26. und 30. Januar, sowie am 2. Februar 1857 3

II. **Frau von Krüdener,** ebenda 1859 86

III. **Walter von Plettenberg,** ebenda am 18. Februar 1861 115

IV. **Burchard Waldis,** ebenda am 21. Februar 1861 . . 139

V. **Dante,** zwei Vorträge, in der Aula der Universität zu Dorpat gehalten am 18. und 22. Februar 1866 . . . 162

VI. **Patkul,** Vortrag, gehalten in der Aula der Universität zu Dorpat am 13./25. März 1869 193

VII. **Marie Antoinette,** Vortrag zum Besten des Gustav-Adolf-Vereins, gehalten in der Harmonie zu Kiel am 11. Januar 1877 220

VIII. **Ueber Macchiavelli,** Rede beim Antritt des Rektorats an der königlichen Universität zu Kiel am 5. März 1878 238

XI. **Festrede zur zehnjährigen Feier des Sedan-Tages,** gehalten im Wriedt'schen Saal zu Kiel am 2. September 1880 252

X. **In memoriam.** Festrede zur hundertjährigen Feier der Geburt des deutschen Kaisers Wilhelm I., gehalten in der Aula der Universität Kiel am 22. März 1897 . . 259

Vorwort.

Dr. Carl Schirren, ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität Kiel, ist im fünfundachtzigsten Lebensjahr am 11. Dezember 1910 gestorben.

Wer seine Vorträge hören durfte, erinnert sich noch heute der hinreissenden Wirkung seines Wortes.

Als der Erbe seiner Manuskript gebliebenen Vorlesungen empfinde ich als Recht die Pflicht, sie der Öffentlichkeit zu übergeben.

Diese Veröffentlichung will die Auffassungsweise und Darstellungsgabe des Verewigten zum Ausdruck gelangen lassen.

Von den Vorträgen, welche bisher im Druck erschienen waren — zerstreut in der Baltischen Monatsschrift und in den Chroniken der Universität Kiel, füge ich eine Auswahl hinzu.

Zwischen dem ersten und dem letzten Vortrag liegt ein Zeitraum von vierzig Jahren.

Es ist selbstverständlich, dass in unserer schnelllebenden Zeit, da auch die wissenschaftlichen Grundsätze sich schnell ändern, die Auffassungen heute nicht mehr in allem die gleichen sein können, wie zu der Zeit, da die Vorträge gehalten wurden. So haben sich in dem frühesten, 1857 gehaltenen Vortragszyklus über die Südseeinseln und Australien die Anschauungen in dem verflossenen halben Jahrhundert, wie gar nicht anders zu erwarten, gewandelt. Gerade in den letzten zehn Jahren ist außerordentlich viel Neues hierüber veröffentlicht worden. Und dennoch — die Kenner der Abhandlung meines Vaters „Die Wandersagen der Neuseeländer und der

Mauimythos“*) werden gerade diese Vorträge nicht missen mögen. Dem Leser werden sie ein interessanter Beitrag zur Kenntnis der Südsee und Australiens um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bleiben.

In den Vorträgen aus den Jahren 1859 und 1861 haben neuere Forschungen einzelnes in andere Beleuchtung gerückt. Immerhin sind die Persönlichkeiten und Zeiten nie so lebensvoll geschildert worden.

Der Abdruck des Vortrags über Patkul, welcher am 13./25. März 1869 in der Aula der Universität Dorpat die Hörer erschütterte, also gerade acht Wochen vor dem Erscheinen der „Livländischen Antwort“ gehalten wurde, erfolgte nicht nach dem Manuskript — ein solches existiert nicht —, sondern nach einem Stenogramm des Vortrags selbst, welches mir von der Besitzerin Frau von Stern, geb. von Patkul, der Letzten ihres Geschlechts in Livland, gütigst zur Verfügung gestellt worden ist. Ich habe mich lange mit dem Gedanken getragen, ob ich unter diesen Umständen den Vortrag in die Sammlung aufnehmen durfte — ich weiss, dass die geschichtswissenschaftliche Auffassung im einzelnen eine andere geworden ist; ich weiss auch, dass der Vater selbst einmal sich dahin geäussert hat, dass er diesen Vortrag jetzt ganz anders gehalten haben würde — ich habe mich dennoch nicht dazu entschliessen können, ihn fortzulassen.

Aus den Verhältnissen der Zeit, da diese Vorlesungen gehalten wurden, sind sie zu beurteilen.

Als ein Dokument nehme die Wissenschaft sie hin.

Kiel. Dr. med. C. Schirren.

*) Vergl. A. Dieterich, „Über Wesen und Ziele der Volkskunde“. In „Hessische Blätter für Volkskunde“, Bd. 1, H. 3, 1902.

Ueber die Südsee-Inseln und Australien.

Vier Vorträge,

in der Aula der Universität zu Dorpat zum Besten der Deutschen Wohltätigkeitsanstalt „Hilfsverein“

gehalten

am 23., 26. und 30. Januar, sowie am 2. Februar 1857.

I.

H. V.

Wenn ich es übernommen habe, an dieser Stelle zu Ihnen zu sprechen, so kommt zu der Scheu, die den wenig erfahrenen Redner befängt, das Gefühl, besonderer Nachsicht zu bedürfen für das, was ich bringe. Es pflegt eine solche Versammlung um Belehrung zu kommen und mit Belehrung zu gehen. Sie hat ein Recht zu erwarten, dass ihr etwas Greifbares mitgegeben werde, das sie daheim zu schon erworbenen Gütern legt, den Schatz guter Kenntnisse zu mehren. Ich aber habe keine wissenschaftliche Frage vor Ihnen zu entwickeln, keine Probleme zu stellen, noch zu lösen. Auch wüsste ich kaum, was ich einer Versammlung zu bieten vermöchte, wo so viel Wissen und so viel frommer Sinn, so viel Erfahrung des Lebens und so viel Jugendmuth, jedes mit Recht einen andern Anspruch erheben. Ich habe mir darum die Aufgabe nur des Erzählers gestellt.

Und auch als Erzähler bringe ich vielleicht nicht das Rechte. Wie Sie versammelt sind um eines frommen Zweckes willen, einen Verein zu fördern, der eben jetzt dahin strebt, den Kreis seiner Wirkung zu erweitern, im Umfang dieser ganzen Stadt dem Menschenelend nachzugehen und es zu lindern, so mögen

Sie vom Erzähler erwarten, dass er Sie hineinführe in die Welt, der Ihre Theilnahme sich zuwendet, dass er berichte von ihren Zuständen und Vorgängen, von den Mitteln ihre Leiden zu heben, von den guten und bösen Zeichen dieser Begegnung. Statt dessen hebe ich Sie fort aus der gewohnten Umgebung, wähle den Gegenstand unsrer Betrachtung nach Laune, und mich entschuldigt nur eines, dass wir auch so unter Menschen bleiben, dem Kampf und dem Frieden von Menschen zuschauen und den geheimen Wandlungen in der Menschenseele.

Soll doch jede Armenpflege auch eine Seelenpflege sein. Dunkler, als die Hütten, in welchen die Noth jammert, ist oft die Kammer, in der die Seele nach Erlösung schreit, herber als der Hunger nach Brot, der Hunger nach Menschenliebe, hilfloser als die leibliche Armuth, die Verödung des Geistes und des Herzens.

Man hat die Armenpflege in Systeme gebracht und ihre Geschichte geschrieben; man hat ihre Mittel und ihre Wirkungen studiert; Eins steht fest: über alles System hinaus geht die Macht der Persönlichkeit. Der Wirkung, die vom Menschen auf den Menschen ausgeht, kommt alle Fülle der äussern Gabe, alle Kunst in ihrer Vertheilung nicht gleich.

Von dieser Wirkung des Menschen auf den Menschen will ich Ihnen gelegentlich erzählen, wenn ich Sie mit mir führe in zwei entlegne Welten, wo auch Menschengeschlechter geniessen und leiden, fehlen und büssen, wo auch unter der Ernte des Verbrechens verirrte Saaten der Erlösung aufgehen, wo fromme Menschenarbeit den gesegneten Kampf aufnimmt mit der Verderbniss einer blutig gezeichneten Gesellschaft.

Denn nicht nur in den grossen Bewegungen der Vergangenheit, über welche die Geschichte ihr Urtheil zu sprechen sich abmüht, werden die Räthsel der Menschenbrust gelöst, nicht nur in den Wirren der Gegenwart und der Nähe schürzen die Räthsel sich am geheimnissvollsten; wo nur der Mensch unter Menschen wandelt, überallhin begleitet ihn die Aufgabe seines Geschlechts, spiegelt das Leben der Menschheit sich ab, auch in der kleinsten Menschengemeinde. Dulden Sie darum, wenn ich Sie mit mir führe, selbst bis auf die Inseln der Südsee. Manches Verwandte liegt getrennt von uns durch Raum und Zeit und, daheim missachtet, tritt es uns aus der fremden Hülle

erkennbar entgegen, eine Mahnung zugleich an Vergessenes und Künftiges.

Und hat doch die Erde selbst ihre Kinder weit aus verstreut über die Gärten und Klippen ihres geräumigen Baus. Wie aus der Traube, die man vorüberträgt, Früchte sich lösen und zu Boden fallen, so scheinen mitten hinein in den Spiegel der Weltmeere, auf weitentlegne Inseln kleine Geschlechter der Menschen zerworfen, abgeirrt von den grossen Wohnungen der Massen, anheimgegeben ihrem eignen Geschick, und doch nur verlorne Kinder der volleren Traube, an welcher dichtgedrängt Beere an Beere reift und verdorrt. Auf ihren Inseln, so viele die Wanderung der reifen Geschlechter nicht streift, herrscht statt der Entwicklung heitre Nothwendigkeit, statt der Männer mit männlichen Erfolgen wohnen hier, seit ihnen zuerst die Sonne geschienen hat, Kinder und Freuden und Sorgen, Tugenden und Fehler von Kindern.

Woher sie gekommen — es ist ein Räthsel: gleich ihren Blumen, ihren Bäumen, ihren Vögeln — da sind sie; sie wandern wol von Insel zu Insel: nach ihrer ersten Heimath frägt man umsonst. Nur mit lockern Fäden ist diese Welt an die fernen Festlandsküsten geknüpft; nur mit irrem Wellenschlag trägt das Meer Festlandssamen und Kräuter an ihre Gestade; im Wechsel waltet ein Spiel der Kräfte, aber ein mächtiger Zug der bewegten Elemente beherrscht grossartig das heiter zersplitterte Dasein.

Im mittleren Gürtel der Wasserfläche, welche von Pol zu Pol fast ein Drittheil des Erdballs überdeckt, wendet die Meeresströmung nach Westen und reisst alles Bewegliche mit sich der untergehenden Sonne zu; nur in der untersten Tiefe herrscht ungestört die Ruhe des Meeresschlafes. Und über den westlich ziehenden Wassern bewegt auch die Luft sich einförmig in grosser Wallung. Frei über der Wasserwölbung steigt sie von den Polen, langsam erwärmt, in die Aequatornähe hinab, und wie ihr Strom, vom senkrechten Andrang abgebeugt durch den Kreistanz der Erde, von Norden und Süden je näher dem Aequator, um so schärfer nach Westen wendet, folgt er in gleicher Richtung dem Zug, der unter ihm das Meer hintreibt. Das ist der Passat, nur selten von Stürmen aus anderen Zonen überhaucht, nur kurzweilig aufgehalten in seiner Wanderung.

Entgegen dieser Herkunft des Wassers und der Luft setzt

die Erde ihre Dämme hinaus in das Meer, von Westen gegen Osten das Band der Inseln lösend, bis sie sich zerstreuen, sich verlieren und unter dem Wasserspiegel verschwinden. Von allem Irdischen am wenigsten durch Wechsel berührt, hat die Erde ihre Grundfesten gebaut als ein Zeugnis des Längstvergangenen, zu dem keine Erinnerung zurückreicht. Unter den wandelnden Geschlechtern der Menschen, unter unsteten Lüften, an ewig bewegten Wassern ruht der Bau ihres erstarrten Gesteins, mit den Merkmalen seiner ersten Bewegung. Wo ihre Rinde ungleich spröden Stoffs, ungleich geschichteter Masse am frühsten erhärtete, da widerstand sie am härtesten der zusammenziehenden Kraft des nachkühlenden Innern; die Flächen dieses Widerstandes treten noch heute sichtbar hervor, die Festländer der Erde, während zwischen ihnen die Rinde minderverhärtet, noch halbelastisch, dem innern Anzug folgte und sich in tiefer Senkung den Meeren zu breiten Betten hinlagerte. Und als nun die innere Anspannung wuchs, da schon auch der Boden des Meeres nicht mehr elastisch fügsam dem Zentrum sich entgegenwölbte, da riss die spröde Rinde in Spalten, durch welche die glühend flüssigen Massen des Innern auf den Festlandsräumen und unter den Wasserspiegeln als Bergzüge aufstiegen. Wer über der Südsee, begabt mit dem Fluge des Vogels und mit einem Auge, das in die unterste Tiefe das Wasser zu durchschauen vermöchte, von oben hinabsähe in die Wiege der Inselwelt, dem träte der Meeresgrund breitgelagert entgegen mit gewaltigen Thalmulden, mit unterseeischen Bergkämmen, die zum Theil, von keinem Wellenschlage berührt, tief unter der Wasserfläche sich lagern, zum Theil nahe zum Spiegel heranrühren, so dass der Schiffer den Kiel seines Schiffes zittern fühlt, wenn er die verborgenen Berge streift oder sich festrennt auf ihren sandüberlagerten Felsen. Aber über den alten Gründen der Erde ist ein neuer Bau von Inseln erwachsen, denen der Schiffer heute begegnet, wie sie bald hochgehoben mit phantastischen Zacken, mit Kegeln, in tiefgrünen Mänteln, vor ihm aufsteigen, oder in niedrigen Ringen und Feldern, schutzlos gegen den Andrang des Meeres in dessen Umarmung gesunken liegen.

In dem Aufbau dieser Welt tritt uns ein heiteres Bild entgegen: hier haben die grossen Urkräfte der Schöpfung nur den Grund gelegt, auf welchem die kleinen, kaum merkbar,

vollenden, was zur Wohnung für ein Kindergeschlecht werden soll und in dieser Arbeit jüngrer Kräfte, da wird die Zerstörung selbst zur Schöpfung; es herrscht ein günstiges Gesetz der Wandlung, und Gegenwart und Vergangenheit haben sich in wunderbarer Verknüpfung versöhnt. Denn all' die grünen Berge, die Korallenringe mit ihren Palmen, die Blumen, die auf diesem Boden blühen, die Menschen, die auf ihm geniessen, ein Geschlecht, das nur für den heutigen Tag zu sein scheint, seinen Inseln ähnlich, die verschwenderisch hingestreut liegen, wie grossblättrige Blumen auf grenzenlosen Teichen, diese leichtfertige Welt, die mit der Freude am Augenblick alle Vergangenheit mag vergessen lehren; in jedem Zug ihres Daseins, in jeder Falte, die ein sonniges Lächeln umspielt, in Allem, woraus sie todt und lebend geformt ist, trägt sie die Zeichen ihrer Vergangenheit an sich, ein weitausgebreiteter Friedhof mit blumenüberwachsenen Grabzeichen. Ihr Dasein selbst ist eine Frage nach ihrem Entstehen.

Unter den jüngeren Schöpfungskräften der Südsee ist die vulcanische Wirkung am ältesten thätig gewesen. Auf einigen Inseln arbeitet sie noch heute, nicht immer, wie man sich vorstellt, mit gewaltigen Zuckungen unter der Decke des Erdinnern. Ruhig schwillt unten die Lava an, bis vor ihrem gesteigerten Andrang die Bergwände langsam nachgeben. Oft steigt die glühende Masse in getrennten Röhren empor, wenn das Wasser der Wolken durch Erdspalten eindringt und den gesättigten Feuerschlund reizt. Nicht sind es gewaltsam hohe Auswürfe, wie die 10 000 Fuss ansteigenden des Vesuv; meist hebt sich die flüssige Lava nur 60 Fuss über den Kraterrand. Es mag eine Zeit gewesen sein, wo nicht aus engen Röhren schlackiges Feuer aufstieg, sondern Lava s e e n überflossen und in ihrem entleert gähnenden Munde Höhlungen darstellten mit dem Umfange von Hunderten der Meter, den Kratern des Mondes vergleichbar. Ausbruch folgte auf Ausbruch und durch die fortdauernde vulcanische Thätigkeit selbst bildeten sich aus den flachgewölbten Lavahügeln hochgipflige Kegel. Ueberall bewundern wir die Kette weiterbildender Wirkungen, die von e i n e m Anstoss ausgehen. Wenn die erste Fülle des Auswurfs sich mässigt, die Kraft des Innern erlahmt, und nun die Lava in kleinen Würfen, rasch erkältet, emporfliegt, so fügt sie Lage auf Lage in immer steilerem Abfall, oder der glühend aufstossende

Fluss fällt von oben in Tropfen nieder, die sich zu scharfgipfligen Kegeln häufen, zu schlanken, gewundenen Säulen. Je schwächer die Auswürfe folgen, je niedriger ihr Flug reicht, je rascher die Lava sich abkühlt, um so leichter haftet die eben noch flüssige Masse um die Höhe des Gipfels, auf dem steilern Anstieg der Wände, die um so höher sich aufbauen, dass endlich der Vulcan mit seiner ersterbenden Schleuderkraft zur Kraterhöhe nicht mehr hinaufreicht. Dann sammelt er in längerer Erholung die neuanwachsende, glühende Masse im Innern, bis sie gewaltsam nähere Ausgänge sucht und an den Seiten des Berges sich Spalten sprengt und hervorbricht. Nun fügt sie am Fuss des vulcanischen Baus verstärkend Schicht um Schicht an die Wände, die in den Pausen, wo der Berg von seiner Arbeit ruht, unter dem Einfluss des Regenwassers ihren ungleich gefügten Bau verkitten, bis die abermals andringende Lava, nun vergebens, an den unten gestärkten Wänden durchzubrechen strebt, von Dämpfen gehoben, mit concentrirter Kraft in die alte Hauptröhre steigt und in die Höhe des Gipfels und über seine Ränder tritt. Unterdess haben die Seitenspalten die Form des Berges verändert, je, wie sie ihn von oben oder von unten in halber Höhe oder vom Fuss bis nahe zum Gipfel durchsetzen, verflacht oder gehoben oder an Umfang erweitert.

So hat nun die Arbeit des Erdinnern Bergkegel mit glattem Mantel über den Meeresspiegel gebaut. Die vulcanischen Ausbrüche haben Inseln gebildet, manche so nahe in Nachbarschaft, dass die folgenden Lavaflüsse von einer zur andern das Wasser durchsetzen, die getrennten verbinden, und nun der erweiterte Landfleck nur an den mehreren Gipfeln die Art seiner Bildung verräth. Vergebens aber sucht das Auge heute die unveränderten Kegel. An die Wirkung des Feuers, an die glühend ausgeworfenen, die erkalteten, todten Massen hat das Wasser die bildende Kraft gesetzt, das Wasser des Himmels, das in Tropfen oder Giessfäden herabkommt: bergabrieselnde Bäche sind die Werkmeister gewesen. Vom Gipfel strahlenförmig rings an den Fuss haben sie Thäler geschaffen von mannigfacher Tiefe und Gestaltung. Einige ziehen als tiefer Schlund, mit enger Sohle, wo kaum ein Bach den feinen Wasserfaden bettet, mit scharfgeneigten Wänden, pflanzenbedeckt unter dem segnenden Einfluss der Nässe; andre beginnen mit breiterer Mulde schon in der Höhe, nahe zum Gipfel, von dessen un-

ersteiglichsten Zinnen Cascaden zerwehen oder herabtaumeln, ihren kaum sichtbaren Wasserschleier unten zum Bach zu verflechten; auf steilem Wege abwärts erweitern sich andre aus schauriger Enge zu immer breiter gelagerten Stufen, um behaglich hinabzutreten in den Spiegel des Meeres. Das sind nicht Thäler, wie vulcanische Mächte sie bilden; auch vermag so das Meer nicht seine Wellen grundausspülend in die innere Insel zu werfen, um sie mit ungleichem Zorne zu durchfurchen. Dass auf diesen Inseln nur das Wasser des Himmels so wirkt, bezeugen die tieferen Rinnen der Wetterseiten, während der regenlose, westliche Mantel in glatterer Fläche herabsteigt. Mühsam und kleinlich beginnt die Arbeit. Spurlos gehen die ersten Tropfen, die ersten Bäche vorüber, glattabsinkend an dem steilen Abfall: andre kommen und immer andre; nisten sich ein in die ersten Tiefen, spinnen sich fort in flachen Rinnen, schneiden im Irrlauf in den Felsen; aber je weiter sie abwärts wandern, wo der Berg seinen Abfall mässigt, da begegnen sich viele der langgeschiedenen Fäden, wirken mit immer breiterer Strömung, höhlen die feinen Rinnen, je weiter nach unten, je breiter und graben mit unablässiger Arbeit die Furche des Thals. Lange noch, wie sie über Felsenlagern ungleicher Härte hinwühlen, bald flacher, bald tiefer einschneidend, geht von Stufe zu Stufe ihr Lauf in Stürzen, bis der Anprall des stürzenden Wassers, die Schleifung der Welle, die Stufen bröckelt und plattet, aus dem Wasserfall Schnellen werden und endlich der Bach auf eben geneigter Fläche mit ebnem Spiegel reissend thalabtost. Auch dann noch erstirbt nicht die rastlose Wirkung des Wassers; aus der Tiefe wirkt es in die Breite, frisst an den Wänden der Schluchten, an den Landrücken, die strahlenförmig vom Gipfel aus Thal von Thal scheiden, verengert ihre Mauern, zerstört sie wol ganz, so dass es zwei Thäler, die es getrennt gegraben, am Ende vereinigt.

So meisseln und zerfressen die Wasser den schlanken Kegel, den die feurige Erde aufgeworfen, als Zeugniss ihres glühenden Kerns, von Jahr zu Jahr immer tiefer; so zehren sie ihn ab und zerschneiden ihm die glatte Fläche mit tiefen Thälern, den Falten und Furchen des Alters, die sie dann schmeichelnd mit Blumen kränzen, unter üppigem Grün begraben, dass der entstellte Sohn des Feuers wie ein Liebling erscheint der Wolken und der rinnenden Bäche.

Allein, wenn die so durchfurchte Hochinsel zur heitern Wohnung werden soll für Menschen, müssen die Gaben, welche die Flüsse abwärts führen, muss der fruchttragende Niederschlag gezwungen werden, sich hart vor dem Wasserspiegel niederzulagern; denn, wenn er hinabsinkt in das Meer, bildet er statt palmengekränzter Uferebnen nur Fische anlockende Sandbänke. Oder in den engen Schluchten der Thäler lebt feindlich geschieden, ein zerstreutes Geschlecht, das kaum zu Krieg und Todschlag über die Bergkämme mit einander verkehrt, das aus der Enge dieser Wohnung keine andre Welt sich geöffnet sieht, als das Allen geöffnete Meer. Jene wohlthätige Aufgabe übernehmen auf andern Inseln andre unscheinbare Kräfte. Auf den westlichen salzseetrinkendes Gestrüpp. Auf den unsichern Küstenrand, über dem Ebbe und Fluth wechselnd einander nachtasten, setzt sich das Mangelgebüsch und fängt und festigt mit seinem Wurzelgewebe die locker angeschwemmte, von den Flüssen herzugetragene Erde, bis diese anwachsend über den Fluth-, über den Ebbespiegel emporsteigt: dann zieht das Mangelgestrüpp sich von der Insel abwärts in den Bereich der salzigen See, und unermüdlich auf dem Fusse folgt ihm die Pflanzenwelt des trocknen Insellandes. So bilden sich fruchtreiche Uferebnen, die im Gürtel die Hochinsel umschliessen, mit Feldern, mit Palmen und unter den Palmen mit Dörfern, und rings um die Insel bewegt sich lebendiger Menschenverkehr.

Aber auf den östlichen Inseln auch war das Werk der sorgsam im Kleinen schaffenden Natur noch bei weitem nicht vollendet. Wenn von den Gipfeln der glatt aufragenden Kegel eben die ersten Wasserbäche rinnengrabend bergab gleiten, bereitet an ihrem Fusse sich schon ein neues Bruchtheil der fortschreitenden Schöpfung. Unter dem Meeresspiegel, an den nackten Fels, hängen sich die ersten Korallen, im Leben und im Sterben gesellig, knospen, breiten sich aus, schliessen den Kranz um den Berg, der, anfangs noch ein unscheinbarer Reif, zum Gürtel, zum Damme des Fusses wird, vielleicht zur Krone der Stirne und endlich zum Grabstein.

Die korallenbildenden Polypen, an Form und Grösse tausendfach verschieden, leben alle unter dem Spiegel des Meeres, ein unermüdlich-sterbendes und neu entstehendes Geschlecht. Wo sie der Oberfläche entgegensteigen, platten ihre Formen

sich ab und gehen in die Breite. Viele vervielfältigen sich durch Knospung. So entsteht ein acht Fuss hoher Korallenbaum, ein niedriges moorgleiches Feld, Cactusstauden, Schwämme, schlanksäulige Urnen. Oft lebt ein Polyp, während er unten abstirbt, oben fort und wächst hinauf. So stirbt das Thier und wächst zugleich weiter und weiter, ohne andre Schranke, als die ihm die Oberfläche des Meeres setzt. Alle nun sammeln durch ihren Lebensprozess im Innern eine kalkige Ausscheidung, welche sich der äussern Körperform nachbildet. Wie bei der Knospung die Körper sich vervielfältigen, so vervielfältigt sich mit ihnen allgemach auch der kalkige Kern. Es ist derselbe Bestandtheil, den wir in den Schalen der Muscheln, in den Knochen der Vögel, der Amphibien, der Säugethiere finden: ein unorganisches Produkt organischer Thätigkeit, das mit dem Thiere erstirbt und, wenn die weiche, umgebende Masse hinschwindet, nackt zurückbleibt. Den Stoff zu dieser Bildung empfängt das Thier aus dem Meere selbst, gegen dessen Andrang es seine Dämme aufführt. Und der Ozean schont keineswegs der Korallenbauten. Unaufhörlich peitschen seine Wogen an. Es gibt kaum eine Periode der Ruhe. Die lange Schwellung, die von der stetigen Wirkung des Passates hervorgerufen wird, bewegt sich an den Küsten in unablässiger Brandung. Den rollenden Wogen müsste am Ende jeder Bau auch aus den härtesten Felsen nachgeben. Nur die niedrigen Korallenmauern gehen siegreich aus dem Kampfe hervor. Denn hier tritt gegen die mechanische Kraft die organische auf. Aus den schäumenden Brechwogen scheiden die weichen, gallertartigen Polypen die Atome des kohlensauren Kalks, um sie in sich zu verbinden und sterbend zu einem symmetrischen Bau zu fügen. Ob auch ein unerhörter Sturm die Masse in grosse Trümmer bricht; Tag und Nacht, Jahr aus, Jahr ein, setzt sich die Arbeit der kleinen Baumeister fort, unermüdlich und endlich siegreich. Es ist der Sieg der Lebensgesetze über die todte, mechanische Anfeindung. Das peitschende Meer selbst trägt den Eindringlingen die Nahrung zu und stärkt sie durch seine Wuth. Damit der Mensch auf neuen Inseln müssig gehe, übernehmen unscheinbare Thierchen die Aufgabe, ihm einen festen Grund zu bauen. Aber, während die noch lebende Masse die Wogen besiegt und sich dienstbar macht, müsste das erstorbene, locker-

verästelte Riff der Wuth des Meeres erliegen, wenn nicht in seine Lücken und Spalten neue Korallchen und Seeschwämme sich einnisteten; einige bilden über Seegras und Klippen dünne Krusten, andre ziehen sich in die Vertiefungen. Und wenn nun der Mauergürtel an den Wasserspiegel steigt, dann krönt sich das Werk; und zu dem organischen Aufbau durch Schaffen fügt der mechanische sich durch Zerstören. Denn nachdem das Meer den lebenden Cohorten der Korallen unterworfen war, und es nun mit dem Kamm seiner Wellen die höchste, erstorbene Fläche peitscht, zerdrückt es ihren Rand, bricht gewaltige Blöcke ab, schleudert sie hin und her, um sie mit der rücktretenden Ebbe doch meist auf dasselbe Korallenfeld zu lagern, von dem es sie losgerissen; so baut es die breite, niedrige Fläche durch Zerstörung nur höher auf. Zu den alten Trümmern kommen neue; die Gewalt der Wogen zerreibt die kleineren Bruchstücke zu feinem Sand, der in die Fugen sinkt, sie unter der Wirkung des Regens verkittet und schliesst. So deutlich verräth sich die aufbauende Zerstörung des Meeres, dass die Wetterränder der Riffe am höchsten über dem Wasserspiegel lagern.

Das vollendete Riff umschliesst nun im Ringe den luftig aufsteigenden vulcanischen Kegel, fängt seine abströmenden Bergwasser und die Erde, die sie mit sich führen, und schützt seinen Fuss vor der zerfressenden Macht der Wogen.

Aber das Erdinnere duldet auch jetzt keinen Stillstand; als verlangte es wieder nach den ausgestossenen Kindern, beginnt es aus geheimer Tiefe, die Gipfel, welche es emporgetrieben hat, an sich zurückzuziehen. In ihm erneuern sich die wechselnden Bewegungen seiner Urzeit; es ist, als geriethe das Festgegründete noch einmal in Schwanken. Der Inselberg sinkt, langsam vielleicht und unmerklich; anfangs steigt nur sein Fuss mit dem umschliessenden Riff unter den Wasserspiegel zurück. Und sogleich beginnt die Arbeit der Polypen von Neuem: auf der versenkten Fläche, über der nun wieder das Meer seine Wogen hin- und herwirft, setzen sie sich wieder fest, und je tiefer die Insel sinkt und die an ihren Fuss gebundene Mauer mit ihr, um so emsiger, um so sicherer und reicher an dem Stoffe, den ihnen das Meer zuführt, bauen die Korallen an dem alten Riffe, das sie der Oberfläche zuführen, unter welche der Inselkegel immer weiter hinabsteigt. Setzt dann das Erdinnere

seinen Zug nach innen aus, tritt eine Zeit der Ruhe ein, sinkt die Insel nicht weiter, dann liegt sie von der Krone des Riffs, dessen Fuss, einst über dem Meeresspiegel, und jetzt tief drunter an ihr Gestein engangesschlossen steht, durch einen Gürtel ebnen Wassers getrennt. Oder, wenn die nachbauenden Korallen die alte Mauer noch nicht bis zur Spiegelhöhe aufgethürmt haben, wenn die Wogen noch ungehemmt an den neuen Fuss der Insel schlagen, so bauen auch wieder dicht unter ihm neue Korallen sich an und beginnen ein zweites, ein Binnen-riff, das unter dem Schlag der Brandung emporwächst, bis allmälich das erste auch wieder über das Meer hinauftritt, den Andrang der Wogen auffängt und bindet, und nun das innere Riff, kümmerlich genährt, unter den Spiegel gebannt bleibt oder ihn nur mit niedriger Zinne übersteigt. Je tiefer die Insel sinkt, um so breiter werden die Kanäle, welche sie von den Riffen trennen; im Westen der Viti-Inseln zieht der innere Wasserring 25 Meilen breit; auf Taïti steht das Riff nur $^1/_2$ Meile von der Küste ab.

So zeichnet das äussere Riff den Umriss des einst sichtbar gewesenen Landes, den ältesten Fuss der gesunkenen Insel, nach.

Und sinkt von Neuem die Insel mit ihrem abstehenden Korallenrahmen, und baut dieser sich immer wieder auf um den entschwindenden Kern, so ragen zuletzt von dem vulcanischerzeugten Lande nur einzelne Gipfel aus dem innern Wasserspiegel empor, den der Ring der Korallen umschliesst, bis endlich die letzten Gipfel verschwinden, und an der Lagune nur die seichtere Wasserfärbung verräth, dass nahe unter ihr Land gebettet liegt.

Aber immer noch anders vollzieht sich und wandelt die Gestaltung dieser Welt. Denn ist nun die Senkung beendet, und das Riff hat in der Höhe seine Lebensgrenze erreicht, so wächst es, wo der senkrechte Aufbau ihm versagt ist, in die Breite, und, wo früher der Kern des Ringes, wo die Hochinsel mit erdigen Ablagerungen und süssem Wasser die zu ihm hinstrebenden Korallen getödtet hat, da empfängt sie jetzt nur die salzige Lagune, unfähig ihrem Andrang zu widerstreben, zuweilen selbst — wie sie es lieben — von der Fluth des Meeres heftig bewegt, wenn es über das niedrige Riff in sie hineinschlägt. Dann verengt in dem seitlichen Ausbau des Ringes die Lagune sich mehr und mehr; ihr Gestirnespiegelndes

Wasserrund wird kleiner und kleiner; sie verwächst; aus dem mauerförmigen Riff ist ein ebenes Korallenfeld geworden, das zuletzt nur noch in seiner mittleren Einsenkung die Spur der Lagune verräth.

So werden die Korallenkränze, welche um die hohen Eilande zum Schmuck und zum Schutz sich anschmiegten, am Ende ihr Denkmal, das einzige Zeichen ihres Daseins. Die östliche Gruppe des grossen Inselmeeres ist ein weitausgebreiteter Kirchhof, wo jeder Lagunenring auf dem Grabe einer versunkenen Insel steht.

Und diese Gräber sind lieblich, wie Oasen in der Wüste. Denn an dem nackten Korallengestein hat die unermüdliche Schöpfung, die über dem Stillen Meere waltet, eine neue Bildung begonnen. Ueber dem Ruinenfelde sammeln die Wellen den Sand zerriebener Korallen. Selbst aus der Ferne arbeiten Luft und Wasser an dem neuen Lande. Von entlegenen Kratern führt der Wind vulcanische Asche herbei und schüttet sie befruchtend auf den nackten Boden. Treibholz trägt in seinen Wurzeln die Keime der Pflanzen, der Insecten mit sich. Das erste Gras, die ersten Blumen wachsen auf dem jungfräulichen Boden; krüpplig, wo Bäume noch nicht Wurzel fassen, zieht das erste Gestrüpp über die steinige Fläche. Das Meer sendet seine Gäste auf die neue Insel. Seevögel nisten im Gebüsch, auf den Sandflecken, in den Höhlungen des Gesteins. Gedrängt wie Heuschreckenschwärme sieht man sie, wenn die Sonne ins Meer sinkt, ihren Brüteplätzen zuziehen, oder in Regenschauern hin- und herfliegen mit heftig schüttelnden Flügeln. Auf den niedrigen Uferrand schleppen sich Schildkröten, um unter dem Laubgestrüpp zu schlafen, als wäre es eine jener Seepflanzen, durch welche die Thiere des Wassers ihre Jagd treiben. Um die Insel kreist der Hai, den Alles lockt, was sich bewegt, und lauert mit geöffnetem Schlund auf Beute. Unterdess geht das Werk der Schöpfung seinen Gang. Immer thätiger spült das Meer Sand und Pflanzenkeime ans Ufer; die Vögel selbst helfen den Grund erhöhen; wenn in dem tiefern Boden die ersten Cocospalmen Wurzel getrieben, Früchte gezeitigt haben, dann lockt die weithin sichtbare Flagge der Palmenkronen die ersten Menschen herbei, die wol den Lauf ihrer Kähne wenden, das neue Land flüchtig besuchen zur Zeit, wo sie seine nährenden Gaben einsammeln, die endlich selbst dauernd auf ihm sich ansiedeln.

Der Schiffer, der in diese Inselwelt steuert, sieht von der Höhe des Mastkorbes fast stets zwei Inseln gleichzeitig über den Horizont getreten; in der Nacht wirft er Anker aus, um nicht gegen unbekannte Klippen zu treiben. Am Tage segelt er den neuen Bildern langsam vorüber, die sein Schiff in Abstand halten. Denn nicht immer führt durch das brandunggepeitschte Riff ein Canal in die innere, spiegelebne Lagune. Kaum mit Böten wagt man die gefährliche Fahrt. Die Wellen tanzen um die Korallenmauern, und ihre aufsprühenden Wasser glitzern mit den Farben des Regenbogens zurück in das schäumende Chaos. Wollten die Bewohner der Insel in ihren leichten, beweglich gelenkten Kähnen den Zugang wehren und den Anrudernden in der Brandung den Kampf antragen, stets wäre der Sieg auf der Seite der Wilden; meist aber schwimmen sie freundlich entgegen mit Palmenblättern, mit halbgeöffneter Cocosfrucht zum Geschenk, zum Austausch; dann begleiten sie das fremde Boot, wie's in die Brandung stösst, und heben es schwimmend mit Händen und Schultern in die Wurfebene der antosenden Welle, die es mit sich reisst und mit dem letzten Anprall in das ebne Binnenwasser niedersetzt. Am Ufer hat das Dorf sich versammelt. Greise und anscheinend Häuptlinge gehen mit Stäben Ordnung gebietend durch die Menge. Auf vorspringenden Korallenblöcken sitzen Schaaren von Weibern und winken ans Land. Andere kommen an das Boot geschwommen, klettern über Bord, und die Tochter schmeichelt dem Matrosen, dem lange nur Seewind über die Wange gefahren ist, während der Vater verstohlen ihm das Halstuch löst und mit der Beute sich kopfüber ins Wasser rettet. Der Zudrang wird heftiger, je mehr das Boot sich dem Strande nähert. Fast auf den Schultern werden die Gäste ans Land getragen. Und dann sind sie in der Macht des seltsamen Volkes. Unter Schmeicheln und Drohen umgiebt sie die Menge. Eben noch lächelnd und liebkosend, immer zum Plündern bereit unter Scherz und Lachen, plötzlich vom leisesten Widerstande erbittert, dass sie sich trennt, zurücktritt, den Abstand misst. Aus Liebe wird Krieg. Die Schneckenmuschel wird geblasen. Und wie weggefegt sind Weiber, Mädchen, Kinder. In ungeordneter Reihe schreiten die Männer vor, waffenlos, wenn nicht der Boden die Waffen gäbe; ein furchtbarer Steinregen beginnt, schwere Korallenblöcke fliegen durch

die Luft. Für die Fremden gibt es nur Rückkehr oder Kampf. Oft wird die Rettung nur mit Blut erkauft, und, da sie noch eben auf heitre Feststunden am Ufer gehofft, preisen sie nun sich glücklich, wenn das ungelenke Boot sie durch die Brandung ungescheitert zurückträgt ans Schiff aus dem Bereich der Wilden, die wie Kinder mit Schmeicheln und Ingrimm, mit Küssen und Steinwürfen um sie geschwommen, getanzt, sich gedrängt haben.

Je niedriger die Fläche, je schmaler der Ring, um so wilder ist das Volk, um so armseliger, um so toller, wenn ein Unerwartetes die ewige Einförmigkeit seiner Tage unterbricht. Auch im Aeussern tritt es zurück vor den schlanken, wohlgebauten Bewohnern der höhern Inseln. Mit dem Auftritt der Inselhöhe über den Meeresspiegel, mit der westlicher gehenden Lage, mit dem grösseren Reichtum an Pflanzen und Fischen veredelt sich zusehends das Loos Aller. Auf den reicheren Inseln steigern sich mit den Mitteln der Befriedigung ihre Bedürfnisse, mit den Bedürfnissen ihre Kenntnis von Dingen, mit dieser die Fähigkeit zu vergleichen, zu ordnen, zu denken, mit Absicht zu geniessen und zu besitzen. Zu den frei von der Natur gelieferten Früchten fügen sie dann gern die Arbeit ihrer Hände. Kleine Aecker, sauber von Korallentrümmern umzäunt, lagern sich bald um die Hütten; die Pflege der Bäume, vor Allem der Cocosnuss beginnt; auf einzelnen Inseln sieht man Bananenwälder gepflanzt und gehütet.

Dazu nimmt von Ost nach West die Herrschaft des Passatwindes ab; die Strömungen des Meeres werden freier. Unter dem ewig gleichförmigen Strich des Windes erlahmt das Leben. Die Seele gewöhnt sich nach einer Richtung hinauszuschauen, den verkrüppelten Acacien gleich auf Porto-Praya in der Capverdischen Gruppe, die, von dem Passat des atlantischen Meeres mit ihren Spitzen und Aesten nach Süd-West gebogen, die Wirkung dieses Druckes, während sie aufwachsen, an sich verewigen. Im Leben und im Tode geht die Hoffnung stets denselben Weg, wird die Erfüllung stets aus derselben Richtung erwartet. Das tägliche Gewerbe erhält sein Gepräge: der Fischfang, die Fahrt ausserhalb des Riffs, die Stellung der Häuser. Nur selten droht mit Gewittern ein Sturm, der aus verschiedenen Weltpunkten wechselt; dann binden die Bewohner der flachen Inseln ihre Häuser mit Stricken aus Palmenbast

an die Cocosbäume und lassen das Wetter über sich austoben, bis der Passat in das alte Geleise zurückkehrt und Tag und Nacht über die Insel hinzieht.

Abgelenkt wird seine Macht erst, wenn er an die höheren Inseln herantritt, von denen zur Nacht ein kühler Landwind herabkommt, die einander schützen, oder sich abgebeugte Luftströme zuwerfen, hierhin und dorthin, dem Verkehre nach hüben und drüben günstig, wie sie selbst mit dem Wechsel ihres Bodens, mit den Gegensätzen ihrer Ufer- und Binnenpflanzen, mit der Luft der Tiefe und der Höhe in ihrem Schosse ein belebteres Volk grossziehen, das nach der Scheidung der Thäler in Gewöhnung und Gesinnung sich gliedert, zu Stämmen bildet, zu nachbarlichen Gemeinden, in friedlichen Verkehr tritt und in feindlichen. Auf diesen Inseln herrscht ein seltsamer Mittelzustand von Cultur und Uncultur, eine barbarische Mischung des Feinen und Groben, des Edlen und Gemeinen, des Sinnlichen und Geistigen. So auf Taïti, einer der reizendsten und berühmtesten, dem Mittelpunkt des passatleeren Meeresraumes, am reichsten mit Pflanzen geschmückt, am lebendigsten von Menschen bewohnt, wo der Krieg und die ernsteren Künste nur die Nebenrolle spielen, kindischer Gram und Genuss das Leben fast ausfüllen.

Selbst das Nothwendigste tritt hier in leichteren Formen auf. Der Ernst und die Arbeit verlieren sich in Formen des Spiels. Aus Holzpfeilern und locker gereihtem Rohr baut das Volk seine luftigen Häuser; mit breiten Pandanusblättern, künstlich gebogen und an einander geschichtet, wehrt das Dach selbst dem tropischen Regen; durch die harfenartigen Lücken der Seitenwände geht die kühlere Meeresluft ein und aus. Das Laub der Brotfruchtbäume und die Blumenranken draussen, zur Nacht das Licht des Mondes schauen in das Haus. Zur Winterszeit, oder wenn Stürme unfreundlich plagen, verhängt man die Wände mit sauberen Matten. Hausgeräth giebt es nur spärlich, ein hölzernes Kopfkissen auf dem Graspfühl, Waffen an den Wänden, Aexte, Kalebassen, polirte Cocosschalen; Alles von leichtem Werthe und doch mit unglaublicher Mühe ohne Eisen gefertigt, zierlich, in geschmackvollen Formen. Nahrung liefern die Pflanzen, die Früchte des Landes, die Fische des Meeres. Der Acker wird auf einigen Flecken gebaut. Der Fischfang versammelt, meist zur Nacht

beim Fackelschein, um Bäche und Flüsse die Weiber, am Tage auf der See, zwischen dem Lande und dem Riff, die Männer. Mit Lanzen, die im Wurf durchbohren, mit Haken, häufiger mit Netzen gewinnt man leichte Beute. Die Speise wird gebacken. Zwischen Steinen, die ein Erdloch ausmauern und von Kohlen erhitzt werden, unten und oben von wohlriechenden Blättern umhüllt, werden Früchte, Fische, Hühner, gelegentlich ein Schwein, zur Mahlzeit bereitet. Und selbst zur Kleidung liefert diesem Volke die Natur schon den halbbereiteten Stoff. Mit schweren Hämmern zerklopfen die Weiber die Rinde gewisser Bäume, hängen sie in rinnende Bäche und schlagen von neuem darauf los, Stück an Stück fügend, bis die holzigen Fasern weichgepresst an einander kleben und nach der Bleiche, zierlich gefärbt, den Tapamantel darstellen. Auf den Samoa Inseln belästigt in der Nähe der Dörfer den Fremden der ewig gleichfallende Takt der Tapahämmer, die von den fleissigeren Frauen fast unermüdlich geschwungen werden. Aber das echte Kleid der Insulaner ist die dunkle Haut mit ihren künstlich eingerissenen Mustern. Die Tatuirung ziert und entstellt je nach dem Kunstsinn des Stammes und des Werkmeisters. Ein treffliches Kunstwerk wird oft erst in Jahren gestellt, denn die Operation ist peinvoll und selbst gefährlich.

Das Muster wird nur durch die Stellung einzelner Punkte hervorgebracht. Jeder Punkt wird mit einem spitzen Stein in die Haut geschlagen und mit Asche und Farbe gebeizt.

Das sind die Mühen und Arbeiten des Lebens.

Bedenken wir nun noch die Zeit, welche hin und wieder der Bau trefflicher Kähne mit ihrem reichen Schnitzwerk erfordert, so fällt der Rest des Lebens an Musse, an Spiel und an Krieg.

Der grössere Rest doch an Musse. Wenn mit dem Tag die Bewohner des Hauses ins Freie treten und an den Bächen sich waschen, so beginnt unter den Weibern das Geplauder, nach der Rückkehr ins Haus die Toilette. Grossblättrige Blumen, am liebsten rothe, vollenden, in das Haar oder mitten in die Ohren gesteckt, den Schmuck. Nach dem Frühmahl, wenn keine dringende Arbeit abruft, setzt Alles sich vor die Häuser, nachlässig hingelehnt, oder unter den Schatten der nächsten Banane und plaudert. Erst nach der Hauptmahlzeit

zerstreut sich der gesellige Kreis und geht leichter Arbeit oder noch leichterem Schlafe nach, und, sowie das Dunkel hereinbricht und die Gespensterfurcht, sowie die Fackel in den Pfeilerring gesteckt ist, kommen die Freunde zu den Freunden; man tanzt, oder noch lieber, man plaudert. Und, wenn die Gäste sich zerstreuen und zur Schlafenszeit die Kinder des Hauses sich auf den Grasteppich lagern, dann beginnt ein Greis — während die andern lauschen — eine traurige, eine furchtbare, eine Gelächter weckende Erzählung, vor deren Schluss Niemand im Zimmer das Auge schliesst.

Diese häusliche Musse wird am häufigsten von öffentlichen Festen unterbrochen, wo geschmaust wird und von den Früchten der Insel geopfert; wo man rascherfundene oder altüberkommene Lieder singt, wo vor den Versammelten, Göttern oder Menschen zu Ehren, auserwählte Tänzer in mimischen Gruppen um einander hinwirbeln, bis wol Einer um den Andern die Zuschauer mit hineingezogen werden in die verführerischen Kreise. Der beste Sänger, der trefflichste Tänzer werden hoch geehrt. Oft holt man sie von den benachbarten Inseln feierlich ab und entlässt sie am Schluss des Festes reichbeschenkt in die Heimath.

Das ganze Leben mit seinen Leiden und Freuden durchzieht der echt heidnische Grundsatz der Vergeltung. Geschenk ruft Gegengeschenk, Feste rufen Feste hervor; Liebes wird mit Liebem vergolten, Böses mit Bösem. Auf einer der Marquesas wurden Frauen, die beim Fackellicht fischten, vom benachbarten Stamme mit dem Kriegsschrei überfallen. Sie flüchteten und erreichten am Ufer ihre bewaffnet herbeieilenden Männer; nur die Tochter des ältesten Häuptlings fehlte. Als der Vater mit seiner Schaar den Feinden nachzog, um gegen seine Tochter den Frieden feilzubieten, da kam er zu spät; sie war getödtet. Am andern Tage sandte er zwei Männer seines Stammes in die Wälder; sie erhaschten zwei junge Mädchen im Bade und führten sie vor den Alten. Ihre Thränen bestürzten ihn; doch schwankte er nur wenig Augenblicke; dann liess er ihnen das Haupt mit Tapatüchern umwickeln und die schönen Kinder mit Keulen todtschlagen.

Und so tritt uns der Schatten des heitern Bildes mit tiefer Schwärze ins Auge. Krieg ist dem Menschen ins Blut geboren, die Saat des Hasses geht überall auf, und wir lernen die dunkle Seite des Insellebens noch näher kennen, wenn wir die Spuren

der fremden Einwandrung verfolgen und die seltsame Wandlung, die der Verkehr von draussen in diese Welt der Kinder getragen hat. Denn Kind bleibt dies Volk auch im wildesten Taumel seiner Kriege. Seine Leiden sind ihm ein Zwang der Nothwendigkeit, es trägt sie, wie den täglichen Untergang der Sonne. Sein Gram ist eine Wolke des Augenblicks. Selbst, wo es Blut gilt und Blut um Blut, genügt es meist hastig der furchtbaren Pflicht, sehnt sich, den Ernst in Spiel zu verwandeln und kehrt aus der kindischen Wut heiter zurück zu seinen friedlichen Künsten, zu seiner Musse, zu seinen täglichen Freuden und Sorgen.

Und die Natur sucht es kaum mit schwereren Prüfungen heim, als zu Zeiten es selbst mit dem Wahnwitz seiner heidnischen Seele. Freilich nicht immer in gleichmässiger Fülle spinnt sich ihm das Dasein. Auch auf den paradiesisch gerühmten Inseln der Südsee kehren Noth ein und Mangel. Wo in den Thälern der hohen Inseln neben üppigen Fruchtbäumen Farnen mit nahrhaften Wurzeln wuchern, da zwingt die Noth zum Höchsten, den Genuss des Lebens herabzuspannen; statt an die Kronen der Bäume greift die Hand des Wilden in das lockere Erdreich; statt an saftigen Früchten saugt er an holzigen Wurzeln, und, ehe noch das Bewusstsein der Entbehrung unbehaglich in ihm erwacht, hat die raschreifende Sonne andere Früchte gezeitigt, und der sorglose Genuss beginnt wieder im Vollen. Nur, wo der Mensch seinen Fuss dauernd auf die schmalen Korallenringe gesetzt hat, wo einzig an die Cocosnuss und den ungleichen Fischreichthum des Meeres das Dasein geknüpft ist, da geschieht es wohl, dass ein gewaltiges Erdbeben aus der Ferne auf hunderte von Meilen die See aus ihren Gräbern emporwirft und mit bergweiten, berghohen Wellen über die Ränder der Inseln jagt, oder dass, unvorgesehen und unabwendbar, ein Wirbelsturm die einzigen Bäume niederreisst und mit ihren Kronen und ihren Früchten der ganzen, kleinen Menschengemeinde nicht nur die Freude, sondern die Stütze des Lebens zerschmettert. Dann auf den geretteten Kähnen oder auf hastig neugezimmerten wandert die Schaar aus der wüstliegenden Heimath, oft unkundig des nächsten Ziels, dem Wind anheimgegeben, der sie zu andern Inseln trägt oder auf dem Wasser umtreibt, bis die letzte Cocosnuss ausgesaugt und verzehrt ist, und der Hunger, vor dem allein sie geflohen sind,

auf dem Meere, das sie retten sollte, die Verirrten tödtet. Weglos, wie zuvor, treiben die steuerlosen Kähne mit den Leichen, welche die Sonne rasch zu Gerippen verwandelt, bis ein Sturm sie in der Tiefe bettet, oder ein gefrässiger Hai in tollem Sprunge die wehrlose Beute zu sich herabreisst. Oft werden die Hungerflüchtigen, wenn sie entrinnen, an öde, baumleere, menschenverlassene Inseln getrieben, oder sie steuern schlanken Bäumen zu, die ihnen luftgehoben schon vom Horizonte entgegenlocken, aber von der sturmverschonten Insel zwingt das einheimische Volk sie wiederhinauszufahren in das Meer; denn die Häupter der Gemeinde, die Männer, die Weiber, die Kinder sind gezählt, die Cocosbäume mit ihren Früchten sind gezählt, und neue Gäste schmälern die Mahlzeit und bringen den Wirthen selbst Hunger.

Von den Glücklichsten vielleicht wird eine unbewohnte Insel gefunden; an ihrem Ufer wachsen einige Palmen; sie lassen sich nieder, pflegen die unschätzbaren Bäume, die jungen auftreibenden Stämmchen und richten sich nach langen Mühen behaglich ein, wie zuvor.

So gründet auf den Koralleninseln der Südsee der Hunger Colonien und Staaten. Zuweilen auch der Zufall, der Wind, wenn er eine Reisegesellschaft aus der Richtung verschlägt. Zuweilen der Krieg, wenn die Besiegten auf ihre Kähne fliehen und sich hinausretten ins Meer. Immer nur der äussere Zwang und die Noth, die flüchtig hinwandern über diese Welt des gramlosen Lebensgenusses.

So sehen wir auch hier einen Aufbau nach Zerstörung, ein Werden im Kleinen, eine leichtbewegte Wandlung. Wie die Wasser des Baches den Lavafelsen in Rinnen scheiden, wie die Korallen, emsig eine zur andern gestellt, mit der Arbeit von Jahrtausenden Mauern aufführen und Inseln andämmen, so treibt auch der weniger emsige Mensch, vom Winde gesteuert, noch heute wol auf den Wassern seiner Heimath umher, löst alte Bande, knüpft neue, verliert eine Heimath, gewinnt die andere. Aber die Früchte seiner Wanderung sind leicht vergessen; höchstens trägt er zu den neuen Nachbarn Sagen seiner Vorfahren und die Kunde von Inseln, die jenseits liegen. Immer ist es eine leichte, rasch vergessene Wissenschaft, die er verbreitet. Seine Werke gehen unter, sein Andenken stirbt; geschichtlos endet sein Glück, wie sein Elend. Nach ihm beginnen seine Kinder, seine Kindeskinder das gleiche Dasein.

Die Reihe der Tage, welche die Geschlechter durchleben, ist den Tropfen gleich, die unwissend um einander, einer dem andern aus den Wolken folgen und im Sande verrinnen. Gemeinsam fast allen Geschlechtern ist nur die freundliche Welt der Inseln, das Meer mit seiner Strömung, der Passat, der rastlos der sinkenden Sonne nachwandert.

II.

H. V.

Wenn wir zu den kleinen Inselgemeinden auf ihren Korallenringen und Bergen noch einmal einkehren, um nach ihrer Entwickelung unter dem europäischen Verkehre zu fragen, so geben wir den Reiz einer dichterischen Würdigung, den Glanz der Contraste und äussern Schmuckes hin; wir begegnen dann mancher Enttäuschung. Hier ist nur die Natur milde und verschwenderisch gewesen, die beginnende Geschichte greift rauh in das heitere Bild und zerstückt es.

Das Leben auf Inseln, so lange sie abliegen von der grossen Völkerbewegung, ist eine Jugend ohne Alter. Da wächst ewig die Menschensaat, ohne zu reifen. Jedes Geschlecht beginnt, was das vorausgegangene begonnen; endet, wo jenes geendet und sieht sich selbst wiederholt in seinen Leiden und Genüssen von dem Geschlecht, das ihm nachfolgt. Untrennbar hineinverwebt in die Natur ist das Dasein des Menschen; sie giebt ihm sein Glück und sein Elend; er nimmt ihre Gaben und ahnt nicht, dass er beschenkt Fesseln trägt.

Erst der Verkehr mit andern Seinesgleichen lehrt ihn messen, was ihn bindet. Sie kommen auf grösseren Kähnen, auf Schiffen, aus unerreichter Ferne, mit schöneren Früchten, mit härter treffenden Waffen; sie kennen andre Künste, andre Götter, andre Genüsse. Je weiter die Kreise seines Verkehrs sich dehnen, um so enger fühlt er sich in seiner einst endlosen Welt. Er strebt zu besitzen, was er bisher nicht geahnt hat, zu erwerben, was ihm verwehrt ist. Denn seine Inseln tragen vielleicht nur Sträucher, nicht Bäume; vergebens sucht er nach Schiffholz; das Riff und die Brandung umsperren seine hafenlose Küste; er muss entsagen oder auswandern. Dann empfängt ihn als Fremdling das Volk der grösseren Insel; sein Gastrecht

schützt ihn nicht lange; der hilflos Müssige wird verachtet und er muss dienen. Sein Loos wird bald das Loos seiner Heimath. Die Stärkeren knechten sein wehrloses Volk; im wachsenden Gedränge gilt nur, wer rasch ist und mächtig; von Insel zu Insel knüpft sich ein Band der Dienste, und Herr über alle wird der Gebieter des Festlands.

So hat aus der Ferne Europa langsam begonnen, auch diese Welt unter das Joch seines Lebens heranzuziehen.

Seit Magalhães mitten durch das Weltmeer die erste Wasserfurche nach den Molukken gezogen und die Einbildung der Zeitgenossen, durch die Wunder Amerikas aufgeregt, in der neuen Wasserwüste nach Ländern fabelhafter Schätze verlangte, segelte jahrhundertelang mit den Seeleuten die Sucht nach Wundern und nach Gold durch den Grossen Ocean. Vergebens war die Sehnsucht nach Land; nur Inseln, klein und unscheinbar, furchte der Kiel aus den Wasserbahnen.

Aber rüstig über sie hin drängte sich immer zahlreicher die Schaar der Seefahrer. Statt der goldenen Schätze fanden sie Genuss und Gefahren; statt mächtiger Menschenstämme, die den Besitz ihrer Vorfahren hartnäckig vertheidigten, fügsame Völkchen. Entspann sich Streit, rasch war er vergessen; selbst Blut wurde leicht gesühnt, denn gegenseitig wirkte der Reiz eines ungewohnten Verkehrs. Die Fremden fesselten die Bilder der Landschaft, die mühelos reifenden Früchte, die harmlose Laune des Umgangs; die Wilden entzückte die Wirkung einer nie geahnten Cultur, der Taumel einer Begegnung gleichsam aus andern Welten, denn jenseits des letzten Horizonts, an den ihr Auge von dem äussersten Punkt ihrer Inselgruppen reichte, lag nach den Sagen nur die Heimath der Götter.

Je länger die Götter unter den Menschen weilten, je weiter sie vordrangen von den zerstreuten Inseln im Osten nach Westen gegen die grösseren Landflecke, um so rascher verging die freundliche Zeit des Friedens, um so häufiger wurde der Hader, um so herber der Widerstand und der Zwang.

Wenn man von Osten nach Westen schifft, und die lockern Felder der Koralleninseln, die mittleren Gruppen der höhern Eilande im Rücken hat, so steuert man von Insel zu Insel zu immer grösseren Menschengemeinden, zu wilderen Stämmen mit rauheren Künsten des Krieges, mit dunklerer Farbe, mit andrer Sprache. Der Osten hat nichts gemein mit dem Westen.

Nur mitteninnen, auf der Gruppe der Viti-Inseln, haben beide ihre Gaben getauscht. Da führt das Volk Bogen und Pfeile, da formt es Gefässe aus Thon, die man im Osten nicht kennt, da hat es Götter und mildere Sitten von den helleren Stämmen ererbt. Weiter hinaus wagt sich kein polynesisches Boot; die Inseln sind anders; die Luft ist anders; die helleren Stämme erliegen den Fiebern der Küsten; oder sie fallen schuldlos inmitten der Fehden, die älterererbt sind und blutiger gefochten werden, als im Osten. Wie der Verkehr der Menschen, ist der Cultus der Götter. Ihnen gefallen blutige Opfer, und um billigeren Preis ist ihr Schutz nicht zu erkaufen. Wenn sie dem Häuptling sein neuerbautes Haus weihen sollen zu einer gefürchteten Wohnung, so müssen unter den Pfosten der Thüre zwei Sklaven lebend begraben, die Schwelle muss mit dem Blut geschlachteter Feinde besprengt sein. Aber dem blutigen Volke sind auch die lockern Sitten des Ostens fremd; es hält auf Treue; es ordnet strenge sein Haus und vertheidigt männlich den Boden, den es bebaut. Dazu verwöhnt es die Natur nicht weichlich; während die tropische Sonne Gewürzstauden und kostbare Hölzer zu Baumeshöhe heraufzieht, geht in der Überfülle von Pflanzen der Hunger fast jährlich von Dorf zu Dorf und wehe der fremden Hand, die unbedacht die Axt legt an die kostbar gehüteten Cocospalmen. Den Schiffer, der auf den östlichen Inseln in geselligen Freuden arglos geschwelgt hat, empfängt auf den westlichen Misstrauen und Feindschaft, und oft begrüsst ihn aus den Gebüschen der Pfeilregen. So wurde das dunkelfarbige Volk frühe verrufen um seiner unbezähmbaren Wildheit, und der Verkehr der Fremden warf sich lange fast ganz auf die Inseln der helleren Rasse. Aber was vermochten sie dem Handel an kostbaren Gaben zu bieten, nach denen er sucht? Auf den östlichsten Inseln wurde wohl nach Perlen gefischt. Aber die Perlen sind dort nur klein; die Taucher verrätherisch und berüchtigt durch die Kunst, ein argloses Fahrzeug im Handstreich zu nehmen. Von den reichern Inseln erhandelte man Cocosöl, Cocosnüsse, und, als in Europa die Liebhaberei noch neu war, einheimische Geräthe, Matten, Waffen, selbst Kähne. Aber ein solcher Handel gab nur kleinen Fahrzeugen Beschäftigung, Küstenfahrern von Australien oder von den amerikanischen West-Küsten. So erschienen bald nur noch Wallfischfahrer, die im mittleren Strich ihre Jagd

trieben oder aus den kälteren Meeren heraufsegelten, um der Mannschaft Erholung zu gönnen, hin und wieder ein Kriegsschiff, beauftragt seine Flagge zu zeigen, und der grosse Verkehr wandte sich suchend nach Westen. Denn die chinesischen Häfen verlangten nach andern Produkten der Südsee. Und die chinesische Nachfrage entscheidet über die Richtung des Handels, wo Europa so fern liegt. Ihr gilt ein Theil der Arbeit und des Gewinns der russischen Pelzkompagnien und der englisch-amerikanischen; sie hat dem Robbenfang in der Südsee den ungeheuren Aufschwung gegeben, und damit den ersten Grund gelegt zur Colonisation Australiens und zur Erforschung der antarktischen Meere. Die chinesische Tafel verlangt nach dem kostbaren Tripang, einem Weichthiere, dessen Fang an den malayischen Küsten um Neu-Guinea und Australien jährlich hunderte von malayischen Pasus und europäische Schiffe beschäftigt, um gedörrt und sauber verpackt auf die Märkte des himmlischen Reiches zu wandern. Der chinesische Tempeldienst bezahlt die kostbar-duftenden Hölzer, die er zu Weihrauch verbrennt, nach Gewicht, und die melanesischen Gruppen sind seit altem berühmt durch die Fülle duftigen Sandelholzes; so wanderte der Handelsverkehr bald rüstig nach Westen. Von Neu-Süd-Wales segelte Schiff um Schiff in die lange verschlossenen Strassen, die zwischen den Inseln meist durch Korallenriffe der Schiffahrt gefährlich sind. Die Händler kamen und gingen; bald blieben in leichtgebauten Hütten, durch Schanzen, zuweilen durch eine Kanone gedeckt, Agenten zurück; Sägemühlen wurden erbaut, und der einmal besetzte Fleck gewaltthätig behauptet. In den Herzen der Wilden schwoll der Ingrimm, erlauerte die Rache im Scheinschlaf den passenden Augenblick: dann plötzlich erntete der Mord seine Saat. Die beginnende Geschichte dieser westlichen Inselwelt ist fast in jedem Akt blutig gezeichnet. Die Vergeltung der Eindringlinge ist nicht minder furchtbar, als die Rache der Wilden. Von Zeit zu Zeit erscheinen Kriegsschiffe, Rechenschaft zu fordern. Selten wird Milde geübt. Selten erscheint hier ein Mann, wie Erskine, der im Jahre 1851 eine Kreuzfahrt durch die Inseln der Schwarzen unternahm und nichts mit grösserem Stolz zu berichten weiss, als dass von ihm und seiner Mannschaft — er führte ein englisches Kriegsschiff — kein Tropfen Blutes vergossen wurde. Zwei Jahre darauf kam ein französisches

Kriegsschiff an die Küste von Neu-Caledonien, mit dem Auftrag, die Insel zu vermessen. Ein Boot des Schiffs wurde zu einigen Nebeninseln gesandt und kehrte nicht wieder; es war genommen und die Mannschaft ermordet. Niemand an Bord dachte daran, den Fall zu untersuchen, Niemand, die Schuldigen zu ermitteln und nur sie zu bestrafen. Vielmehr begann sogleich die Hetzjagd. Den Nachmittag, den Abend zogen die Jagenden sengend von Insel zu Insel, rückten in Kette von einer Landspitze zur andern vor, drängten die flüchtenden Dorfbewohner vor sich her, erreichten, erschlugen sie und kehrten an Bord zurück, voll Ingrimm, dass ein Theil des Wildes entflohen war. Da kamen Ueberläufer und verriethen einen bisher übersehenen Versteck. Und die Jagd setzte sich von Neuem in Bewegung, mitten in der Nacht, im Mondschein, und ruhte nicht eher, als bis der letzte des Stammes vertilgt war. Das Bild des blutigen Elends, das der europäische Verkehr bis heute in diese Welt getragen hat, schattet sich noch schärfer ab durch die australische Nachbarschaft, die entsprungene Sträflinge auf die Inseln geworfen hat, als Lehrer der verderblichsten Künste der europäischen Civilisation.

Allein während so der Handel die heiteren Inseln im Osten verachtet und sich blutige Bahnen sucht im westlichen Labyrinth, hat eine andere Macht, nicht minder, ob auch in anderm Sinne, bestimmt, die Welt zu durchwandern und zu unterwerfen, Besitz genommen von den fast verlassenen Gebieten: die christliche Mission.

Die ehrwürdigen Väter und Gründer der Londoner Missionsgesellschaft, da sie das Volk von England auf die Bedeutung der Heidenbekehrung hingewiesen hatten, und nun an den Beginn ihres frommen Werkes dachten, gingen daran, die höchst wichtige und schwierige Frage zu erörtern, in welchem Theile der Welt sie das Gnadenwerk aufnehmen sollten? So schildert einer der bekanntesten Südseemissionäre den Anfang einer Unternehmung, die aus sehr vagem Enthusiasmus allmälig zu schärfer gesetzten Zielen vorschritt. Man übertrug dem Dr. Haweis, dem Kapellan der Gräfin von Huntingdon, die zu den Stiftern zählte, den Entwurf einer Antwort auf jene Frage. Er begriff die Ungeduld seiner Gönner: „Das Feld", ruft er in Extase, „ist unermesslich vor uns. O, dass wir durch tausend Pforten eintreten könnten! Dass jedes

Glied eine Zunge wäre und jede Zunge eine Trompete, die Jubelbotschaft zu verkünden! Wo beträchtliche Räume der bewohnten Erde von allen Seiten nach unserer Hilfe verlangen und gleich dem Manne aus Macedonien rufen: komm über und hilf uns! da ist es schwierig genug zu unterscheiden, wo beginnen?"

Damals nun beschäftigte sich Alt und Jung mit den reizenden Berichten, die Wallis, der 1767 Taïti zuerst betreten, von der Insel und dem seltsamen Volke nach England gebracht hatte. Die Besuche Cooks hatten den ersten Eindruck noch nicht geschmälert; die dunklern Schatten, die er ins lichte Bild trug, mussten die Aufmerksamkeit der Londoner Gesellschaft um so lebhafter fesseln. Und von seinen begeisterten Darstellungen hingerissen, soll die Gräfin von Huntingdon noch auf dem Sterbebette ihrem Kaplan an Herz gelegt haben, sich dieser heidnischen Inselwelt zu erbarmen.

Der fromme Mann aber konnte auch keinen besseren Rath geben. Der geringe Umfang der Inseln, der friedliche Sinn ihrer Bewohner versprachen dem Bekehrungswerk, unter allen Ländern der Erde, die geringste Hemmniss, den leichtesten Fortgang. Wählte man einen Prüfstein für die erneute Wirksamkeit der protestantischen Missionen, so durfte es wenigstens nicht der härteste sein. Gescheitert waren der frommen Versuche genug. Man wusste sich in England viel zu erzählen von den mährischen Brüdern und ihren Erfahrungen im südlichen Afrika. So begann man wohlgemuth mit den Inseln der Südsee. Taïti wurde zum Mittelpunkte bestimmt, gleichzeitig Tonga und Nuka-Hiwa mit Stationen bedacht. Die Gesellschaft kaufte ein Schiff und sandte auf einmal 25 Arbeiter an dem neuen Werke aus; andre folgten, alle wohlversehen mit Instruktionen und landeten. Das System war zum voraus gefunden; nun war es an den Boten, es auszuführen. Aber sie mochten sich sobald eines guten Fortgangs nicht rühmen. Nach Nuka-Hiwa kamen zwei; der eine fand es unter den Wilden so heidnisch-unerträglich, dass er nach drei Stunden an Bord zurückkehrte und wieder absegelte; sein Gefährte hielt drei Jahre aus und segelte dann auch ab. Die nach Tonga Bestimmten wurden vom Volke misshandelt und verjagt. Auch auf Taïti blieb nur ein kleiner Theil und hielt treu aus, 16 schwere Jahre lang, nicht viel belästigt, aber auch nicht beachtet und

oft verspottet. Als ein blutiger Bürgerkrieg auch die Letzten vertrieb, da gingen sie mit schwerem Herzen, denn auf dem lange bestellten Acker hinterliessen sie keine sichtbare Frucht, und, als sie nach einigen Jahren wiederkehrten, war ihre Pflichttreue nicht geringer, aber auch ihre Hoffnung war nicht grösser, als zuvor. Da traf einer aus ihrer Mitte auf einem Gange durch ein Wäldchen einen Wilden in lautes Selbstgespräch vertieft und blieb stehen, ihn nicht zu stören. Man liest nicht ohne Bewegung in den Berichten an die Londoner Gesellschaft, mit welchem namenlosen Entzücken der fromme Mann ein Gebet an den Gott der Christen in der Landessprache hersagen hörte. Es waren, als die Missionäre die Insel verlassen hatten, zwei ihrer eingebornen Diener, ob nun aus Berechnung, um sich einen Anhang zu schaffen, oder weil die aufgenommene Saat erst spät in ihrem Herzen Wurzel gefasst hatte, unter dem Volk als Verkünder der neuen Lehre aufgetreten und hatten in wenigen Monaten mit besserem, wenigstens äusserlich merkbarem Erfolge gearbeitet, als die Männer aus England.

Seitdem breitete sich das so langsam und unter so wenig erwarteten Hemmnissen begonnene Werk immer rascher und leichter aus. Von der hohen Insel zur niedern, von einer zur andern, nach Norden und Süden, nach Osten und Westen; bald durch berechnete Missionen, bald durch gelegentlichen Verkehr der Wilden, durch eingeborne Sendlinge, durch Wind- und Wetter-verschlagene Kähne. Wenn zuvor den Lehrern das Volk fehlte, so fehlte es dem Volke jetzt bald an Lehrern. Die Missionspresse zu Taïti konnte nicht rasch genug drucken. Dort sah man Kähne tagelang am Ufer liegen; Leute von andern Inseln umlagerten Tag und Nacht die Hütte, in welcher die Presse aufgestellt war. Gelang es Einem, einige Blätter zu erhaschen, so band er sie sorgsam mit Palmenbast zwischen Holztäfelchen; so brachte er sie heim; so bewahrte er sie auf. Mochte er sie anfangs auch mehr wie Talismane, als um ihres Inhalts willen verehren, mochten die Missionäre die ersehnte Ernte künstlich beschleunigen, hastig auf Massen, statt auf Seelen zu wirken trachten, sich der göttlich-unmittelbaren Einwirkung rühmen, auch wo ihnen nur gelang, ihren Schutzbefohlenen englische Gebetformeln und englische Kleider beizubringen — gab es doch unter ihnen selbst, nach einer seltsamen Anlage des Systems, mehr gute Tischler, Schmiede, Maurer,

selbst Krämer, als Lehrer des Worts, — immer war der Anfang gemacht, die Schwelle überschritten, das erste Feld umschrieben, auf dem die neue Saat aufgehen konnte! Und aufgegangen ist sie seitdem. Nicht immer freilich unter Sonnenschein und Frieden. Es geschieht wohl, dass ein Theil des Stammes sich bekehrt, der andre den Aberglauben der Väter mit den Waffen vertheidigt. Aber der Sieg schwankt nicht lange. Die Bekehrten stehn leichter in Verkehr mit den Europäern, sie erwerben leichter bessre Waffen für den Kampf, der heftig entbrennt, milder, aber planvoller von der einen, grausamer und regelloser von der andern Seite. Nach wiederholt erfahrenen Niederlagen erkennen die Heiden die Ungunst ihrer Stellung, die wachsende Macht der Gegner; sie wünschen derselben Vortheile zu geniessen und fügen sich dem Zwang des Zweckmässigen. So wird Insel zu Insel gewonnen. Zwar haben die Missionäre mit manchen bittern Erfahrungen, gelegentlich mit Leibes- und Lebensnoth zu kämpfen, im Ganzen lohnt sich ihr Werk vielfach. Zu der geistlichen Befriedigung gewinnen sie die weltliche. Einige herrschen wie Fürsten über die ihrem Gebet und ihrer Predigt unterworfene Insel. Die fügsamen Wilden tragen zusammen, bauen und zimmern, schnitzen und decken, graben und säen, und zwischen Cocospalmen und Orangengebüsch lagert sich bald ein sauber-behaglicher Wohnsitz mit Blumenbetten, mit Gemüsegärten, mit Scheuern und Kammern. Aber das freundliche Vorbild lockt auch zur Nachahmung. Die Pflege der Pflanzen wird sorgsamer betrieben, der Gewinn aus den Gaben der Natur künstlich gesteigert. Und bald beginnt dann der Stamm auch für andre Seinesgleichen auf andern Inseln zu sorgen. Die eben durch die Mission Gewonnenen werden Mitarbeiter an ihrem Werk. Manches Inselchen hat unter der Leitung seines Hirten Tonnen feinen Cocosöles bereitet und nach London an die Gesellschaft gesandt, damit der Erlös verwandt werde zur Seelenbekehrung auf denselben Inseln, auf deren einer die ölgebenden Palmen wuchsen.

Aber als sollte in dieser Kinderwelt aller Fortschritt zum Segen den Fluch bringen, als müsste das Auge für den heitern Reiz, den es im ersten Hinschaun empfand, büssen durch immer tiefere Schatten, je theilnehmender es auf dem belebten Bilde weilt, als sollte in diese Welt der Gegenwart mit ebenso scharfen

Zügen, wie ihre Vergangenheit, nun auch ihre Zukunft herüberragen, so lassen sich heute, da kaum das Werk der Bekehrung begonnen, die Anfänge nachweisen eines unheilvollen Zwiespalts, der viele ihrer Früchte vor der Reife tödten und statt des himmlischen Friedens eine Fehde um Gottes willen wachrufen wird. Denn diese Welt ist frühe zerschnitten und vertheilt unter Confessionen und Sekten.

Frankreich ist mit dem Katholicismus auf die Bühne getreten, in Allem der Gegensatz zu dem protestantischen, sächsischen England. Den Act der Besitzergreifung selbst vollzieht es anders; ins neue Land wandert nicht nach eigner Wahl die arbeitsame Schaar der Neubürger; die französische Flagge der Südsee weht nur über Verbrechern, Soldaten, katholischen Glaubensboten. Politisch-militärische Stationen, nicht Colonien gründet dort Frankreich. Als ihm, da es noch ehrgeizig nach grösserer Machtstellung in der Ferne verlangte, im Beginne dieses Jahrhunderts und später in den 40er Jahren England den Rang abgelaufen hatte auf den beiden grössten Landflächen, Australien und Neu-Seeland, den einzigen in diesen Meeren, welche sich eines europäisch gemässigten Klimas erfreuen, da suchte es in der Wolke der kleineren Inseln nach einem Fleck, seine Flagge und deren Schutzbefohlne hinzupflanzen. Die erste Wahl traf Nuka-Hiwa, die grösste der Marquesas; Verbrecher wurden dorthin geworfen, Walfischjäger sammelten sich zur Erfrischung; aber der vielgepriesene Boden ist unfruchtbar, und mehr als einmal brach Hunger aus; mit dem Hunger Fehden der unbezähmbaren Wilden; in den engen Thälern wüthete der Mord, und Frankreich, seines neuen Besitzes nicht froh, der überdies von den grösseren Wasserbahnen ablag, suchte nach einem andern Fleck und wählte Taïti. Hier hatte England mit seinen Missionen schon seit Jahrzehnten Wurzel gefasst; die geistlichen Herren waren zugleich Fabrikanten, Krämer und Grosshändler und hatten mächtigen Einfluss auf das Volk. Aber die französischen Admirale Dupetit-Thouars, darauf Bruat, der während des Krim-Krieges im schwarzen Meere befehligte, setzten die englischen Missionäre auf andere Inseln, liessen die Königin, die geflohen war, einige Monate Angesichts ihres Inselreichs auf einer englischen Sloop Anker reiten, schlugen den heldenmütigen Aufstand der vorher als verweichlicht verachteten Bevölkerung mit Kartätschen nieder und pflanzten die französische Flagge zum

Zeichen des französischen Protectorats auf. Es schien, als müsste Frankreich Posto nehmen stets an der östlichen Grenze eines langsam sich nach Westen verschiebenden Verkehrs. So früher, als es mit Nuka-Hiwa fehlgriff, so später, als es Taïti in seinen Schutz nahm. Denn bald darauf hob sich durch die Beziehung zu den chinesischen Märkten, durch die Tripangfischerei, durch den Reichthum an Sandelholz Melanesien zu ungeahnter Bedeutung, lenkte Australien in gewaltigem Aufschwung den Segel- und Dampfcours, der das grosse Weltmeer durchschneidet, gegen seine Küsten. Dem neuen Zug folgte Frankreich, rückte vor gegen Westen und nahm in den letzten Jahren Neu-Caledonien in Besitz. So zieht es heute mit seinen Militär-Colonien eine Kette quer über den Ozean. Die Reihe seiner Stationen steht senkrecht gegen die Ostküste Australiens und trennt in diesen Gewässern die südlichen Besitzungen Englands von seinen nördlichen. Die wahre Bedeutung dieser Stellung aber ist weniger noch eine Frage des Handels und des politischen Uebergewichts, als der christlichen Mission. Denn der französischen Occupation zur Seite geht die katholische Bekehrung, an äusserem Mitteln und an Zahl tüchtiger Sendlinge der protestantischen weit überlegen. Ihre Emissäre durchbrechen und durchweben die engliche Mission in der grossen Mittelgruppe mit zahlreichen Fäden und spinnen Melanesien fast ganz in ihr Netz. Dieser Gegensatz der Confession wird vollends bedenklich bei der innern Spaltung der englichen Mission. Die Methodisten sind mächtige Nebengänger der Hochkirche. Selbst angesichts der katholischen Propaganda ruht ihre Fehde nicht. Unter den Augen des französischen katholischen Bischofs haben sie Neu-Seeland förmlich verloost; die östliche Hälfte ist in Folge strenger Tractate eine Domäne der Hochkirche; im Westen sind die Methodisten allein im Besitz und nach demselben Prinzip haben sie sich nördlich in die mittlere Inselgruppe getheilt, genau auch dort in ein östliches und westliches Reich, sodass quer durch das Grosse Weltmeer im Westen die katholische Kirche dominiert, in der Mitte die Methodisten, im Osten die Episkopalen.

Diese Scheidung durch Tractate war eine bittre Nothwendigkeit. Denn auf Neu-Seeland hatte das Durcheinanderwohnen böse Früchte getragen. Nach dem Vorgang der Seelenhirten hatten die verschieden bekehrten Gemeinden der Wilden mit blindem Hass, mit bittrer Verachtung sich kirchlich verfehmt und be-

fehdet; die feindlichen Wirkungssphären mussten geschieden werden. Aber so wurde die Gefahr nur für die Gegenwart vermieden, um mit voller Reife der Zukunft vererbt zu werden. Der Gegensatz ist nun gleichsam verewigt. Räumlich getrennt bilden sich mit aller hartnäckigen Starrheit von Neophyten drei kirchliche Sondergruppen, anfangs jede in ungestörter Einseitigkeit, um einmal, wenn die Bekehrung, äusserlich vollendet, ihre räumlichen Grenzen ausgefüllt hat, in vollem Sectenhass auf einander zu stossen. Es ist ein trüber Blick in die Zukunft. Ein Fanatismus wird gross gezogen, von dessen Proben heute schon die Missionäre selbst nicht ohne Besorgniss berichten. An äusserlichen Zeichen scheiden sich die Gemeinden. Und alle die Inseln, die nur durch lebendig gepflegten Verkehr aus ihrer bedeutungsleeren Isolirung zu treten vermögen, wird der innerlich festgewurzelte Fanatismus, so wie er einmal nach aussen greift, hämisch auf immer entfremden oder in einen blutigen Kriegscyclus verstricken.

Freilich ist bis zu dieser traurigen Katastrophe noch ein weiter Weg des Aufgangs zu durchwandern, noch eine schwer messbare Zeit der innern Entwicklung zu durchleben, und noch ist das Verhängniss nicht erfüllt, wo Menschenwitz und Menschenwahn, statt dass ein Geist in einer Form diese zerfahrne Welt zum Ganzen verkitte, sie frühe auseinanderfahren und ihre innere Isolirung verewigen gelehrt hat. Noch darf uns ein heitres Bild in den Gestaltungen der Gegenwart entgegentreten, noch liegen vor uns unter diesem hellen Himmel, neben den Palmen und Bananen, die er gross zieht, unter den schützenden Korallenriffen, an denen die Brandung bricht, auf den grünen Fruchtgürteln der Hochinseln kleine Menschengemeinden, die aus heidnischem Schlaf, aus einer Mischung heller und finstrer Träume, aus den Verirrungen einer inhaltlosen Liebe und den Beängstigungen eines kindischen Hasses, halb noch der langsamschwindenden Vergangenheit trunken, sich emporarbeiten, ohne Mühe — wie alle ihre Arbeit ohne Mühe ist, — oft freilich auch ohne Kraft — zu einem andern Morgen, in ein andres Leben, in eine neue Form zu fühlen, zu denken, zu sein. Ungeschickt anfangs und unnatürlich, bald aber an das Fremde gewöhnt und fester mit ihm verknüpft.

Es ist misslich, über die Zukunft eines Volkes urtheilen, das weder mehr von dem Boden, von der Luft, von den Erzeug-

nissen seiner Heimath despotisch, wie zuvor beherrscht wird, noch von einer Geschichte, die seit Altem Geschlecht an Geschlecht bindet, in gewisse Bahnen verwiesen wird, eines Volkes, das, wie die leichtherzigen Bewohner der Südsee, in wassergeschiedenen Sitzen lebt, unter der lustweckenden, immer gleichen Wärme der Sonne, unter meist stetigen Winden, ewig unter denselben Früchten und Palmen und doch angeweht von dem Geist eines fremden Lebens. Denn gerade in dieser Begegnung ist das menschliche Gemüth am meisten dem Spiel seines eignen Innern anheimgegeben. Weder stählt es sich an Widerstand, noch lernt es, von aussen beherrscht, zur Vergeltung herrschen. An den Dingen erfährt es nur das Bittre oder das Süsse, selten die erziehende Kraft. Und das Menschenherz ist wunderbar veränderlich. In der kurzen Frist des Daseins mag es Höhen ersteigen, von denen es kurz zuvor nichts geahnt, mag es in Tiefen sinken, deren es schaudernd nur von Andern vernommen, denen es sich ewig ferne gewähnt hat. Sich selbst anheimgegeben, geht es mit schwanken Segeln auf unbekannter Bahn, anfangs der eignen Lenkung sicher und, wie es meint, nach eigner Wahl, aber wer sagt ihm die Windstillen vorher, wer den Wechsel der wandernden Luft, die es um und um wirbelt und die Richtung verstellt, wer die Stürme, die ein Grab wühlen, wo noch eben die Sonne auf gleichgewiegtem Spiegel wiederschien?

Es giebt eine wunderbare Geschichte von diesen Wechseln im menschlichen Herzen; sie hat auf einer der Inseln der Südsee gespielt und ist bekannt genug, aber man vernimmt sie nicht ungern wieder, denn es spricht uns aus ihr an freundlich, wie das Lächeln eines Todtgeglaubten.

Im Dezember 1787 sandte die englische Regierung den Capitain Bligh mit der Kriegssloop Bounty nach Taïti, um von dort Brotfruchtbäumchen nach Westindien überzuführen. Das Schiff legte am 26. October 1788 bei Taïti an und segelte, nachdem es seine Ladung eingenommen, am 4. April 1789 wieder ab. Fast fünf Monate hatte es vor Anker gelegen an der verführerischen Küste. Unter Segel noch mitten unter den östlichen Inselgruppen brach in der Nacht des 26. April, vom Schiffslieutenant Christian geleitet, ein Aufstand an Bord aus. Die Verschwörer setzten den Capitain mit 18 ihm Treugebliebenen in ein Boot und wandten das Steuer des Schiffes. Der Capitain,

ein tüchtiger Seemann, aber willkürlich hart und nicht beliebt, bekam nur wenig Lebensmittel mit, einen Quadranten und einen Compass, keine Waffen. So legte er eine der denkwürdigsten Reisen zurück, welche das Stille Weltmeer gesehen hat; es gelang ihm mitten durch den westlichen Archipel einen unbekannten Weg mit Glück zu steuern und Timor zu erreichen, wo die holländischen Behörden den Geretteten aufnahmen.

Die Meuterer unterdess hatten im Sinne, in den Meeren von Taïti eine wenig bekannte Insel zu suchen; sie warfen den grössten Theil der Brotfruchtbäumchen über Bord und behielten nur einige zur Anpflanzung zurück. Der nächste Cours führte sie nach Tubuai. Die Eingeborenen, die feindlich bewaffnet gegen den Strand herabliefen, wurden durch Kanonenschüsse zurückgeschreckt, gaben die Anfahrt frei und flohen auf die Berge im Innern. Die Insel schien günstig gelegen, mit gutem Ackerboden, mit Taro, Bananen, Brotfrucht gesegnet. Nur Weiber fehlten der Bande, die Feldarbeit zu theilen, die Geschäfte im Hause zu besorgen. So lichtete man wieder die Anker und steuerte auf Taïti. Es gelang freilich nur, 9 Weiber an Bord zu locken; mit ihnen kamen einige Männer und 12 Knaben, und die Fahrt ging heim nach Tubuai. An der Küste wurden Schanzen aufgeworfen, gelegentlich Streifzüge ins Innre unternommen, Weiber der Insel geraubt und um die geraubten mehr als einmal blutig gehadert. Die Eingebornen, an Rechten und Ehre gekränkt, entwarfen einen grossen Plan der Rache; von allen Seiten wollten sie über das neue Fort herfallen. Allein die taïtischen Weiber erfuhren von dem Anschlag und warnten die Meuterer. Die Bedrohten schaarten sich in der Nacht, fielen vereint über die noch zerstreuten Wilden und erschlugen viele. Damit wurde für die Zukunft aller friedliche Verkehr unmöglich; die meisten Matrosen, des mühevollen Lebens verdrossen, zwangen Christian, sie nach Taïti überzuführen, wo 16 von ihnen zu bleiben beschlossen. Acht andere stachen mit 12 Weibern und 6 Männern aus Taïti von Neuem in die See und überliessen sich und ihr Schicksal der Entscheidung des Führers. Mehrere Tage trieb man mit Wind und Wellen um, bald bedacht auf Nuka-Hiwa, bald hier, bald dort zu landen; da erinnerte Christian sich der Pitcairn-Insel — sie liegt im Süd-Osten der Paumotu-Gruppe — und nahm seinen Cours dorthin.

Von allen Seiten steil hebt diese Insel sich aus der Brandung,

vor der kein Riff ihr die felsigen Wände schützt. Schiffen ist es unmöglich, hart am Ufer vor Anker zu gehen; selbst Böte müssen der blinden Gunst der Wogen vertrauen, wenn sie sich von ihnen, zahllosen Klippen vorüber, an den schmalen Uferfuss werfen lassen. Sucht dann der Gelandete seinen Weg auf die Hochfläche, so klettert er die senkrechten Wände nur mit krampfhafter Anstrengung hinan, während heute die leichtgebauten, schwindelfreien Inselbewohner graden Schritts, oft unter schwerer Bürde, unbesorgt hingehen, ob nun ihr Auge über sich den tiefblauen Himmel oder unter sich die sinnverwirrenden, weissen Wirbel der Brandung trifft.

Als Christian die Klippen hinanstieg und vor sich eine baumreiche, fruchtversprechende Ebne, unter sich die mannigfachen Gefahren überblickte, welche der Landung drohten, da sah er sogleich, wie trefflich diese Insel für Flüchtlinge vor dem Gesetz geschaffen wäre; er kehrte an Bord zurück, liess das Schiff, als sollte es zerschellen, mitten in der Brandung vor Anker legen und nahm die Gefährten mit sich ans Land. Mit Staunen trafen sie auf Cocospalmen und Brotbäume, auf hölzerne Pfosten, auf ausgemauerte Backlöcher, auf mancherlei Spuren menschlicher Wohnung. Scheu durchsuchten sie das Gebüsch, in der Furcht, doch auf menschliche Einwohner zu stossen; aber sie scheuchten höchstens Vögel auf oder raschhinhuschende Ratzen, oder, wenn sie Menschenbildern begegneten, so waren es steinerne von ungewöhnlicher Höhe, denen ähnlich, welche alte holländische Seefahrer auf der Osterinsel sahen, Zeichen einer älteren, — wer mochte wissen, wie lange schon — ausgestorbenen, vielleicht nach andern Inseln gewanderten Bevölkerung.

Am dritten Tage — da nur ein kleiner Theil des Vorraths ausgeschifft war — liess Christian, um die Weiterfahrt zu verhindern, das Schiff durch einen zuverlässigen Gefährten anstecken und bis auf den Wasserspiegel niederbrennen. So wurde die vielumgetriebene Schaar in einen, ob auch heitern, Kerker gebunden — und es fragte sich nur, ob sie in Frieden ein fruchtbares Land bebauen oder innere Kämpfe überstehen müsste, furchtbar, wie man sie wol an wilden Bestien sehen mag, wenn man ihr Blut toll macht und sie dann in denselben Käfig zu einander sperrt.

Zunächst nun begann man die Felder zu bestellen. Unablässig stand einer — sie wechselten im Amt — Tag und

Nacht lauernd auf dem höchsten Flecke der Insel, jedes auftauchende Segel zu erspähen und die Freunde zu warnen Nicht Mangel am Nothdürftigen, selbst nicht am Ueberflüssigen kam drohend über die selbstwillig Verschlagnen; die mitgebrachten Schweine, Ziegen und Hühner bildeten bald stattliche Heerden und Trupps; Kähne wurden leicht für den Fischfang gezimmert; einheimische oder vor Zeiten von Menschenhand an das Land gebundene Früchte lieferte die Insel; dazu hatte man aus Taïti Tabak, Zuckerrohr, Samen von mancherlei Pflanzen herübergerettet, und Alles gedieh in Fülle.

Aber neben der Saat, die in dem fruchtbaren Boden rasch der Reife entgegenwuchs, wurde im Gemüth der Männer noch eine andre gezeitigt. Nach 3 bis 4 Jahren anscheinenden Friedens ging die Sünde und der Groll in vollen Aehren auf; die furchtbarste Rohheit brach über den Rand der Seele und ertränkte alles menschliche Gefühl, allen menschlichen Adel. Als einem Matrosen sein taïtisches Weib gestorben war, entrissen die Gefährten einem der taïtischen Männer, die mit den Fremden gezogen waren, gewaltsam seine Frau. Die beleidigten Männer rächten sich rasch. Es gelang ihnen, sich der Flinten zu bemächtigen, so erschossen sie über der Feldarbeit Christian und vier von den übrigen Weissen. Die vier Ueberlebenden flohen in die Wälder und lebten von Wurzeln. Allein bald brach unter den Farbigen ein gleicher Hader aus; einer wurde erschlagen; in der allgemeinen Verwirrung entliefen die Weiber, suchten die Matrosen im Verstecke auf, reizten sie zur Rache — und dem offnen Todtschlag oder dem Meuchelmord erlagen alle farbigen Männer. Die vier Weissen waren nun Herren der Insel; sonst gab es nur Kinder und noch 10 Weiber am Leben. Die Weiber seufzten unter der furchtbaren Last der Arbeit, die einzig auf ihre Schultern gebürdet wurde. Einige versuchten zu fliehen, aber der Kahn schlug mit ihnen um; schwimmend erreichten sie die verhasste Küste und kehrten in den Inselkäfig zurück. Acht Jahre nach der Landung erinnerte sich einer der Männer — er hatte einst in einer Branntweinbrennerei gearbeitet — der verhängnisvollen Kunst, narcotische Getränke abzuziehen. Aus einheimischen Pflanzen stellte er einen berauschenden Trank her. Die Zügellosigkeit wuchs und durchtobte ein böses Jahr, bis der Tollkünstler sich einmal, in Säuferwut, von der Höhe ins Meer warf und im Sturz von den

vorragenden Klippen zerrissen wurde. Unter den Ueberlebenden, die furchtbar erschüttert standen, hat keiner seitdem einen Tropfen gebrannten Wassers über die Lippen gebracht. Aber der Mord hatte noch nicht seine letzte Ernte gehalten. Einer der drei letzten Männer rief die alten Begierden, den alten Raub wieder wach und fiel durch die Hand der beleidigten Gefährten.

So waren von Allen nur zwei noch am Leben, Adams und Young. Wol mochten sie schaudern, wenn sie des Bluts um ihre Wohnung gedachten, der Gebeine, die neben ihren Feldern verscharrt lagen, des furchtbaren Wahnsinns, mit dem Sünde und Tod ihre Ernte gehalten hatten, zum Teil durch ihre verruchte Hand. War denn nun nicht das Ende des Mordens gekommen? Oder sollten vor den Augen der wilden Weiber die beiden Letzten zum Todeskampf über einander herfallen? Musste den Sieger, wenn er sich endlich allein sah, den unbeschränkten Herrscher des neuen Reichs, nicht Wahnsinn ergreifen vor seiner eignen Grösse?

Allein die Schale des Jammers war geleert; unmerklich folgte der Umschwung.

Adams bestellte den Acker; Young, der in der Jugend eine Schule besucht, lehrte die Kinder; ein Jahr lang trieb er das neue Amt, dann schloss er friedlich die Augen, der erste von 8 weissen und 6 farbigen Männern, der natürlichen Todes starb auf dieser Insel.

Auf wen hätte Adams nun seinen Hass übertragen? gegen wen die brudermörderische Hand erhoben? Auch er hatte einmal etwas lesen gelernt. Unter dem Erbe der Erschlagenen, durch Zufall aus dem Schiffe gerettet, fand er eine Bibel und in dieser las er mit den Kleinen.

Es mochte eine kunstlose Wissenschaft sein, die er ihnen mittheilte. Schwerlich hat er daran gedacht — und wenn er daran dachte, er hätte es nicht verstanden — einen Vers gegen den andern abzuwägen, die Parallelen der Verheissung und Erfüllung zu finden, die scheinbaren Widersprüche gegen einander auszugleichen. Wenn er aber, selbst lernend, lehrte, wenn er die Saat Gottes in den jungen Herzen grosszog, so musste eine überwältigende Kraft aus seinen Worten auf die Seelen der schuldlosen Kinder wirken, die Kraft der durch die Gnade überwundenen Sünde. Der tiefste Jammer der

Entzweiung war diesem Letzten von verruchten Gesellen an das Herz gebrandet, und er mochte den Riss und den Wirbel der furchtbaren Brandung noch lebendig erinnernd nachfühlen, da er schon gerettet, trocknen Fusses auf dem Lande stand. Wie er aber diese Erinnerung in sich verschloss, und den Kleinen nicht verrieth, welcher Frevel und welcher Gram um ihre Wiege gewüthet hatten, wie er, im Stillen des grauenhaften Bruderzwistes eingedenk, Bruderliebe lehrte, Eintracht, Demuth, fromme Sitte, so erzog er ein kindliches, frommes Geschlecht, ein Geschlecht, dem das Auge verschlossen war vor den Tagen seiner Vorfahren und das heiter hinausblickte in seine eigne, schuldlose Welt, ausser der es weder im Herzen, noch auf Erden eine andre kannte.

Seit dem Aufruhr am Bord der Bounty waren allgemach fünfundzwanzig Jahre vergangen. Zuweilen wol hatte ein auftauchendes Segel Unruhe auf der Insel wachgerufen; einmal selbst war ein Boot gelandet, aber beim Anblick wildbekleideter Frauen hatte es rasch wieder das Weite gesucht. Ein drittes Mal war ein Kauffahrer vor Anker gegangen; Adams hatte sich dem Kapitän zu erkennen gegeben, und die erste Kunde von den verschollenen Meuterern war so nach England gelangt. Aber niemand achtete der halbvergessenen Sage. Erst im Jahre 1814 erschien ein englisches Kriegsschiff, der Briton unter dem Capitän Staines, auf der Fahrt von Nuka-Hiwa nach Valparaiso im Angesicht der Pitcairn-Insel, die damals noch nicht auf den Karten verzeichnet war. Wie Staines auf seine vermeintliche Entdeckung heransteuerte, sah er Menschen, mit leichten Kähnen auf den Schultern, die Klippen herabsteigen, sich mitten in der gefährlichen Brandung unerschrocken einschiffen und an Bord kommen. Der vorderste Mann kletterte mit unglaublicher Leichtigkeit auf das Schiff; es war ein Sohn Christians, des Lieutenants von der Bounty. Die kleine Schaar war lebhaft und ausgelassen; an Bord erregte Alles ihre Bewunderung und Freude. Als man sie einlud, zur Mahlzeit niederzusitzen, sah man sie plötzlich ernst werden; sie sprachen herzlich ein Gebet. Am Lande traf man Adams in einer Hütte mit seiner fast blinden Frau. Er hätte sich verbergen können; vielmehr erbot er sich, falls es verlangt würde, mitzuschiffen und sich in England dem Gericht zu stellen. Seine Tochter warf sich jammernd ihm in die Arme; sein Sohn

umfasste ihm die Kniee: die Frauen schluchzten; die Männer standen bleich und verstört umher. Staines konnte es nicht über das Herz bringen, den Kindern ihren Vater, wie Alle ihn nannten, zu entreissen; er versprach, sie nicht von einander zu trennen. Nach seiner Heimkehr sprach er in England mit Wärme für den meuterischen, nun gealterten Matrosen. Er wandte sich an die englischen Missionsvereine und berichtete von dem seltsamen Christenvölkchen, das englisch redete und taïtisch, und bei seiner ungekünstelten Frömmigkeit treffliche Glaubensboten für die östlichen Inseln verspräche. Damals zählte die kleine Niederlassung 46 Seelen, und von Allen waren nur Adams und sieben taïtische Weiber ausserhalb der Insel geboren.

Seitdem wurde Pitcairn noch oftmals besucht. Im Jahre 1825 warf Beechey auf seiner Entdeckungsreise hier Anker. Einige Kähne ruderten ihm entgegen; die Ruderer kletterten an Bord; Adams, damals 65jährig, hatte in seinem Kahne bleiben müssen, tiefergriffen beim Anblick eines Kriegsschiffes, das ihm die vergangenen Schreckensjahre abermals lebhaft im Gedächtniss erneuerte. Beechey besuchte das Völkchen in seinen Hütten, auf seinen Feldern. Alle, die dort gewesen, sprachen mit Rührung von dem, was ihnen begegnete. Selbst das Zufällige und Alltägliche trägt die Züge einer kindlich-unbefangenen Welt. Die Natur selbst zeigt sich in ihren reinsten Verhältnissen, als wollte auch sie alle Spuren des Verbrechens austilgen. Von den auswärts angebrachten Brotfruchtbäumchen war keines gediehen; aber die bereits vor der Landung der Meuterer auf der Insel gewurzelt waren, hatten mit ihren weitverästelten Wurzeln neue Schösslinge aus der Erde getrieben und standen umringt von jungem Nachwuchs. An den Menschen trat hin und wieder eine rohere Sitte hervor, die Erbschaft der Mütter. Die Frauen, untadelhaft an Sittsamkeit und Eifer, hatten fast alle Last der Arbeit auf i h r e n Schultern zu tragen. In der Bildung auch der Männer gab es manchen kindlichen Irrthum, manche gefährliche Lücke, aber wenn man ihnen aus Europa Lehrmeister, Rathgeber, Führer herübersandte, um einiges Unkraut aus ihren Seelen zu jäten, konnten mit den Fehlern nicht auch die Vorzüge zerstört werden; war man so sicher, diese Welt zu veredeln, ohne sie zu vernichten; wie die Meuterer in ihrem Schiffe Katzen mitgebracht hatten,

welche die Insel von den einheimischen Ratzen bald säuberten, dann aber auch nach den Vögeln jagten, so dass heute kaum einer in den Büschen sein Nest baut und nur, mit dem Sturm, Seevögel über die Klippen fahren. Die Leutchen selbst trugen Scheu vor jeder Berührung mit Fremden. Sie behaupteten, nie lande ein Schiff, ohne ihnen Unheil zu bringen, zum mindesten Schwindel und Kopfweh und heftiges Nasenbluten. Beechey erklärte diese Vorgänge durch die veränderte Lebensweise, durch den Fleischgenuss an Bord, durch die wärmere Kleidung, die man ihnen schenkte. Die lieben Kinder blieben bei ihrer geheimen Scheu und fürchteten mitten in Liebe und herzlichem Wohlwollen. Im Jahre 1829 schickte ein Walfischfahrer vier kranke Seeleute auf einige Stunden ans Land. Die Insulaner nahmen sie in Pflege; die Ansteckung wirkte; schon am nächsten Morgen vermochten mehrere ihr Lager nicht zu verlassen. Es war ein hitziges Fieber mit Kopfstechen; in wenig Stunden warf es die Kranken in ein Delirium. Die Seuche ging rasch von Haus zu Haus; nach mancher Angst und Noth genasen sie Alle, bis auf Einen. Als sie zum ersten Male wieder sich versammelten, fehlte der alte Adams; er hatte ein friedliches Grab auf seiner Insel gefunden.

Noch gegen Beechey hatte der alte Matrose geklagt, wie die Bevölkerung anwüchse, und die Insel am Ende weder Raum noch Nahrung bieten dürfte für Alle. Der Capitän hatte versprochen, die englische Regierung um Abhilfe zu bitten. Zwei Jahre vergingen ruhig nach Adams Tode; Keiner dachte mehr an eine Aenderung, Keiner ahnte, dass es je anders werden könnte, als eine Kriegsbrigg und ein Transportschiff erschienen, um die Ansiedler nach Taïti hinüberzubringen. Die Verzweiflung war gross. Man hatte vor Jahren nach England geschrieben und flehentlich gebeten, in der liebgewonnen Heimath bleiben zu dürfen. Das Schreiben war nicht angelangt. Die Schiffe beriefen sich auf ihre Ordre; die Armen mussten sich unter Wehklagen fügen.

Im Maerz trafen sie an ihrem Bestimmungsorte ein. Eingeborne von Taïti kamen an Bord, und die zügellosen Scenen ergriffen die armen Entführten so heftig, dass sie sogleich wieder abzusegeln verlangten. Es war zu spät. Man schickte sie Alle in Kähnen ans Land. Die Königin der Insel wies ihnen ein Landstück an; die Eingeborenen empfingen sie gast-

lich; aber die böse Lebensweise, der sittenlose Taumel auf jener gepriesenen und berüchtigten Insel schnitten ihnen täglich tiefer ins Herz. Sie wurden unruhig, traurig, muthlos; viele erkrankten; mehrere starben, bis englische Menschenfreunde und Missionäre sich ihrer erbarmten. Gelegentlich brachte man sie in kleinen Abtheilungen nach Pitcairn zurück; seit ihrer Abfahrt war kaum ein halbes Jahr verflossen, doch war die Begrüssung derer, die sich in der Heimath wiederfanden, schmerzlich; nur mit Augen suchte man nach den Fehlenden; nach ihnen zu fragen, fand keiner den Muth; kaum Einen gab es, der nicht Vater oder Mutter, Geschwister oder Kinder verloren hatte.

Dem ersten Schmerz herber Erfahrung folgten neue Lehren und Schmerzen. Fremde liessen sich auf der Insel nieder, nicht alle von unverdorbenen Sitten. Der erste Zwist, die erste Partheiung schlichen sich ein. Dazu lockte die bald vielgerühmte gastfreie Bevölkerung immer mehr Walfischfahrer zu Tauschhandel und zur Erholung an die Küste; ein ziemlich lebhafter Verkehr entspann sich. Mit der Einsicht in das Wesen und in die Vortheile des Tausches wuchs die Begierde; der künstliche Werth der Tauschmittel wurde erkannt; die Güter, der Landbesitz, einst gemeinsam, wurden getheilt; aus der einen, grossen Familie bildeten sich einzelne, kleine. Mit den Freuden kamen die Leiden der Civilisation ans Land. Und die Bevölkerung wuchs rasch. Im Jahre 1853 zählte man ihrer 200, davon nur 3 ausser Landes Geborene; die neueste Nachricht meldet, dass ein Theil, oder das ganze Völkchen verpflanzt wurde von Pitcairn auf die Norfolk-Insel, im Norden von Neu-Seeland, gegenüber der australischen Küste.

Ein Verhängniss tiefer Bedeutung. Als sollte die Saat aus Verbrechen unlösbar an ihren Ursprung geknüpft bleiben; denn die Norfolk-Insel war lange die furchtbarste aller englischen Verbrecherstationen; da gab es Keinen, der nicht in schweren Eisen ging; vor kurzem wurde die finstere Station aufgehoben, und nun ist das heitre Volk dort eingezogen. Aber in dieser Wandrung liegt noch ein andrer, ein tröstender Sinn. Sie zeigt die Richtung, aus welcher für die Inselwelt eine geschichtliche Zukunft aufgeht. Denn auf den Inseln selbst fehlen die grossen, geschichtlichen Kräfte. Das Leben auf ihnen ist eine Jugend ohne Alter; wenn die Kindheit vorüber, so ist auch das Leben vorüber; was nachkommt ist nur ein schmerzlicher

Verfall. Denn nicht immer in gleichem Schritte mit den Gemeinden wachsen Tugenden und Laster; edler sind die Vorzüge grosser Völker, und ihre Frevel sind darum nicht verderblicher. Vielmehr werden vom Laster am tiefsten kleine Gemeinden zerfressen, denn so wie der Schaden einen Theil nur ergreift, ist das Ganze ergriffen. Sie bieten nur entweder ein Idyll oder ein Bild des Greuels: mit leichter Bewegung vollziehen sie den Umschwung aus Wildheit in Cultur, aber all ihr Fortschritt ist bestens müssige Wiederholung der ersten glücklichen Versuche.

In diesem Charakter kleiner und isolirter Gemeinden erklärt sich Alles, was an den Inseln der Südsee uns anzieht und abstösst. Ihre heitre Gegenwart nur erfreut uns, so lange sie fern abliegen von den grossen Menschenbahnen, ihr erster Versuch, sich aus der Enge und Wildheit zu entpuppen. Was nachkommt, ist meist nicht erfreulich, nicht bedeutsam, denn es fehlt der ewig-lebendige Wechsel, der volle Strom des Lebens, der mit breitem Spiegel durch die Seelen grosser Völker fluthet; das Hohe neben dem Niedern, die Zukunft neben der endlos wiedergespiegelten Gegenwart.

Diese Zukunft findet die Inselwelt der Südsee nicht unter ihren Korallenriffen, nicht auf den Gürteln ihrer vulcanischen Kegel; ihr Schicksal entscheidet sich dort, wohin der Passat weht, um zu ersterben. Wie sie mit immer breiterem Fuss nach Westen zurücktritt, erreicht sie die Schwelle, die sie mit dauerndem Verkehr an jenes westliche Land binden wird, dessen Geschichte, wie die der Pitcairn-Insel, mit Verbrechen begonnen hat, um, nicht freilich in kindlicher Beschränkung den Frevel zu vergessen, sondern um ihn niederzuzwingen in ernster Arbeit, nicht in kleiner, verschlossner Gemeinde, sondern mit einem anwachsenden Volke, das weithin Besitz nimmt von den jüngsten Aeckern, welche die Erde ihren Kindern darbringt.

III.

H. V.

Nicht nach Laune, oder nur an dem Faden äusserer Verknüpfung, führe ich Sie von den Inseln der Südsee an die australischen Küsten und mitten in das unwirthbare Land.

Die beiden Welten bindet an einander nicht nur die räumliche Anordnung des Festen und Flüssigen, sondern ein inneres Gesetz auch der menschlichen Entwicklung.

Wenn der erste Traum des Lebens zerreisst, wenn einmal Sünde und Schmerz die Seele gefoltert haben, dann gibt es keinen Rückweg in das verlorene Paradies. Das flammende Schwert der Erinnerung, das in das Herz schneidet, verwehrt den Eintritt, und vor der Schwelle isst man sein Brot nur im Schweisse des Angesichts. So ist es geblieben unabänderlich seit den ältesten Tagen; wir Alle müssen das durchkosten, und unter den Völkern wird es keinem erlassen. — Als sollte, je weiter Geschlecht auf Geschlecht folgt, die Kluft vor dem verlorenen Glücke sich immer gähnender erweitern, so wächst von Geschlecht zu Geschlecht das Maass und die Bürde der Arbeit. Immer härter wird unser Loos; immer dünner schaaren sich die Auserlesenen, die in Vorzeiten schwelgten an den freiwilligen Gaben der Erde, am harterworbenen Brote Andrer; kommen wird die Zeit, so wenig es Tausende ahnen, wo Allen die Fusssohlen schmerzen, wo auch die weichste Hand Schwielen trägt, wo die Stirnen sich frühe furchen unter dem Gram von Gedanken, die um Brot gedacht werden. — Die ganze Geschichte bezeugt dieses älteste Gesetz, das sich nur immer strenger vollzieht. Jeder neu erworbene Schatz, jedes neu gefundne Land, aller Ausgang und aller Lohn der Ruhe — sie sind nur der Anfang neuer, gesteigerter Arbeit. Darum auch uns, je länger wir leben, um so höher gilt uns die Arbeit. Das Leichterworbne entzückt nur in jungen Jahren, und wir enden im Begnügen am Ackern und Säen, auch wo der kargere Boden die Früchte nicht mehr für u n s zeitigt.

Es ist eine Fügung und damit ein Zeugniss, dass der jüngste Welttheil nur durch die härteste Arbeit erkundet, gewonnen, behauptet wird. Seine Eroberung dünkt leicht; denn es fehlen Mauern und Wälle; es fehlt ein zahlreiches Volk; die Zukunft müsste hier Alles gelten; denn dieses Land hat keine Vergangenheit; selbst seine Gegenwart ist nur ein Traum des Elends, und doch ist seine Erobrung schwierig ohne Gleichen, doch wehrt es sich des fremden Herrschers mit der blossen Macht seiner armseligen Existenz. Schritt um Schritt muss es errungen werden, leiblich und geistig, unter endloser Enttäuschung, und dann noch prägt es dem siegreichen Eindringling das Stempel seines Wesens auf.

Dem Naturforscher ist der jüngste Welttheil der älteste. Denn er misst nach den Schichten der Erdrinde, nach ihrer Art und Vertheilung, nach den Formen der untergegangenen und lebenden Thierwelt, nach Steinen und Pflanzen. Uns bleibt er der jüngste. Denn am letzten tritt er in die Geschichte; seine Aufgaben, die Phasen seiner Entwicklung gehören den Völkern von heute; die Art seiner Erwerbung und Behauptung; die Arbeit, welche er weckt und bindet: Alles kennzeichnet ihn als Erbe des jüngsten Geschlechts.

Merkmale dreier Welttheile bilden sich in ihm nach. Wenn er dem nördlichen Amerika nahetritt durch den Untergang seiner einheimischen Stämme, durch den Charakter seiner europäischen Niederlassungen, durch die heute schon erkennbaren Grundzüge seiner geschichtlichen Entwicklung, durch die — nur noch engre — Verbindung des Bergbaus und Ackerbaus, so theilt er mit Africa das nach Innen sinkende Landbecken, die wasserfangenden Randberge, den furchtbaren Wechsel des Mangels und Ueberflusses an Wasser. Und selbst die liebliche Landschaft ihm zur Seite, die Inselwelt der Südsee spiegelt sich in ihm wieder, freilich als trübseliges Gegenbild. Denn wie sie mit zerstreuten Landflecken auseinanderfährt und ihre Völker in kleine Gemeinden sondert, so trägt das Festland von Australien fast nur inselhafte Ackeroasen, die von einander getrennt sind, nicht freilich durch den ewig bewegten, schiffbaren Wasserspiegel, sondern durch Sümpfe, durch Sand, durch dürres, undurchdringliches Buschland, durch steinigte Wüsten, durch nahrungs- und wasserlose Flächen, die kein Kahn zu durchziehen vermag, kein Menschenverkehr ohne Qualen durchschreitet. So sind in Australien zwei furchtbare Gegensätze verschwistert, die Ungunst Africa's mit der Ungunst der Südsee-Inseln, und nur der Geist der Arbeit und in ihr der Freiheit, dem Nord-America seine weltbeherrschende Zukunft verdanken mag, wird die Natur auch hier überwinden.

Gleich mit den Küsten sagt Australien ab Allen, die um seine Gunst werben. Ob man vom Anfang oder vom Untergang der Sonne, von Mittag oder von Mitternacht an das unwirthliche Gestade geworfen wird, überall lagert es sich öde, mit weiten Dünenflächen, mit steinigten Feldern, mit undurchdringlichem Gestrüpp oder gleich undurchdringlichen Sümpfen. Einförmig und traurig wiederholt sich dem Wandrer bei jedem

Schritt dieselbe Gestalt, dieselbe Farbe der Pflanzenwelt; oft sucht er im Süden und Westen vergebens nach Wohnungen der Menschen; nur selten kreuzt ein schwarzer Mann mit drohender Lanze, ein schwerbeladenes Weib seine Spuren und flieht entsetzt ins Gebüsch. Den Holländern, welche aus tropischen Fruchtgärten an diese Küste verschlagen wurden, galt nichts an ihr des Besitzes werth; das Goldland des Südens, nach dem sie vergeblich gesucht, nicht ahnend, wie ihre Erwartung sich nach Jahrhunderten an Andern erfüllen sollte, wurde zur tristen Folie der üppigen Sunda-Inseln und war, kaum gefunden, kaum einmal umschifft, vergessen. Erst als auf seiner ersten Weltreise Cook an der Ostküste eine lieblich grüne Landschaft gefunden hatte, von lichtem Walde bestanden, von Blumen und Vögeln geziert, da verdrängte der Name Botany-Bay die langweilig-farblosen Bilder Neu-Holland's und setzte sich so fest in der europäischen Einbildung, dass er, obgleich die Landschaft, wie damals, menschenleer, unter Sümpfen begraben liegt, für den Repräsentanten gleichsam Alles dessen galt, was die Seefahrer in Australien Treffliches fanden und was später von europäischem Auswurf dorthin verpflanzt wurde.

Noch vor den Küsten wehrt das Meer mit seinen Gebilden der Anfahrt; im Westen mit Klippen und Sandbänken, im Osten mit endlosen Korallenriffen, die in zweifacher Reihe den Umrissen des Festlandes gleichlaufen. Hier rannte das Schiff Cook's nach langer glücklicher Fahrt so heftig auf eine Korallenbank, dass Planken der Bekleidung absprangen und, das Wasser mit furchtbarer Gewalt in den Raum drang; die Hoffnung auf Rettung schien eitel, als in der folgenden Nacht eine glückliche Wendung das Schiff flott machte, und die Gefahr des Lecks, zum Erstaunen der Mannschaft, abnahm. Mit Mühe wurde die Küste erreicht, das Schiff auf die Seite gelegt: im Gebälke stack ein mächtiger Korallenblock, der das Leck gestossen und, wie die Bewegung des Fahrzeugs ihn von seiner Bank losbrach, geschlossen, das Schiff verdorben und gerettet hatte. Noch andre ihrer Launen hatte diese Welt den grossen Seefahrer kennen gelehrt. Auf seiner Küstenfahrt hatte sie ihn oft in falsche Buchten geführt, in werthlose Küstenvertiefungen, während nahe zur Seite treffliche Häfen ihre Einfahrt versteckten. So war er dem Golf von Sydney achtlos vorbeigesegelt, und nicht dem Manne der Wissenschaft, sondern den Auswandrern, die mit

ihrer Arbeit Besitz zu nehmen kamen, war es gegönt den schönsten Hafen des Welttheils zu finden. Zur Täuschung ähnlich lagert Bucht neben Bucht; vergeblich sucht man nach Merkmalen der Scheidung; wehe dem Unglücklichen, der hier in seinem Boote sich achtlos verirrt auf den eng umschlossenen Wasserspiegeln, übersät von Inselchen, die bis an die Sohle Wald überdeckt, zwischen welcher schwarze Schwäne auffliegen.

An diesen Buchten beginnt die Geschichte des Welttheils. Hier landeten die ersten Verbrecher, setzte sich die erste Ansiedlung der Freien. Und je mehr sie an Zahl und Umfang wuchs, um so dringlicher strebte sie, sich von den sandigen Uferdünen abzuringen, weiteren Raum zum Anbau zu suchen, über die nächste Umgebung hinaus Kunde zu haben von der neuen Heimath. Wenn aber die Ansiedler ihre Reihen ausdehnten und von den armseligen Küsten gegen das Innre vordrangen, fanden sie im Westen unüberwindlich sich aufgehalten durch die schroffsteigenden blauen Berge, die von Norden nach Süden der Küste gleichlaufen, und die man damals „die Alpen" nannte. Es bleiben diese Bergzüge um so hartnäckiger als unübersteigliche Barren gesetzt, als man lange den Charakter ihrer Formation nicht erkannte, den Weg durch die eindringenden Schluchten suchte, während der einzige Uebergang mitten die Höhen selbst übersteigt.

Bereits ein Jahr nach der Einrichtung der ersten Colonie hatte Lieutenant Daws mit Truppen, auf sechs Tage mit Proviant versehen, den Uebergang versucht; nach 9 Tagen war er ermattet zurückgekehrt, und war kaum 9 englische Meilen über die erste Hügelreihe vorgedrungen. Acht Monate später scheiterte Capitän Tenck auf derselben Tour. Dann vergingen drei Jahre, bis Obrist Patterson, erfahren auf Reisen durch die africanischen Wüsten, den Plan entwarf, den Hawkesbury Fluss bis an den Fuss der Berge hinaufzuschiffen. Er nahm einige schottische Hochländer, geübte Bergkletterer, mit sich und Eingeborne von Port Jackson zu Führern. Von seinen beiden Kähnen versank der eine, der andre wurde von den Schnellen im Fluss fast zertrümmert. In den Bergen traf er auf furchtbare Hemmnisse. Die Wände hoben sich senkrecht 400 Fuss; hinter den Bergen, die er überkletterte, stiegen immer neue auf, durchschnitten von unergründlichen Schluchten. Patterson musste umkehren, wie seine Vorgänger. Nur Schritt um Schritt drangen seine Nach-

folger vor; 20 englische Meilen über alle Andern hinaus Hacking, der Quarter-master vom Sirius, und auch er schrack zuletzt vor neuen, noch höhern, Bergreihen zurück. Im Jahre 1796 unternahm der bekannte Dr. Bass die gefährliche Aufgabe, derselbe, der zwischen dem Festlande und Van-Diemensland die nach ihm benannte Durchfahrt endeckte. Er liess sich an die Arme eiserne Hacken binden: so kletterte er senkrechte Wände hinan; an Stricken liess er sich in die Schluchten hinabsenken; aber nach 15 Tagen unerhörter Anstrengung musste auch er abstehen. Von dem höchsten Gipfel hatte er 40 englische Meilen nach Westen immer noch andre Bergketten erblickt und davor eine von Schluchten zerrissene Landschaft. Noch wurde der Uebergang nach andrer Methode versucht. Bareillier, ein französischer Emigrant, Ingenieur der Colonie, stellte von der am weitesten ins Innere vorgeschobnen Ansiedlung eine Postenkette aus, um stets mit Lebensmitteln und neuen Gefährten versorgt zu bleiben. Aber auch so wurde das Ziel nicht erreicht. Die blauen Berge galten nun unübersteiglich. Selbst die Eingebornen wussten von ihnen nichts zu berichten; sie sahen dort nur eine Wohnung böser Geister, die Dürren und und Ueberschwemmung über die Landschaften der Küsten sendeten. Aber die wachsende Noth, die unermüdliche Arbeit der Ansiedler erreichte zuletzt doch, was unerreichbar dünkte. Im Jahre 1813 drangen, wo der Anstieg am gefährlichsten schien, australische Squatters mitten über die Höhen nach Westen, und mit Entzücken sahen sie ein reichbewässertes Land mit Wiesen sich breit hinlagern, die Ebnen, in welchen dann Bathurst gegründet wurde, auf welchen die Zucht edler Schafe im grössten Maassstabe getrieben werden konnte, wo endlich in unsrer Zeit das traurige Amt der Goldwäsche gesetzlose Haufen von Männern und Weibern magisch gefesselt hält. Bald nach der Entdeckung des neuen Weges wurde eine künstliche Strasse hinübergeführt; vom obern Hochland steigt sie allmälig einige englische Meilen nach Osten ab, um zuletzt einen jähen Abhang von 700 Fuss in vielfachen Windungen wegsam zu machen.

Nun folgte der Lohn der Mühe und Entdeckung auf Entdeckung im Westen der blauen Berge. Nun lernten die Ansiedler die glückliche Fügung erkennen, welche sie am grossen Küstensaum des Festlands in die Nähe der trefflichsten Fruchtlandschaften und, wenn auch nicht mitten in ihr Wassernetz,

doch hart daneben geführt hatte. Ihr Gedeihen war nun gesichert.

Aber es begann auch endlos eine neue Reihe von Mühe und Enttäuschung. Das gehoffte oder eben gefundne Gut entzog sich in wechselnder Form dem Besitz; wie in den africanischen Wüsten die Luftspiegelung, so neckt in Australien die Wirklichkeit selbst. Als man im Westen der blauen Berge die Quellen des ersten grösseren Flusses — es war der Lachlan — gefunden hatte, da glaubte man an riesige Flussspiegel, welche tief und eben hinabführen mussten an das südliche Meer, Adern des Verkehrs und der Binnenbewegung. Oxley, der Landmesser von Neu-Süd-Wales, zog auf die grosse Entdeckung. Er traf gutes, quellenreiches Land, das merklich nach Süden abfiel, aber der Fluss verschwand bald in Sümpfen, und als er den verlorenen Faden wiedergefunden hatte, dort, wo er aus den Sümpfen hervortrat, sah er ihn über 1000 englische Meilen ohne Zustrom hinschleichen, um endlich sein Wasser in zahllose Lagunen zu verschleudern über eine Ebne, die wagerecht, öde und holzlos den Horizont ausfüllte. Aus dem wüsten Lande bog er nach Norden, erreichte nach mühseliger Wandrung eine Landschaft lieblicher Hügel, von deren jedem eine Quelle entsprang, wo die Thäler von Flüsschen durchkreuzt wurden, bis der Macquarie wassereich hinfloss, ein anderer Hauptfaden des grossen südöstlichen Wassernetzes. Im Mai 1818 erneuerte Oxley die Fahrt an den neugefundenen Strom und traf ihn heftig geschwollen, wie er mit seinem Spiegel die umliegende Landschaft bedeckte. Er schickte die Pferde auf die höher gelegenen Hügel und setzte die Reise im Kahn fort. Lange begleitete ihn an beiden Ufern Waldung von trefflichem Nutzholz, als plötzlich der Fluss sich verengte, sich halb begrub unter undurchringlichem Rohr und jenseits, wo er offen hervortrat, nach kurzem, immer seichterem Lauf über zähem Schlamm fächerartig in die Ebne zerfuhr. Noch mancher viel verheissende Fluss wurde gefunden, und jeder täuschte die Erwartung; unternehmende Ansiedler waren südlich über die blauen Berge gegangen und hatten Port Western und Port Philipp entdeckt, heute berühmte Häfen des südlichen Australiens, dessen östliche Landschaft, von schönen Wäldern licht bestanden, den Namen des „glücklichen Australiens“ trägt. Aber noch fehlte der Faden, der das innere

Wassernetz mit dem Meere verband, als im Jahre 1830 Sturt den Murrumbidgee thalab schiffte und aus seiner Mündung in den Murray gelangte. Er floss zwischen Kalksteinfelsen, 400 Yards breit, hart am Ufer 20 Fuss tief, mächtig und raschströmend nach Süden in der Richtung, wo das Meer lag. Mit heftiger Unruhe suchten die Rudernden nach jedem Zeichen der Meeresnähe. Endlich erreichten sie einen See, einen Golf mit brackigem Wasser, das immer salziger wurde, aber auch immer seichter, und mitten hindurch plattete der Strom sich ins Meer ab.

Wenn man den Murray nach Norden verfolgt und weiter in seiner nordöstlichen Wendung, so sieht man ihn endlich sich in zwei Flusssysteme spalten, deren Kartenbild an zwei Faden erinnert, die am obern Ende sich fächerartig entfädeln, oder an Bäume mit zweiglosem Stamme, der sich oben in zahlreich aufstrebende Aeste spaltet. Alle diese Nebenflüsse kommen mit zahlreichen Quellarmen vom Westabhang der blauen Berge, um in den innern Abfallebnen ihr Wasser zu vermischen, während nach Nord-Westen flussleer die Wüste sich ausdehnt. So beherrscht der Murray mit seinem grossartigen Wassernetz die drei Colonien von Neu-Süd-Wales, von Victoria und Süd-Australien und wird zum Lebensspender und zum Vermittler zahlloser Menschengemeinden, welche im Bereich seiner Wirkung sich ansiedeln, und heute schon wird er von Dampfböten bis an die westlichen Grafschaften von Neu-Süd-Wales befahren.

Mit seinen Flüssen webt sich jedem Lande sein Schicksal; an ihre Thäler bindet sich das erste, geschichtliche Leben; an ihren Fäden spinnt die Erforschung der Länder sich auf und ab; zwischen ihren Quellen ziehen die Wasserscheiden, kennzeichnet sich die Plastik des Bodens. Je tiefer die Mündung, je reicher die Wasserfülle, je schiffbarer das Bett des Flusses, um so leichter verfolgt sich sein Lauf bis an die Quelle, um so rascher wird das Land durchforscht und dem Beginn einer neuen Cultur gewonnen. Australien verschluckt seine edleren Flüsse fast alle und begräbt sie mit seinem Sande und seinen Wüsten. Selbst die schmale Küste führt sie nicht immer ins Meer. Als Stokes die Küsten der Carpentaria-Bai untersuchte, fand er sie hier und dort wie von riesigen, horizontalen Maulwurfsgängen aufgepufft. So verrieth je ein Fluss sein Dasein.

Der Fluss nämlich gräbt einen Kanal in die Uferbank, aber je mehr er sich der Mündung nähert, um so langsamer wird sein Lauf, um so schwächer seine Wirkung; nie durchbricht er ganz die vorgelagerte Schranke; er stösst sie nur vor sich her und wölbt sie in der Richtung seines Stosses nach aussen.

Nach innen bildet das Land ein allmälig vertieftes Becken. Wie die blauen Berge dem Abfluss der Binnengewässer ins östliche Meer wehren, so scheint auch nach Süden und Westen der Boden sich in Randschwellung zu heben, von keinen Thälern durchbrochen, und, ausser dem Murray mit seinen Vasallen und einigen wenig erforschten Flüssen der Westküste, irrt alles Wasser, statt gegen das Meer, der innern Senkung des Festlandes entgegen, wo an der Stelle eines einmal erträumten riesigen Binnensees eine riesige Wüste, noch undurchschritten, in unbekannten Grenzen sich ausdehnt. Die Ansammlung, die Vertheilung, der Lauf des Wassers hängt nächst der Senkung des Bodens zumeist von der Beschaffenheit seiner obersten Schichten ab. Daher verschwinden vor den Augen des Reisenden die herrlichsten Flussläufe oft fast urplötzlich und erneuern sich an anderer Stelle fast ebenso unerwartet mit mächtiger Breite und Tiefe, ohne dem Auge aus der Ferne ihr erneuertes Dasein anders zu verrathen, als durch die frischeren Pflanzengürtel, in die seine Ufer sich kleiden. Am gierigsten saugen die Nässe mit ihrem porösen, rissigen Boden Basalthügel und Kalkschichten ein; länger hält sie sich über Sandstein, an dessen Abhängen das Wasser herabläuft, um in der Ebne um den Fuss der Hügel einen Kranz bald isolirter, bald durch Regenfluthen verbundner Lachen zu bilden. Am längsten dauert das Wasser auf lehmigem Boden aus, von dem es nur drüberhin abfliesst oder durch Verdunstung entfernt wird. Bedenkt man nun, wie einförmig der Boden sich hebt oder senkt, wie einförmig sein geologischer Bau ist, wie oft Sandfelder oder Kalkwüsten auf hunderte von Meilen allseitig sich ausdehnen, so begreift man die furchtbare Dürre der Landschaft zur trockenen Zeit, die gleich furchtbare Ueberfülle der Fluthen während der Regenwochen. Daher wird von dem Reisenden jeder Wechsel am Boden mit Freuden begrüsst: die ersten Hügel welche die einförmige Ebne durchbrechen; — der erste Granit, der, auch nur in vereinzelten Kuppen, zu Tage tritt, verheisst eine An-

sammlung von Wasser, lebendigere Gruppen von Pflanzen, vielleicht etwas Wild. Denn von dem Wasser hängt alles Leben ab. Furchtbar sind die Gegenden, wo dem durstenden Wandrer und seinem lechzenden Zugvieh nur die Stille des Todes begegnet. Die Pferde taumeln erschöpft und fallen vor Schwindel oder rennen an Bäume. Glücklich wen der Zufall in hohlen Baumstümpfen halbfaules Wasser finden lässt. Aengstlich sieht der Reisende nach allen Seiten in den Himmel hinauf, ob nicht, ehe die Sonne untergeht, ein Schwarm von Finken oder von leichtflügligen Tauben mit der Richtung ihres Fluges ihn zu den ersehnten Pfützen hinweisst, in deren seichtem Wasser er oft erst bräunlichen Schlangchen den Kampf ansagen muss, die unermüdlich vor ihm untertauchen und wieder emporfahren, als begriffen sie, dass der Fremde gekommen sei, ihnen ihr Lebenselement zu rauben. Zuweilen wohl, wenn er lange durch öde Ebnen geirrt ist, entzückt ihn das tiefere Grün des Busches, ein kreisender Adler, wasserverrathend, und unter baumhohem Rohr birgt sich die Lagune, auf deren Spiegel Schwärme von Enten spielen, während dahinter aus dem offnen Walde die edle Corypha-Palme ihm Willkommen zuzuwinken scheint und er sich lagert, aller Sorgen vergessend in dem überreichen Genusse des Augenblicks, bis mit der Nacht der Mond heraufkommt und nächtliche Stille und Schlummer, wo nur das Heimchen ihn trügerisch in die Heimath am andern Ende der Erde singt, selten ein Vogel mit fremder Stimme aus seinen Träumen zurückruft und an den ungewissen, morgenden Tag mahnt und die endlos wiederholte Sorge um Wasser.

Einförmig ist der Bau des Welttheils, einförmig der Zwang des Schicksals, das ihn beherrscht; einförmig der Schmuck, in den er sich kleidet. Ob ihn der Fremde hier oder dort betritt, fast überall begrüssen ihn dieselben Hügel und Thäler, derselbe Unbestand des Wassers, dieselben Pflanzen, Thiere und Menschen. Die Wälder sind alle licht, wie saubergehegte Parks, trefflich zur Viehzucht geeignet. Ihr Holz ist harzreich und langlebend, aber ihnen fehlt der Reiz des frischen, leichtbewegten Laubes. Die Blätter fast aller Pflanzen stehen vertical am Stamm, glanzlos, dem Leder vergleichbar, selbst nur ein Auswuchs der Rinde, die träge und zäh sich erneuert. Ein unverständlicher Gegensatz lastet auf allem organischen Leben. Schön, wie

kaum andre, sind die Blumen dieses Landes, überreich an Honig, aber duftlos alle. Nur in weitzerstreuten Oasen erschöpft die Landschaft ihren Reiz. An der Nordostküste tritt man wol in dichte Wälder mit Schlingpflanzen und Orchideen, genährt vom quellenreichen Granitboden, von der tropischen Wärme der Luft. An den Abhängen der Berge, in tiefen Stromthälern drängen sich Palmen, Pandanus, Ficusarten und hochwipflige Farren. In diesen paradiesischen Erdflecken, die sich im Westen des Carpentaria-Golfs wiederholen, nur in engeren Grenzen, oft auf den Raum von zwei Morgen Landes beschränkt, scheint sich der Pflanzenschmuck der indischen Inseln nachzubilden, und selbst das Gebüsch und im Gebüsch die Vögel nehmen indische Formen und Farben an. Im Ganzen doch ist diese Welt nur mit schwachen Netzfäden an die Pflanzen der übrigen Welttheile geknüpft; in der Fülle hält sie zäh an den einheimischen Arten, die der Landschaft den niederdrückenden Charakter geben. Auf den Küstenbergen stehen endlos neben einander silberblättrige Eisenrinden, in den Ebnen meist Acacien und Eucalyptus, und nicht in hochstämmigen Wäldern, meist in undurchdringlichem Gestrüpp. Auch hier gibt der Boden mit seiner Art die Bedingung. Auf dem Basalt, in dessen Risse der Regen leicht eindringt, die schlummernden Gräserkeime zu wecken, bildet sich rasch ein Rasenteppich, der doch nur aus der Ferne weichhingelagert erscheint, dem Blick aus der Nähe sich in zahllose Büschel harten Grases auflöst. Mit dem Sandstein beginnt das Reich des Busches, einer dichten Masse, oft mit scharf gezeichneten Grenzen, einer düstern Welt farbloser Blätter, mit nur spärlichen, krüppligen Bäumchen, am Boden graslos oder von stachlichtem Grase besetzt, doppelt unwegsam durch das todte Holz, das sich zwischen das lebende setzt und Alles in ein unentwirrbares Dickicht verstrickt. Durch diese Wildniss, die ihre Sträucher 12—15 Fuss in die Höhe treibt, haut oft nur die Axt eine Bahn. Grenzenlos wie das Meer lagert sie über der Landschaft, unübersehbar vom Gipfel der Hügel, die zerstreut aus der wilden Masse auftauchen; — oder sie sondert sich in zahllose Reihen, die den wüsteren Erdstrich durchsetzen und den Reisenden endlos zu Um- und Rückwegen zwingen.

Das ist die Landschaft, durch welche der Ansiedler nach innen vordringt, bedacht, die zerstreuten Culturflecken in Anbau

zu nehmen, abhängig vor Allem — ich wiederhole es — von dem ungleich vertheilten Wasser, von der Dauer des Widerstandes, mit dem es sich auch gegen die ausdörrende Jahreszeit zu behaupten vermag. Selbst die Kunst und Wissenschaft des Reisens wird hier zuletzt zur Kunst des Wassersuchens. Meist nur den Vormittag hindurch richtet sich das Auge des Reisenden auf die Landschaft, ihren Bodenwechsel, ihren Pflanzenschmuck mit dem leidenschaftslosen Interesse des Forschers; sobald die Sonne ihre Bahn abwärts steigt, hebt die Sorge um's Nachtlager an, denn der Erfolg der ganzen Wandrung hängt davon ab, ehe die Zeit der Ruhe kommt, Wasser zu finden, das den Durst stillt der Menschen und Thiere. Und mit dem Leben und Gedeihen des Zugviehs sind alle Interessen der Reise verknüpft. Seine Kräfte dürfen nicht rascher abnehmen, als der Mundvorrath, mit dem es beladen ist. Der Führer des Zuges bedarf kaum in einem andern Lande so viel Umsicht, Berechnung und Ausdauer. Wehe ihm, wenn er sich in der Zahl der Tage, die ihn vom Ziele trennen, irrt; wenn er seinen Gefährten des Tages zuviel zumisst vom mitgenommenen Mehl, wenn er nicht Haus hält mit dem Fleischvorrath, den zuletzt nur seine entkräfteten Ochsen liefern, die er zur rechten Zeit tödtet, um ihr Fleisch in Streifen zu schneiden und an der Sonne zu dörren. Denn das Wild, die Pflanzenspeise, welche das Land gibt, hängen einzig vom Wasser ab. Auf quellreichem Boden drängen sich die Lager der schwarzen Eingebornen, jagen Schaaren von Opossums von Baum zu Baum, springen Kängurus munter durch den Busch und fliegen Tausende wohlschmeckender Vögel dem Jäger nahe vorbei; dort trägt die Erde essbare Wurzeln in Menge, nahrhafte Kräuter und in den Teichen und Gräben Thiere des Wassers. Darum ist auch das elende Dasein der Wilden selten der Hungersnoth ausgesetzt. Und selbst auf den öderen Stellen, was findet nicht Alles der Wilde mit seinem wunderbar scharfen Blick, mit seinem Instinct, den die Gewohnheit der Jagd schärft, und was lässt er nicht Alles sich wohlschmecken: die Fische der Flüsse, Süsswasserschildkröten und Mollusken, Mäuse und Eidechsen, Frösche und Schlangen, Insectenlarven, Regenwürmer, Ameisen, Vögel in Fülle, Opossums, wilde Hunde, Kängurus. Nicht selten würzt er sein Mahl mit Honig, das ihm der Abendflug der Bienen verräth. Wurzeln und Gemüse hat er vollauf; die zarten Spitzen

der Corypha-Palme röstet er in heisser Asche. Hin und wieder stösst er auf einen Baum mit kleinen Aepfeln, deren rauhen Kern eine dünne Fleischschicht umgibt, oder er kaut an den Splittern des Flaschenbaumes, der zwischen den Fasern reich ist an Stärkemehl. Allein dem weissen Wandrer hilft dieser Ueberfluss nur zu Zeiten, denn er versteckt, er vertheilt sich über endlose Räume. Es genügt nicht, dass er vorhanden sei, es gilt, ihn suchen und finden. Während der Eingeborne nach flüchtigem Umschaun an Zeichen, die er selbst nicht zu nennen weiss, die nur der Instinct ihn würdigen lehrt, den Ort erkennt, wo er im Boden nach Wasser graben mag, zieht der fremde Mann ahnungslos über die Stelle, die ihn von der Folter des Durstes retten könnte, und selbst das Zugvieh, nur vom Gesicht geleitet, geht dumpf und matt vorüber, um toll vor Durst gegen den nächsten, frischblättrigen Busch zu rennen, in dem es neben ausgetrockneten Wassergräben vergebens nach stehenden Lachen sucht.

Um so verdienstlicher sind die Entbehrungen, die Opfer der Männer, welche ihr Leben in die Schanze schlagen und es Qualen und seelenmartender Abspannung entgegen in die australische Wüste tragen, um so bewundernswerther die feine Umsicht, der Tact, die Ausdauer der Glücklichen, welche erfolgreich bis an das Ziel vordrangen, das sie sich setzten. Ihrer sind eben nicht Viele. Mancher, dem es zum ersten Male glückte, erlag zum zweiten. Mancher, der weise bedacht und kühn unternommen hatte, kehrte nicht wieder. Manchen, den die Natur nicht erdrückte mit ihrem Mangel, verfolgte und traf der Hass der Schwarzen.

Unter den Opfern zählen Leichardt und Kennedy, jener auch in Europa vielgenannt, dieser nur in Australien und etwa in England bedauert. Leichardt war im September 1844 von der Moreton-Bai an der Ostküste aufgebrochen, um Port Essington im Nord-Westen des Carpentaria Golfs auf dem Landwege zu erreichen. Obgleich wohlbekannt mit den Verhältnissen des Landes hatte er sich arg verrechnet in der Reisezeit und kam erst nach 15 Monaten, dem Hungertode nahe, am ersehnten Ziele an, wo er nach 450 Nächten zum ersten Male wieder unter Dach schlief. Allein ein hohes Zeugniss für seine Befähigung zum Buschreisen, für seine Umsicht und Energie liegt darin, dass er auf der ganzen Reise nur einmal Abends

hatte rasten müssen, ohne seinem Zugvieh Wasser gefunden zu haben. Freilich war er nicht durch das unwirthbarste Innre gezogen, sondern der Biegung der Küste gefolgt, am Aussenabhang der Bergketten, deren inneren Fuss an die Binnenwüsten stösst. In Neu-Süd-Wales hatte man ihn schon verloren gegeben, als er von Port Essington zu Schiff in Sydney eintraf, und vom allgemeinen Jubel, von Ehren und reichen Geschenken empfangen, alsbald den Plan einer zweiten Reise im Interesse der Colonie entwarf. Den umsichtigen Mann verlockte der erste, grosse Erfolg. Sein neuer Plan war abenteuerlich kühn. Er beschloss von der Moreton-Bucht über die obern Zuflüsse des Darling nach Westen zur innersten Wüste, und weiter bis an die Mündung des Schwanenflusses, quer durch den Welttheil, von der Ost- zur Westküste, zu dringen. Im Jahre 1848 nahm er seinen Weg von den Darlingdünen nach Westen. Seitdem hat kein Weisser ihn wiedergesehen. Auf seinen Wunsch sollte man nicht rechnen, vor vier Jahren von ihm zu vernehmen. Aber die Besorgniss an der Ostküste war zu lebhaft. Schon zu Anfang des Jahres 1851 sandten Ansiedler im nördlichen Neu-Süd-Wales, nach ihm zu suchen. Die englische Admiralität beorderte ein Schiff nach Port Essington, wo die Niederlassung aufgehoben war, ihn aufzunehmen, falls er dorthin verschlagen wäre. Im folgenden Jahre beauftragte auf Antrag des gesetzgebenden Raths die Regierung der Colonie einen im Lande gebornen Weissen, Hovendon Hely, der mit den Verhältnissen des Landes und der Wilden vertraut war, den Spuren des Verschollenen nachzugehen. Sobald Hely die nördlichen Zuflüsse des Darling überschritten hatte, erfuhr er von den Wilden, was ihm zu wissen Noth that. Die Eingebornen in Leichardt's Gefolge hätten auf Streifzügen nach entlaufnen Ochsen Weiber des Landes gemisshandelt, und der gekränkte Stamm wäre seitdem den Reisenden Tag für Tag gefolgt, unterwegs stets durch Zuzügler verstärkt und entschlossen Rache zu nehmen. Da nach langem Lauern der günstigste Augenblick erpasst wurde, glückte gleich der erste Anfall. Ehe noch die Schlafenden sich ganz ermuntern konnten, waren sie sämmtlich von den Speeren ihrer Verfolger durchbohrt, fünf weisse Männer und zwei schwarze. So viele waren ihrer in der That gewesen. Vor dem Ueberfall hätte man die Pferde und Maulthiere zur Seite gescheucht und getödtet, von den

Ochsen wären einige entlaufen und streiften noch jetzt in der Gegend umher. Den Angreifern wäre nur ein Mann getödtet, durch den einzigen Schuss, den abzufeuern die Weissen Zeit fanden. Diese Aussagen wurden bald durch mancherlei Belege erhärtet. Frische Spuren der entlaufenen Ochsen sah Hely am Maranoa; Kinder und Weiber aus verschiedenen Stammlagern erzählten dasselbe. Ein altes Weib, das zugegen gewesen, berichtete, die Schwarzen wären zahllos wie Ameisen in weitem Halbkreis leise gegen das Lager der Fremden angerückt; endlich führte sie gar an den Platz des Ueberfalles; aber vergebens suchte Hely nach Spuren; das grosse Wasser — sie meinte die Regenfluth — hätte alle Zeichen fortgeschwemmt. Freilich kamen zuletzt auch Widersprüche; andre Wilde verlegten den Mord vier, acht Tagereisen weiter nach Westen. Hely wünschte weiterzureisen, aber sein Mundvorrath neigte sich zu Ende, sein Dolmetscher, obgleich über 300 englische Meilen von seinem Stamme, lief ihm davon, einer seiner Schwarzen, dessen Bruder in Leichardt's Gefolge erschlagen war, erschoss aus Rache ein altes Weib im Busch. Den Wilden wurden Hely's Ochsen lästig, die ihnen das Wasser verdarben; man bemerkte sie seit einigen Tagen überall auf der Lauer; die Umkehr wurde beschlossen. Als Hely mit nicht völlig genügender Auskunft heim war, empfing ihn bittrer Tadel, da er doch nur dem eignen Untergange mit Umsicht entgangen war. Zudem lag in der Erzählung der Wilden nichts Unwahrscheinliches. Wenn man sich etwa darauf berief, dass die Wilden auch auf der ersten Reise Leichardt todt gesagt hatten, bald durch die Speere der Schwarzen, bald durch einen Orkan, der ihn in einer engen Schlucht übereilt, da er doch endlich wohlbehalten in Sydney eintraf, — so mochte man andrerseits an die Erfahrungen aller Männer des Busches erinnern und sich von ihnen erzählen lassen, mit welcher Ausdauer die Wilden, Wölfen nicht unähnlich, wochenlang ihr Opfer verfolgten, unsichtbar im Gestrüpp verborgen, um zur rechten Zeit mit kräftigem Arm den selten fehlenden Speer zu schleudern. Hatte doch Leichardt selbst auf der ersten Reise einen Gefährten durch den Speerwurf eines Schwarzen verloren, in dem Augenblicke, als der Unglückliche auf das Alarmzeichen aus dem Zelte kroch, um es nicht einmal ganz zu verlassen, so rasch war die tödtende Spitze durch die Lunge tief in den Nacken

gedrungen. Und konnte man doch an die entsetzlichste aller australischen Reisen erinnern, die begonnen war mit froher Hoffnung und reichen Mitteln, wie keine andre und elend und jammervoll scheiterte, wie keine andre, an Kennedy und seine Gefährten.

Sie waren ausgezogen in einer Zeit fröhlichen Aufschwungs. Im Februar 1848 hatten zu Sydney 50000 Ansiedler das 60. Jahresfest der Gründung der Colonie feierlich begangen; man lebte in lauter Aufregung und Erwartung; Dampfschiffverbindungen mit Indien und England, Eisenbahnen im Lande wurden besprochen. Leichardt war eben aufgebrochen zu seiner zweiten, verhängnissvollen Wandrung, Kennedy selbst eben zurückgekehrt von Entdeckungsreisen im Innern. Er liess sich leicht willig finden zu neuen Wagnissen. Es galt für den Verkehr mit Indien Station fassen an der Torres-Strasse, dort, wo im Osten der Carpentaria-Bucht der australische Continent mit immer schmälerer Halbinsel nach Norden hinauftritt, um im Cap York zu enden. Diese Halbinsel sollte Kennedy längst der Ostküste hinaufziehen; beim Cap York erwartete ihn im October ein Schooner mit frischen Lebensmitteln; dann wandte er längst der Westküste nach Süden und kehrte von der Carpentaria-Bai über Land nach Sydney heim. Ein Schiff sollte ihn zur Rockingham-Bai bringen, 1200 englische Meilen im Norden von Sydney und dort ans Land setzen. Am 29. April segelte die Expedition von Sydney ab, 12 Weisse und 1 Schwarzer, Jackey-Jackey. Sie waren trefflich gerüstet, mit 28 Pferden und 100 Schafen, mit einer Tonne Mehl, mit 90 Pfund Thee und 600 Pfund Zucker, mit Sätteln, Karren, Zelten, Stricken und Ketten, Feuerwaffen und Aexten, Decken, Tüchern und Geschenken für die Wilden. Am 24. Mai legte das Schiff in der Rockingham-Bai an, und die Reisenden landeten, während aus den Büschen am Strande Wilde herabschauten. Die Reise begann unter Sümpfen und Gestrüpp, auf tausend Um- und Rückwegen, zuweilen durch tropischen Urwald, wo nur die Axt einen Weg hieb durch die bäumeverstrickenden Schlingpflanzen. Voran ritt Kennedy mit einem Gefährten; dann kamen die Karren, Reiter und ledige Pferde, die Schafe, und abermals schlossen Reiter den Zug. Das Wetter war kühl; gelegentlich fiel der Regen in Schauern; die ersten drei Wochen des Juni vergingen ohne Unfall; nur rückte man langsam vor. Doch

mit dem Ende des Juni ergoss sich der Regen fast täglich in wilden Strömen; die Flüsse und Bäche schwollen; die Schafe fielen im nassen Wetter in Masse; die Pferde, obwohl die Landschaft Futter vollauf bot, magerten ab. Dazu wurden die Wilden immer zahlreicher in den Büschen; zur Nacht schleuderten sie Speere in die Zelte, und einen erschossen die Weissen. Nun folgte das Volk unermüdlich um Rache. Den ganzen Juli führte der Weg durch's Gebüsch, unter ewigem Axtschlag; jeden Schritt musste man Bahn hauen; die Karren blieben zurück; Pferd um Pferd wurde geschlachtet; im August, im September ging es über öde, schluchtenreiche Flächen, wo kaum einmal ein Vogel aufflog, und der Hunger sich einstellte. Nun wurde die Mahlzeit ängstlich gemessen, täglich in 13 Rationen getheilt und jede verloost, um Keinem Grund zur Klage zu geben. Der September verging, der October; die Angst, die Entmuthigung wuchsen; im October sollte das Schiff am Cap York eintreffen; der November kam, und noch war man weit vom Ziele. Endlich waren die Meisten so tödtlich erschöpft, dass sie nicht weiter konnten. Kennedy liess ihrer acht mit zwei Pferden zurück; er selbst brach mit drei Andern und dem Schwarzen nebst 7 Pferden nach Norden auf, um in Eilmärschen Cap York zu erreichen und Hilfe zu senden. Es war ein trübseliger Abschied. Schwarze lugten aus den Büschen hervor; Geier, die ersten Vögel in Schwärmen, die man gesehen, wiegten sich in ihren Schwingen über der Lagerstätte; der letzte Sonntag war, wie immer, in gemeinsamem Gebete vergangen; am Montag, den 13. November wurde das letzte Schaf geschlachtet und in Schweigen verzehrt. Dann brach Kennedy auf. Er hoffte in zwei Wochen am Cap zu sein; die Zurückgelassenen ermahnte er, fleissig auszuschauen nach dem Schiff und, wenn sie es erblickten, unablässig Zeichen zu geben mit Flaggen und aufsteigenden Raketen. 2 Pferde und 28 Pfund Mehl, mehr an Proviant vermochte er nicht zurückzulassen; damit mussten die acht Haus halten, vielleicht auf sechs lange Wochen. Als der Führer sie verlassen hatte, sank ihnen der letzte Lebensmuth; sie gingen wie Gespenster durch's Lager, gleichgiltig, ob der Tod käme, ob er zögerte; mechanisch zogen sie auf die Wache mit gläsernen Augen, in denen kaum mehr das Bild der Aussenwelt sich spiegelte. Am 4. Tage nach der Trennung, am 16. November, starb der Erste. Die Gefährten verscharrten seine Leiche, als die Nacht einbrach,

damit die Wilden seine Stätte nicht sähen und ihn ausgrüben; dann sprachen sie ein Gebet über dem Grabe und kehrten in ihre Zelte zurück. Am andern Morgen erschienen Wilde und bedrohten sie mit Speeren. Am 20. starb der Zweite und wurde begraben, als die Nacht kam. Den folgenden Morgen rückten die Wilden im Halbkreis an und schleuderten 11 Speere. Am 26. starb der Dritte, und abermals zeigten sich die Wilden. Offenbar wussten sie, was vorginge; nur die Furcht vor den Feuerwaffen hielt sie zurück; sie lagen auf der Lauer, immer kühner, je kleiner die Schaar der Weissen wurde. Das letzte Pferd war geschlachtet und verzehrt; an seiner Haut nagten die Hungernden; der Regen kam mit Giessbächen herab und verdarb den letzten Vorrath. Am 1. December erblickte man vom Hügel ein Schiff; es kam mit vollen Segeln gegen die Bucht; eine Flagge wurde aufgehisst, Scheiterhaufen gesammelt und angezündet; man liess Raketen steigen und schoss mit Pistolen. Unter Angstgebeten und fiebrischer Hoffnung verging die Nacht. Am Morgen in der Frühe sah man ein Boot gegen das Land rudern; nun wurden die Bündel geschnürt, die Tagebücher gesammelt; alles war zum Aufbruch bereit; Stunde um Stunde verging; der Nachmittag kam; man eilte zurück auf den Hügel: das Schiff hatte gewendet und verliess soeben die Bai. Noch mancher Sonntag verging; nur selten wurde eine Taube geschossen; den Hungernden schmerzte der Kopf, ihre Glieder schwollen; sie konnten nicht mehr aufrecht gehen. Am 13. December starb der Vierte und wurde mühsam verscharrt an der Stelle, wo er ausgeathmet. Am 28. starben der Fünfte und Sechste auf ihrem Lager, und in der Frühe zeigten sich die Schwarzen. Sie kamen von allen Seiten mit friedlichen Gebärden, waffenlos; aber mit wilder Kunst schleifte ihr Fuss an feiner Schnur den Speer sich nach; andre lagen im hohen Grase auf dem Rücken und arbeiteten sich mit leichter Bewegung der Hände näher; die beiden Weissen sassen vor den Zelten, die Flinte im Arm, regungslos, zwei lange Stunden und erwarteten das Ende. Kaum vermochten sie das Rohr zu richten; aber noch einmal überfiel die Angreifer Furcht und sie zerstreuten sich plötzlich nach allen Seiten. Nun kam das traurige Amt der Todtenbestattung. Mit den letzten Kräften schleppten die beiden Lebenden die beiden Todten ins Gebüsch, unfähig die Erde aufzugraben, bedeckten sie die Leichen mit Phyllanthus-Sträuchern. Sechs

Wochen waren vergangen, und wieder vergingen zwei Tage und zwei Nächte. Am 30. kehrten die Wilden wieder; stündlich wuchs ihre Zahl; nun rückten sie heran, nicht mehr verstohlen, sondern mit offner Drohung, als mitten durch die Sümpfe und Büsche drei Weisse mit Feuerwaffen heraufeilten, von Jackey geführt. Die Angreifer zogen sich langsam zurück; die Geretteten wurden auf Händen ans Ufer und an Bord des Schooners getragen. Hier erfuhren sie vom Schicksal der vorausgeeilten Gefährten.

Jackey, der Schwarze, erzählte: Als Kennedy mit den drei Weissen und mit ihm nach Norden aufbrach, da kamen sie in ein ödes, schluchtenreiches Land, litten bald Wassermangel, bald Regen, zehrten ihr Mehl auf, schlachteten eins um das andre von den Pferden und mussten sich endlich nach drei Wochen trennen. Die Drei blieben entkräftet auf einem Hügel zurück; Kennedy und Jackey ritten weiter. Rasch ging die Reise, denn sie ritten um Leben und Tod; die Angst spannte die Kräfte; schon sahen sie das Meer, noch ein Tag, und sie waren gerettet. Da wurde das todte Gestrüpp lebendig; es war eine Mondnacht, und Jackey bemerkte die Schwarzen; er mahnte zur Eile; rasch ritten die Beiden; vergebens: der Feind war auch vorne; nun stiegen sie ab und suchten nach Verstecken; aber hinter den Bäumen hervor kamen die Speere. Sechsmal durchbohrt starb Kennedy; der Wilde entging den Wilden. Lange folgte er einem Flusse, mitten drin hingehend, nur mit dem Kopf über dem Wasser, dann schlich er über die Hügel und kam nach Cap York, wo ihn der Schooner aufnahm, um langsam, die Küste im Auge, nach Süden zu segeln. Aber keiner der unglücklichen Weissen war am Ufer zu erspähen; vergebens landete das Schiffsvolk mit Jackey, wo über dem Buschland der Hügel emporragte, auf dessen Scheitel die drei entkräfteten Gefährten geblieben waren. Man suchte sie in Sumpf und Busch, im Thal und auf der Höhe: sie waren verschollen, ohne Spur; es hat Niemand von ihnen gehört, noch gesehen.

Es waltet ein seltsames Geschick über den australischen Entdeckungsreisen. Ihr Ausgang wird fast vorausbestimmt durch den Geist, der sie entwirft. Fast nur, wo die lebendigste Nöthigung zwingt, führen sie glücklich ans Ziel. Ein Jahr zu früh, ein Schritt zu weit, und sie scheitern. Vergebens ist dann aller kühne Entwurf, aller Muth in Gefahr, alle Berechnung, alle Ausdauer. Mann um Mann verkommt an den furchtbaren Auf-

gaben. Die Hoffnung erlahmt, die Teilnahme erstirbt; dann plötzlich redet die Noth drein. Und nun vollzieht sich das Schwerste. So wurden nach langen Mühen die blauen Berge doch überstiegen, so wurde, trotz aller Dürre und aller Sümpfe, nach Jahren der Erwartung und Täuschung die Mündung doch erreicht, durch welche der Murray ins Meer tritt; so wurde, der lange unschiffbar galt, zuletzt, als die Zeit kam, von Dampfschiffen doch befahren; so vollendete Leichardt die denkwürdigste aller australischen Reisen, als er ausging, den Ansiedlern, die der Raum der Küste beengte, neue Ackersitze zu suchen. Aber wie er den andern, kühneren Plan entwarf; wie er ins Ungemessene strebte und weit in die Zukunft hinausgriff, da versagten ihm die Mittel, die er sonst so glücklich gehandhabt, da verdarb er an der Grenze der bekannten Welt, die er doch einmal weit überschritten und nun nur zu weit zu überschreiten gedacht hatte. So war auch Kennedy glücklich heimgekehrt nach beschwerlichen Zügen, bis er, dem Raume nach auf das Erreichbare gerichtet, Plänen zu dienen unternahm, welche einer chimärischen Grösse fröhnten. So geben die australischen Entdeckungen ein Maass für die Natur des Welttheils und zugleich für seine geschichtliche Zukunft. Nicht ohne tiefere Bedeutung sehen wir fast alle weit angelegten Erforschungspläne scheitern, sehen, wie dieses Land, das der furchtbaren Launen genug hat, dem Herrschergelüst der Grossen und Reichen, den Entwürfen des fremden Mutterlandes, das für s e i n e Kinder nach neuen Aeckern sucht, schneidend Hohn zu sprechen, wie es seine Wege, seine Schätze, seine Gunst dem unwiderstehlichen Andrang nur der Ansiedler öffnet und, bis die wahren Söhne ihr Besitzthum einfordern, es treu verschliesst und hütet für sie, die mit unermüdlicher Arbeit ihr gutes Recht behaupten.

Darum mag man billig bezweifeln, ob ein neuerdings von der geographischen Gesellschaft in London und von der englichen Regierung unterstützter Plan zur Erforschung des Innern glücklich ausschlage. Die Mittel und das Ziel sind abenteuerlich genug. Aus Indien sollten Kamele herübergeschifft werden, um dem Wassermangel zu trotzen. Als könnten sie zerrissene Felskämme übersteigen, dichtes Dornengebüsch durchdringen, wo nur — wie auch in Africa — der Ochs unermüdlich klettert oder mit breiter Brust Bahn macht. Die Reise geht paradiesischen Landschaften zu; noch hat sie Niemand gesehen; kein Wilder

ist gekommen, von ihnen zu berichten, aber die Lüfte, die Vögel, die Flüsse haben Kunde von ihnen gebracht. Sie müssen, ein weiter Garten, den unbekannten Nord-Westen durchsetzen. Denn dorther kommen nur kühle Lüfte, während das Innre überallsonsther heisse Winde ausschickt; dorthin ziehen über die Wüsten Schwärme von Vögeln, Papageien, die nur wohnen, wo Wasser vollauf ist; von dorther führen die Flüsse, die westlich münden, hochstämmige Bäume mit fremden Blättern und Blumen ins Meer. Aber es ist nicht die erste Lockung, mit welcher Australien Opfer fordert. Der Garten kann auch ein endloser Sumpf sein; oder die kühlen Winde der Westküste sind abgebeugt aus der Nähe; die Vögel ziehen in geschweiften Linien nördlich heim an das Meer; die Bäume kommen aus unerforschten Uferhügeln, und jenseits lagert im Innern die alte australische Wüste. Im August 1855 war die Reisegesellschaft, mit unerhörtem Aufwand gerüstet, gelandet; im September brach sie von der Nordküste ins Innre auf. Wer den Bericht von Kennedy gelesen, wie er mit seinen Gefährten, mit seinem Trosse in der Rockingham-Bai von Bord an das Land ging zu seiner letzten, traurigen Reise, dem wiederholt sich in Allem dasselbe trübselige Bild. Das Schiff auf dem Meere, als letztes Unterpfand der Heimath, die öde australische Küste, die Buschwelt, aus der die Wilden verstohlen hervorblicken, und nach vorne die Bühne endloser Täuschung und Qual. Wenn die Kühnen den Uferrand überschritten, wenn das Schiff am Horizonte verschwunden, dann ist die Vergangenheit verspielt; die Gegenwart empfängt sie mit allen Schrecken, und, wenn sie nicht finden, was sie suchen und wo sie es suchen, auch, wenn das Land sie wieder herausgiebt, der blosse Blick in die australische Wüste zur Unzeit ist zu theuer erkauft mit solchen Mitteln und Opfern.

Darum auch sträubt sich der nüchterne Sinn in den östlichen Colonien gegen dies kostbare Trugspiel. Die Ansiedler, am besten zum Urtheil befähigt, besprechen einen anderen Plan. Die australischen Tagesblätter verfechten ihn lebhaft. Jede weitere Reise soll behutsam ausgehen vom Bekannten; ihre Früchte gehen dann schwerer verloren, ihre Enttäuschungen treffen nicht so erschütternd. Von der äussersten Ansiedlung wird so weit als möglich gegen das Innre eine Station vorgeschoben. Sie nimmt Ansiedler, Arbeitsstiere, Pferde und

Maulthiere auf; der Acker wird bestellt; so wird die Basis gewonnen. Von ihr gehen die Entdeckungszüge strahlenförmig in das Innre, um, wenn Mangel, wenn Ermattung eintreten, eben dorthin zurückzukehren, oder dorther mit Leuten, mit Zugvieh, mit Lebensmitteln an verabredeten Orten verstärkt zu werden. Von dieser ersten Station freilich wäre die Westküste nicht zu erreichen; aber, was der Entdeckung an Längenausdehnung fehlte, würde sie ersetzen durch genaue, weniger gefahrvolle Erforschung einer grossen Landfläche nach vielen Richtungen; sie würde einen viel lebendigeren Aufschluss ernten über die Vertheilung und die Richtung der Wasserläufe, über die Streifen nutzbaren Landes und ihren Zusammenhang, über die Stelle, zu der man am zweckmässigsten mit einer zweiten Station vorrücken dürfte, um von dieser aus in derselben Weise gegen Westen weiterzurücken, bis allmälig, und erst nach Jahrzehnten, aber mit geringerm Aufwand und weniger schmerzlichen Opfern die Westküste erreicht würde, sicher mit dem Gewinne, dass die Entdeckungsstrassen zugleich Bahnen für nachrückende Ansiedler würden, und gleichzeitig die Wissenschaft und ein arbeitsam ringendes Volk Besitz nehmen könnten von dem wunderbar launischen Lande. —

IV.

H. V.

Der Ruhm, mit welchem Australien Anspruch erhebt an seine geschichtliche Stellung, wird, ob auch anscheinend zweideutig, ewig denkwürdig bleiben. Arbeit und Verbrechen stehn an seiner Wiege. Am Grund seiner Grösse haben auch Mörder und Diebe gebaut. Sein Volk gleicht darin dem alten Adams von der Pitcairn-Insel. Aber so wie der Aufschwung, ob auch persönlich geringer, in der Masse und an Ausdehnung, an Ernst und Dauer die kindlich-unmündige Gemeinde von Pitcairn weit überragt, so waren vorher auch der Fall, die Sünde, die Entwürdigung unendlich grösser geweseu. Um so entscheidender ergreift dieser Vorgang. Aus dem Abfall Europa's, aus dem Auswurf, den selbst die an Sünden übersättigte Gesellschaft der alten Welt in ihren Grenzen nicht zu

dulden vermag; aus dem, was sonst nur Futter gewesen war für den Galgen und das Beil des Henkers, aus diesem halbverwesten Stoffe geht ein neues Leben hervor, nicht etwa einzig durch edlere Elemente, die in seine Berührung traten, sondern auch nach innerer Gährung und Reinigung, nach arbeitsamer Ausscheidung des unheilbar Verrotteten, nach Jahrzehnten der Kettenstrafe, der Zwangsarbeit und des Aufruhrs gegen die Zuchtruthe. Es ist wahr, der Bruch, den die Sünde, wie in das einzelne, armselige Herz, so in die Gesellschaft selbst, trägt, ist noch nicht völlig überwunden. Ein Riss zieht von oben bis unten mit seiner brüchigen Verzweigung durch die Grundmauern des neuen Staats; aus den Mördern und Dieben sind nicht immer fleissige Arbeiter geworden mit dem ruhmvollsten Schweiss auf der Stirne; viele sind in Ketten verdorben und gestorben; viele sind Scheinheilige geworden, Beutelschneider unter dem Titel ehrlicher Gewerbe, Prasser und Hoffahrtskönige. Aber ja nicht nur die Reihe glänzender Kutschen, welche am Abend die Alleen Sydney's durchrollen, aus deren mancher, weichlich geschmückt, der ci-devant Sträfling herausschaut, nicht die Paläste, der schiffreiche Hafen, die menschengefüllten Plätze der weltberühmten Stadt sind die Zeugen einer verlorenen und wiedergewonnenen Menschengesellschaft; reicher und erfreulicher sind die Spuren dieses Aufschwungs ausgestreut über das flache Land, unter blühenden Feldern, in sauberen Hütten, an Sümpfen und Wüsten, hunderte von Meilen jenseits des Gebirges, an den Ufern verborgener Flüsse, wohin nur der Menschenfuss wandern, wo nur die Hand säen und ernten mag.

Der Beginn dieser Geschichte ist furchtbar. Da begegnen sich nur die sittenlose Hast der Willkür und die äussere Zucht, die Flucht, die Rache, der Aufruhr der Sträflinge und die eiserne Strenge der Kerkermeister, der Schlag der knotigen Peitsche, die willengeisselnde Rache des Gesetzes. Im Jahre 1787 landete, zum Gouverneur der neuen Colonie ernannt, der Capitain Arthur Philipp mit militärischer Begleitung von 200 Mann, der 40 Frauen folgten; das waren die ersten freien Ansiedler, Soldaten; mit ihnen war über das weite Meer eine grosse Schaar von Sträflingen gesegelt, 600 Männer, 250 Frauen. Bei Port Jackson stiegen sie an die Küste und noch unter dem ersten, elenden Haufen sollte sich die beherrschende Stellung andeuten,

welche in dieser neuen Welt die Arbeit menschlicher Hände zu erringen und zu behaupten berufen war. Unter den Verbrechern wird bald am höchsten geschätzt, wer ein Handwerk versteht oder Kraft in den Gliedern hat; der Unthätige wird verachtet und verkommt im Elend. Ganz ohne System, ohne Auswahl ist alles Verfahren. Da gilt es vor Allem, Bäume fällen und Häuser bauen. Auf engem Raum aneinandergedrängt, Gute und Böse in engster Nachbarschaft, mitten im Walde, den die Eingebornen noch als Herren durchschweifen, ohne andre Nahrung, als welche die Schiffe mit herübergebracht haben, — denn selten zeigt sich ein Känguru, und noch scheuer streicht der schnelle Emu vorüber — so rang die erste, unsaubre Gemeinde mit Noth, mit Hunger, mit entsetzlicher Tyrannei der Machthaber und noch entsetzlicherer Verwilderung in sich selbst. Der Gouverneur war Dictator und Henker. Er konnte zu 500 Peitschenhieben verurtheilen, um 500 £ büssen, er sprach über Leben und Tod, er bestimmte die Preise der Arbeit, er vertheilte das Land. Herr war er über Ehren und Würden, über Knechtschaft und Freiheit. Und die Sklaven seiner Laune waren einst Bürger gewesen eines freien Landes; mochten sie seine Gesetze verhöhnt, seinen Frieden gestört, seine Gunst verscherzt haben, daheim hätten sie die Strenge des Gesetzes erfahren, aber, selbst noch als Verbrecher, seinen Schutz. Nun waren sie heimathlos und gesetzlos. Alle traf dasselbe Loos: ohne Wahl hatten sie schon an Bord aufeinandergeschichtet gelegen, der verlorne Sohn neben dem abgefeimtesten Schurken; ohne Wahl wurden sie jetzt auf dieselbe Scholle gesetzt, litten Knechtschaft, Hunger und elenden Tod. Jahre vergingen, ehe andre Schiffe ansegelten; sie brachten nur neue Opfer, viele Leichen an Bord, hunderte von Kranken, welche die Küste nur betraten, um trocknen Fusses zu sterben.

Gering war die Zahl der freien Ansiedler, die nicht um der Sträflinge willen gekommen waren, sie zu bewachen und zu peitschen, sondern um den Acker zu bauen in dem Lande, das nur Jammer verhiess. Aber doch, wie die Jahre vergingen, wuchs ihre Schaar. Das Recht und die Geltung der Arbeit gaben ihnen Muth und Gewicht. Wenn je eine Aenderung kam in das verrottete System, das die Sünde verewigte, so kam sie durch sie. Der Herr der Sträflinge war auch ihr Herr; es gab im Lande nur ein Gesetz: die Willkür. Die Frage war

einfach: sollten sie unrettbar hinabsteigen zu den Gesunkenen oder die Gesunkenen heraufheben zu sich. Die Antwort entschied über die Zukunft des Landes. Der Gouverneur Bligh, derselbe, gegen den auf der Bounty Christian und Adams sich empört hatten, gab den Anstoss zur Lösung. Er hatte einen freien Ansiedler, M'Arthur, dem ungerechtesten Rechtsspruch unterworfen. M'Arthur war einer der ersten jener später in Australien so bekannt gewordenen Heerdenfürsten. Er hatte sich aus England einige Merinos zu schaffen gewusst und den ersten Grund zu der Zucht feinwolliger Schafe gelegt, welche heute auf den reichen Triften im Westen der blauen Berge zu Millionen weiden. In ihm wurde die ganze freie Bevölkerung tödtlich getroffen. Sie empörte sich und rief den Beistand der bewaffneten Macht an. Bligh wurde in seinem Palaste gesucht; man musste ihn unter seinem Bette hervorziehen; dann setzte man ihn auf ein Schiff und schickte ihn nach England. Das war die Revolution von Australien. Und eine Revolution war es, eine Empörung gegen die rechtsmässige Obrigkeit. Auch begriff man im Mutterlande die ganze Tragweite des Acts. Nur war es Zeugniss reifer Einsicht und hohen moralischen Muths der Regierung, dass sie die Folgen des Acts auf sich nahm und ihre Verantwortung. Von den Schuldigen wurde nur ein Officier bestraft; Bligh zum Admiral, aber nie wieder in activen Dienst berufen; als Gouverneur Macquarie hinübergesandt.

Er fand ein Bild trostlosen Elends: das Land kaum 8 Meilen über Sydney hinaus zugänglich, den Ackerbau kaum begonnen, den Handel in Windeln; die öffentlichen Gebäude in Verfall, die Strassen und Brücken kaum brauchbar; die Bevölkerung von Armuth gedrückt; die Masse sittenlos und entartet. Noch hatte er keine Ahnung, woher die Hilfe käme. Ihm bestand die Colonie nur aus solchen, die transportirt waren oder die hätten transportirt werden sollen. Er verlangte vom Mutterlande so viel männliche Verbrecher, als möglich, da sie zur Arbeit brauchbar wären, Frauen so wenig als möglich, da sie nur Kosten und Lasten verursachten. Er wollte von freien Ansiedlern nichts wissen: Australien war nur ein Ort, wo man Verbrecher so billig, als möglich unterbrachte. Aber zugleich war es ein Ort, wo sie frei würden und die verlorne Ehre wieder gewönnen durch Besserung und unermüdliche Arbeit. Und damit war Alles gewonnen. Denn mochte er nur die furchtbare Herrschaft der Peitsche aufgeben,

die Sträflinge wieder zu Menschen machen; die freien Ansiedler kamen und ackerten und halfen sich ohne sein Zuthun. Und je reicher die freien Gemeinden heranwuchsen, je zahlreicher die Knechte aus ihrer Knechtschaft traten, um so näher rückte die Zeit, wo die beiden urfeindlichen Gruppen sich näherten und in einander verschmolzen. Es war dann nicht ohne Bedeutung, dass gerade zu Macquaries Zeit die blauen Berge zuerst überschritten wurden, und von den Wiesen und Aeckern des Murray ein aufstrebendes Geschlecht Besitz nehmen konnte.

Das neue System der Regierung war die Lockerung der Zucht. Mit der Lockerung der Zucht, langsam und anfangs kaum merkbar, kam der Umschwung. Ihn zu fördern übernahm ein sittsamer Arbeiterstand, eine Gemeinde unbescholtner Familien, an welche die Sträflinge, so wie sie nach einander aus den Zwangsketten an die freie Arbeit übergingen, sich anzuschliessen hatten, gleichsam ein fester Grund in den schwankenden Elementen, ein Faden, an dem die Krystallisation der neuen Gesellschaft sich vollzog. Damit waren, wenn die Regierung in der Colonie ihre Aufgabe begriff, wenn sie ihren höhern Pflichten immer näher entgegenwuchs, die Art und Form gefunden, in denen sich auch in der That die australische Gesellschaft zu ihrer heutigen Entwickelungsphase hinangearbeitet hat.

Der Prozess selbst war einfach und erfolgreich. Sträflinge, deren Besserung man mit Grund vermuthen durfte, erhielten Urlaubsscheine, um für den Rest ihrer Strafzeit unter Obhut und Zucht einer frei angesiedelten Familie zu arbeiten. Sie durften ihre Herren wählen. Die Regierung, welcher in Kraft des Gesetzes der Verbrecher sammt aller seiner Arbeitskraft zufiel, gab ihm bedingungsweise das Recht zurück, über seine Arbeit zu verfügen. Durch dies System wurden in einem dünnbevölkerten Lande, dessen Eingeborne zu dauernder Anstrengung unfähig waren, werthvolle Arbeitskräfte gewonnen. So lange die Transportation und mit ihr die Arbeiterzutheilung währte, wurde nur selten mit Grund über Mangel an Arbeitern geklagt. Der grösste Gewinn aber lag in den persönlichen Beziehungen, welche sich so bildeten, und in ihrer sittigenden Wirkung. Aus der furchtbaren Zucht, wo der Verbrecher sich einzig als Sträfling führte, wo er Niemandem angehörte, und Niemand ihm angehörte; aus der entsetzlichen Isolirung, in

welche das Gesetz der menschlichen Gesellschaft, der er Hohn gesprochen, ihn hineingezwängt hatte, aus all' diesem Kerkerelend trat er nun, wie zur neuen Lebensschule erwachend, in sein menschliches Dasein zurück, in eine menschlich-bindende Gemeinschaft. Ob auch anfangs als unfreier Arbeiter, als Knecht auf dem Felde und auf den Weiden, er musste, wofern das bessere Gefühl in ihm aufging, eine wohlthuende Wärme spüren in seinem lange verstossenen Herzen, selbst wenn sein Herr ihn hartherzig ausbeutete, lieblos an die Vergangenheit mahnte, um wie viel mehr, wenn er ihn, ob aus Berechnung, wohl hielt und pflegte oder vollends wie einen verlorenen Sohn in das Gesinde seines Hauses aufnahm und den Umschwung erleichterte, dem die allmälig freier werdende Arbeit ihn entgegentrieb. Und während nun die gröbsten Verbrecher, die heillos Verlorenen ihr schreckliches Dasein in gemeiner Gesellschaft hinlebten, von Bluthunden bewacht, oder auf der einsamen Norfolkinsel mit ihren brandungsgepeitschten Felswänden, arbeitete der entlassene Sträfling an seinem äussern und inneren Glücke und, wenn er endlich einen Acker zugewiesen erhielt oder mit dem Ertrag seiner Arbeit erstand, darauf zu säen und sich ein Haus zu bauen, wenn er sein lange verlorenes Weib aus England herüberrief, oder erst in der Verbannung sich eine Familie schuf, so war die Schwelle aus der Vergangenheit überschritten und, in der Erinnerung der entsetzlichen Trauer und Busse, wurde er seinen Kindern oft ein erfahrener Lehrer, ein milder und ernster Zuchtmeister, und die Kinder eröffneten eine neue Reihe arbeitsamer Geschlechter, frei, wie alle die andern, die makellos und aus eignem Antrieb das Mutterland gegen die neue Heimath vertauscht hatten. Zwar ist selbst heute der Gegensatz der ursprünglich freien Ansiedlung und der Freigelassenen nicht völlig auch äusserlich gehoben. Ein anfangs einseitiger Stolz, der bald erwidert wurde, trennt beide Gesellschaftskreise wenigstens in der bürgerlichen Begegnung. Aber, seit die Transportation von Verbrechern eingestellt ist, seit die freie Bevölkerung nur in eigner Entwicklung oder durch die Einwandrung Freier anwächst, heilt der verderbliche Zwiespalt immer entschiedener. Generationen um Generationen wachsen über den tiefen Riss hinaus, wie Pflanzen, um den Bruch im Gestein zu verdecken, wo sie zuerst Wurzeln schlugen; wie

Bäume, die gegenüber an den Ufern eines Baches wurzeln, um über ihm wol ihre Kronen zu einander zu neigen, so dass nur der Untenhinfahrende an der heitern Wölbung die Linie der Trennung spürt. Und diesen Bruch zu heilen, dient vollends die ganze Lebensweise, die Form der Gesellschaft, die am Ende die Beschaffenheit des Bodens bedingt. Denn im Grossen entscheiden nicht die Städte; oft sind sie nur Uebersprossen des Baumlebens oder Schwämme am Stamm; in jungen Colonien oft nur Häfen der Ein- und Ausfuhr menschlicher Waare und todter Güter; Merkzeichen der Gewerbsweise, der Liebhabereien, der Handelsrichtung eines Theiles — und eines kleinen — des Volks und beginnen erst spät ihre erziehende, leitende Rückwirkung. In Australien liegen sie zudem fast alle an der Peripherie. Mitten inne im Körper aber pulst das Herz. Fragen wir nun nach dem Charakter der Landbevölkerung, so treten uns zwei Klassen entgegen. Die grossen Triftenbesitzer, die Schafzüchter, die Pächter der Staatsländereien und die kleinen Hufenbauern, ob nun als Eigenthümer des Bodens, den sie besäen, oder auf unvermessenem Kronslande als Squatters. Für jeden Staat, in welchem diese beiden Gegensätze eintreten, ist es heilsam, dass sie zeitig ihre Kräfte messen. Bildet sich der grosse Grundbesitz erst im Verlauf der Zeit aus dem kleinen, so gewinnt er meist den Preis und erdrückt die freie Bauerschaft. So verschlangen die Weiden der römischen Optimaten den Acker des römischen Bürgers; so verdrängten auf den Triften fremde Sklaven die Arbeit des freien Mannes, und der Untergang Italiens, als des Kerns römischer Herrlichkeit, war besiegelt. Anders, wenn frühe schon beide Mächte einander den Kampf antragen. Neben den Vorzügen des grossen Grundbesitzes werden seine Gefahren erkannt, wo es noch Zeit ist, ihnen zu begegnen. In den australischen Colonien ist dieser Kampf frühe und unter vollem Bewusstsein seiner Bedeutung der Entscheidung nahe gebracht. Und trotz der Vorliebe der Regierung, trotz eines Wechsels künstlicher Systeme, die alle nur dem grossen Grundbesitz und seinen Interessen dienten, hat der kleine Ackerbesitz den Sieg heute fast errungen, und die Zukunft des Welttheils liegt zum grösseren Theile in dem, was der cynische Stolz der Neubürger die „australische Squattokratie“ nennt.

Aber dieser kleine Ackerbesitz findet nun auch, wie es dem Lande und seiner Entwicklung heilsam ist, sein Gegengewicht einmal in der Beschaffenheit des Bodens, welcher meist, selbst zur Erzielung mässiger Ackerfrüchte, räumlich ausgedehnten Betrieb verlangt, sodann in der Viehwirthschaft, vor Allem der Schafzucht. Die Beschaffenheit des Bodens, so drückend sie local wirken mag, ist ein trefflicher Regulator der gesellschaftlichen und Güter-Verhältnisse, welche sich hier bilden. Es scheint nämlich, als werde dieses Land, welches mit seiner Schafwolle zuerst, und dann mit dem Gold ergiebiger Wäschen durch Exporte nach einer Weltstellung rang, mit der Zeit eine höhere, eigne Bedeutung erlangen. Denn der Goldgewinn wird, soweit man ihn an der Oberfläche erzielt, mit den Jahren abnehmen, wie einst die Goldwäschen Brasiliens, die ihrer Zeit nicht weniger Aufsehen erregten, als heute Californien und die Landschaft um Bathurst. Die Schaar der Goldsucher, wenn ihr Abschaum sich spurlos verloren hat, wie er spurlos gekommen ist, wird sich, abgehetzten Fliegen vergleichbar, niederlassen auf den ersten, besten Landfleck, ein Zuwachs an Arbeitskräften und freien Bauern. Der Ertrag aller Arbeit wird zunehmen weniger für die Ausfuhr, als für den innern Verbrauch; was ihn erschwert, die Art des Bodens selbst, wird das Verhältniss von Verbrauch und Erzeugung, wenigstens auf lange, im Gleichgewicht halten: Australien wird, wenn nicht Alles trügt, ein tüchtiger Ackerstaat, ohne die Reize und ohne die Gefahren des Ueberflusses, ohne die erobernden Begierden, welche der Handel nicht minder, als die Kriegsstellung lehrt, auf sich selbst gewiesen, mit sich begnügt, mit Maass, zugleich mit wahrem Gewinn, theilnehmend an dem belebenden Weltverkehr. Die Zukunft des Landes gehört den kleinen Gemeinden. In der Zersplitterung der Ackerstellen liegt die eigenthümliche Entwicklung des neuen Staates vorgezeichnet. Hier gibt es keine Centralisation. Frei wird sich das Getrennte an einander schliessen, nach freier Beredung. Hier sitzen die Bürger behaglich, um so bessere Nachbarn, je weniger Zaun an Zaun gerückt; hier haben sie freien Raum zur Bewegung und stossen nicht Elnbogen an Elnbogen. Das ist die Gesellschaft, am besten berufen, aus faulen Stoffen ein genesendes Geschlecht zu erziehen. Und nirgends ist ein gefährlicher Nachbar, ein Erobrer, ein Zwingherr in der Nähe.

Vielmehr herrscht dasselbe Gesetz der Gesellschaft auf allen Landflecken in den australischen Meeren. Und als sollte der neuen Welt zu dem Amte der eignen Entwicklung das Amt werden der Erziehung und der Belebung, so sieht es die Inseln der Südsee auf sich, als natürlichen Schutzherrn, gewiesen. Und, wo es Mangel leidet an achtunggebietender Rüstung, zwar nicht zu herrschen, aber zu schirmen, da ist ihm ein natürlicher Bundesgenosse zur Seite gestellt, Neu-Seeland, ein Schild und ein Schwert zugleich für Australien. Ueberreich ist die Doppel-Insel an Allem, was dem Continent fehlt. Im Westen, im Norden zieht ununterbrochen eine Kette von Häfen und Landzungen, trefflich zum Ausfall, wie zur Vertheidigung, beschützt von Klippen über und unter der See. Das Holz Australiens ist zu schwer und zu harzreich zum Schiffbau. Auf Neu-Seeland liefert die Kauri-Fichte die höchsten Masten; in seinen Wäldern drängt sich das Material, aus dem man Schiffe baut. Auf seinen Haiden wächst der vorzüglichste Flachs der Erde; seine Wilden sind die kühnsten Matrosen. Seine weissen Söhne sind vielgeprüft durch Kampf und Gefahren, durch Enttäuschung und ehrliche Arbeit. Seine Missionäre sind heute schon ausgezogen gegen das lange verlassene Melanesien. Und seine ganze Weltstellung beruft es, zu entscheiden über das Schicksal der Südsee. Von seinen Nordhäfen erreicht man leicht, wie nirgends sonst her, eine Inselgruppe um die andere. Weder hemmt in diesen Breiten der Passat die östliche Fahrt, noch verstellen endlose Riffe den Weg. Nach Belieben steuert das Schiff den östlichen Cours und lässt sich dann hinab in den Gürtel des Passats, um langsam nach Westen zu treiben. Mit Australien hat es den grossen Segen gemein, dass beide die einzigen Landmassen der südlichen Hemisphäre sind, welche, rings vom Meere umschlossen, mit nicht unergiebigem Boden das gesundeste Klima, elastische, arbeitstählende Luft verbinden. Darum wird, wenn Neu-Seeland erstarkt ist, auf den tropischen Inseln seiner nördlichen Meere, ihm wider Willen, keine fremde Macht sich zu behaupten vermögen. Nicht immer wird Frankreich mit seinen Verbrecher- und Soldatenstationen die Kette über den Ocean ziehen. Von Süden wird eine andre Zukunft aufgehen, wird mit überwältigendem Andrang die fremden Eindringlinge in's Meer werfen, wird die weitzerstreuten Inseln, die nicht

minder zerstreuten Ackeroasen des Festlandes, die unter sich isolirten Ansiedlungen Neu-Seelands alle zu einander knüpfen durch das neue Band einer Föderation, die auf gleichen Anlagen, gleichen Interessen, gleichem Berufe beruht.

In diesen Zeichen der Zukunft liegt eine tiefe Bedeutung. Centralisation und Föderation, zwei Pole, zwischen welchen die Geschichte kreist. Frühe, wo eben ihr Morgen dämmert, sehen wir mit nie wieder erreichter Kraft in den asiatischen Staaten und in dem Aegypten der Pyramidenzeit die furchtbarste Centralisation die Menschen an einander schmieden und alle menschliche Bewegung beherrschen; ist es da nicht eine Fügung, dass gerade die zujüngst von europäischer Colonisation ergriffenen Länder der Südsee durch alle natürliche Anlage der menschlichen Gesellschaft keine andre Entwicklung gestatten, als wie sie, der ältesten Staatenweise entgegen, einer socialen Phase entspricht, die, ob auch von Vielen furchtbar bekämpft, von Tausenden nicht geahnt, den kommenden Geschlechtern unabweisslich zum sittlichen Bedürfniss wird?

Wer am Ende einer ereignissreichen Periode zurückschaut und ihre Vorgänge prüft, dem begegnet es wol, dass er, um die einzelnen Acte nach ihrer natürlichen Verwandtschaft zu gruppiren, um aus dem, was geschehen ist und nun gleichsam vollendet vorliegt, das Facit zu ziehen, kühl, wie ein verständiger Rechner verfährt, kaum eingedenk, wie sein Auge auch einen Kirchhof mustert, auf dem die vorausgegangenen Geschlechter nach aller Lust und Trauer, nach aller Mühe und Arbeit des Lebens schlafen und ihre Vergangenheit mit ihnen. Das Leben ihrer Vergangenheit ist todt, wie sie selbst. Der Nachkomme erkennt seine Wirkung nur an überdauernden Merkmalen; er sucht an der Form und der Art der Zeichen sich zu vergegenwärtigen die Bewegung, die vor ihm die Welt beherrscht hat, die Stürme, die längst schlafen, die Windstillen, die der neue Zug seiner Zeit längst überhaucht hat. Dann greift ihm wol die Erkenntniss ans Herz, welch ein Leben da untergegangen; welche Arbeit des Geistes und des Herzens die Früchte gezeitigt hat, an welchen er zehren mag; wie zahllos Menschen, gleich ihm, durchlebt haben Hoffnungen und Qualen, wie er. Diese Ahnung in der Seele der Enkel ist oft das einzige Zeugniss der Ahnen. Denn es ist nur eine Ahnung, keine Wissenschaft. Nur von wenigen bleibt überliefert, wie

ihr Leben sich abspann; die Masse hat ausgelebt und ausgeduldet ohne Nacherinnerung.

Und doch, wo es uns gegönnt ist, hineinzuschauen in das Gewebe eines vollendeten Schicksals, wie es seine Fäden durch tausend Herzen versponnen, von einem zum andern verschlungen, in wenig auserwählten befestigt und gesammelt hat, um welche nun eine ganze Welt menschlichen Lebens abhängig, mitfreuend, mitleidend, sich gestaltet, da erfreut uns die lebendige Einsicht in das menschliche Entstehen des Gewordenen, da stärkt uns die bestätigte Zuversicht, dass, wie wir anheimgegeben sind mit unserm Wissen, Fühlen und Wollen, mit allen Richtungen unseres Lebens an eine überwältigend höhere Macht, doch, je verworrener die äusseren Loose sich kreuzen, in Menschenhand es gegeben bleibt, nach frommer Einsicht mit einzugreifen in die Bewegung des Lebens, dem Bösen und seinem Verhängniss zu wehren, ein gutes Werk zu beginnen und mitten in der Fülle des Bewusstseins ans Ende zu führen. Es tröstet uns die Einsicht, dass wir im guten Sinne zu Herren gesetzt sind über Tausende unsres Gleichen und einem ganzen Geschlechte unsre Arbeit zum Segen wird, die wir mit Absicht angreifen um seinetwillen.

Wir haben die Umwandlung verfolgt, in welcher das Schicksal Australiens sich vollzieht und weiter vorbereitet. Nur äussere Merkmale, nur Früchte der Vergangenheit haben uns beschäftigt. Wir haben nur den Anfang, den Verlauf, den Werth und den Ausgang der Arbeit geprüft, die rauh, wie der Boden, auf dem sie gethan wird, ein kerniges Männergeschlecht heranzieht, zur Freiheit und zur Würde von Männern, durch lange Leiden und Kämpfe, in welchen nur Männer ringen. Die thätigen Kräfte dieser Welt nur sind uns entgegengetreten. Und heute, wo die guten, die gesunden Elemente kräftig sich durchgerungen haben zur Geltung, die sich selber die Zukunft schafft, ist im Anschluss an sie der Schutz gefunden, die Stütze und die Erziehung auch für die ganze, mitleidende Welt.

Anders war ihr Loos damals, als eben der Kampf erst mit kleiner Hoffnung glücklichen Ausgangs begann; als noch der Frevel stark war in der Kraft seiner Gewöhnung; als mehr als einmal Verzweiflung wieder mächtig werden wollte über das ringende Geschlecht, als die Brandung noch wild ging,

so dass nur der Rüstige ihre Schläge überstand und sie tausend Herzen begrub, die gebrochen sanken im Anschaun des Landes. Als tausend ausschauten nach einem Retter, der Musse hätte und Kraft und Herz an Andre zu denken, als einzig an sich — und verzweifelten, ob ihnen der Retter je käme.

Es war im Jahre 1839 — der grosse Kampf war noch lange nicht entschieden — als ein Capitain der Madras-Armee auf Urlaub nach Australien kam, um sich in der genesungbringenden Luft des südlichen Festlands zu erholen von der Wirkung indischer Fieber. Die Familie, die ihn begleitete, wollte er in Neu-Süd-Wales zurücklassen, auch wenn ihn seine Pflicht wieder nach Ostindien rief. Als er zu Sydney ans Land ging, hatten in die junge, halbreife Geschäftswelt Bankbrüche Verwirrung gebracht. Die Stadt war in Verzweiflung, das Land in Gefahr. Jedermann war Jedermanns Feind, und alle Geschäfte stockten. Schottische Hochländer waren gelandet mit ihren Frauen und mit Kindern die Fülle, die alle noch kleine Köpfe hatten und kleine Hände und herzhaften Hunger. Die Väter suchten nach Arbeit; sie fanden keine. Ein Zufall führte sie mit dem Capitain zusammen; er schoss ihnen Geld vor und rieth, ihr Heil als Zimmerleute zu suchen. So glückte es später dem fleissigen Volke. Aber der hilfbereite Mann hatte in dieser Berührung mit australischen Leiden einen tiefen Blick in die Kluft des Elends gethan, über welcher das Alltagsleben in lockerm Wechsel sich hinwebte. Er sah die unwirthbare Küste, die ungastliche Stadt, das wüste Gedränge in ihren Strassen, den Hunger, das Verbrechen, das Elend; — da waren tausend Verwundete am Wege, und tausend Pharisäer gingen vorüber; wo kam der Samariter gegangen, seine Hand zu öffnen und sein Herz? Er zog seine Frau ins Geheimniss; er schilderte ihr die Welt, in die sie getreten, und sie kannten einander. Ihr Herz war geöffnet; sie öffnete die Thür ihres Hauses und lud die Beladenen und Mühseligen ein, einzutreten zu ihr. Der Armen, der Leidenden gab es genug; sie waren vertheilt und gingen irr, wie das Wasser auf der Haide, ohne Ziel, ohne Sammlung, bis es an einer Stelle tiefere Rinnen findet, hinabsteigt, anfangs in spärlichen Fäden, anwächst, und nun der neue Zug die lange getrennten Bäche ergreift und, soweit seine Wirkung reicht, sie sammelt zu immer lebendigerer Strömung. So schickte das Elend zuerst nur scheu seine Kinder

in ihre Thüre; sie kamen und gingen getröstet; es war nicht nur äussere Gabe, welche die fremde Frau bot; freundlicher waren ihre Worte, die aus dem Herzen sprachen, reicher der Rath, den ihr kluger Sinn liebreich erdachte; die Armen erkannten den Frieden, die Hoffnung, die ihnen aufging; was ihnen das Herz zerschnitt, die Selbstsucht, die sie hinausstiess in die Strassen und in eine bittre Zukunft, hier war die Liebe, die herbe Wunde zu lindern. Die einmal kamen und gingen, kehrten wieder; sie lockten andre; es war bald ein lebendiger Menschenstrom, der dem lange entwöhnten Zuge des Herzens folgte.

Und wie bedurfte diese Welt der Hilfe! Da waren junge Frauen, aus der Heimath gewandert, als ihnen der Mann starb und sie nicht Brot fanden für ihre Kinder. Verwandte des Todten hatten den Kleinen gastlich die Thür geöffnet, vor der Mutter verschlossen. Nun waren sie kinderlos fortgezogen; sie hatten noch nicht lange das junge Elend des Lebens gekostet; das Auge hatte doch schon auf der bösen Seefahrt, unter der wilden Zucht auf dem Schiffe, im Hinausstarren in die fremde Zukunft seine Thränen verloren; nun irrten sie freudlos durch die Strassen von Sydney, wenn sie je eine Stelle fanden, bald durch geschickte Mägde, die harter Arbeit gewohnt waren, verdrängt. Denn fast täglich setzten neue Schiffe neue Ankömmlinge ans Land. Oder sie verstanden nur ländliche Künste, was sollten sie damit in der Stadt? und wer wies ihnen den Weg durch Wüste und Busch? So sah man sie wol Abends, um der wüsten Begegnung, um dem nächtlichen Tumult auf den Strassen zu entgehen, hinausziehen in die Gärten der Umgegend, auf die Felder, an die Küste, um in irgend einem Winkel, einsam, halb schlaflos zu erwarten, dass die Sonne aufsteige und mit ihr der ewig erneuerte Gram. Aber da waren auch andre, herausgezogen aus den Stätten des Lasters, auf die Schiffe gebracht und hinüberverladen ins fremde Land. Es fragte Niemand, wer kam oder ging. Der Auswandrungsrath in Sydney zählte nur die Waare; nach der Zahl wurde das Frachtgeld bemessen. Die Schiffer hatten nur eine Sorge: die lebende Fracht wurde bezahlt, beschädigtes Gut zurückgewiesen. Wer sah auf den innern Schaden? Wer auf die wüste Saat, die frevelhaft ausgestreut wurde über das wüste Land? Immer tiefer hatte das Uebel gefressen; trüb-

selig ging Nachricht auf Nachricht zurück in das Mutterland. Die ehrsamen Arbeiterfamilien daheim hörten von der gottlosen Küste. Noch eben war ihr Bündel geschnürt, hinüberzuziehen, ihre Hände, ihren Fleiss hinüberzunehmen, als ehrliche Bürger auch jenseits des Meeres; nun wurde die Habe wieder an den alten Ort gestellt, nun kehrten sie, um die Seelen ihrer Kinder nicht zu gefährden, zurück in den gewohnten Mangel, in den alten Kummer um tägliches Brot.

So gab es viel zu trösten, zu berathen, zu schaffen. Nicht Gaben allein konnten helfen, auch nicht Worte und freundliche Liebe; eingreifen musste die Hand; da gab es Arbeit — Arbeit im nüchternsten Sinne und Arbeit vielleicht ohne Selbstlohn.

Mrs. Chisholm begann ihr frommes Werk. Anfangs suchte sie Hilfe im einzelnen Fall bei einzelnen Rettern; sie traf nur auf kühle Herzen, auf geschlossene Hände. Sie war Katholikin. Aber die Katholischen wiesen sie ab; denn was kam sie zu bieten? — Führte sie verirrte Schafe zur allein-seligmachenden Kirche zurück? Es war Menschenwerk, das sie suchte, und es war Thorheit, ihre Täuschungen nähren. Die Protestanten erhoben ihre Stimmen und warnten: übt doch der Teufel auch fromme Künste, um zu verblenden, und ist er minder gefährlich, wenn er mit der Miene der barmherzigen Liebe erscheint? Ach, sie bedachten nicht, dass der Teufel zwar überall umgeht, aber es spürt ihn Niemand so fein, als er selbst.

War es zu verwundern, wenn ihr der Muth brach? Und sie verlor ihn; ihre Hände sanken ermüdet; sie hatte verzweifelt zu helfen, wo Niemand ihr half. Da griff ihr eine schmerzliche Mahnung an die Seele. Aus dem Hochlande war ein Mädchen herübergekommen; man nannte es nur die schottische Schöne; glücklich und hoffnungsvoll war sie gelandet, und Mrs. Chisholm hatte sich des stolzen Kindes gefreut; es war ein kurzes Glück und ein kurzer Stolz, und auch das Elend war kurz. Die Freundin der Verlassenen sah sie nach wenig Monaten wieder, dem Trunk ergeben, dann in Verzweiflung, als Selbstmörderin.

Nun erwachte in der Trauer um eine verlorne Seele der verlorne Muth. Es musste Rettung kommen, auch wo man nicht ahnte, woher. Und der Wille, die fromme Ausdauer, die Nöthigung des Herzens schärfen wunderbar auch den Verstand. Es war nicht lange nach jenem traurigen Fall, als Mrs.

Chisholm ein Circulär erliess. Sie schrieb die nüchternste Prosa. Sie kündete ihren Plan an, eine Zufluchtstätte für weibliche Einwandrer zu gründen und bat um Beiträge. Sie wünschte Auskunft auf sechs Fragen: Ob Mädchen leicht unterzubringen wären, die sich nur auf die gewöhnlichsten Arbeiten im ländlichen Haushalt verständen, wie viel Lohn sie erhielten und wie viel ihrer wol in den nächsten zwei Jahren begehrt würden? Dieselben Fragen für gute Dienerinnen, Hausmädchen und Köchinnen; dieselben Fragen für verheirathete Paare mit 2 oder 3 Kindern. Ob für Mädchen und Knaben von 7—14 Jahren Arbeit und Unterhalt zu finden wäre? Haben Sie Gelegenheit gehabt, schrieb sie, zu bemerken, ob junge Mädchen einen Theil ihres Lohnes ersparen können? denn sie meinen gewöhnlich, dass auf dem Lande Nichts erspart werden könnte, da alle Kleidungsstücke viel theurer, als in der Stadt, wären. Endlich, welches würde der billigste und beste Weg sein, die Mädchen in diesen und jenen District zu bringen? Sie versprach, die Mädchen, die sich meldeten, nach ihren Fähigkeiten in Classen zu stellen und redlich zu vertheilen.

Es gingen nicht viel Antworten ein. Allein warten, bis die ganze Colonie für den Plan sich begeisterte, hiess das Werk nie beginnen. Wol gab es viel gutherzigen und viel bösen Spott. Aber die Welt lacht nicht lange und weint nicht lange. Mrs. Chisholm eröffnete ihre Zufluchtsstätte. Es war eine hölzerne Scheune, die der Regierung gehörte. Sie glaubte ihrer Heerde zur Seite stehen zu müssen; sie selbst zog dort ein; in einem kleinen Verschlag lebte und schlief sie, dort ass und trank sie; dort wachte sie über ihr scheinlos begonnenes Werk. Neunzig Verlassene zogen zu ihr; aber wie viele zogen bald wieder aus! Denn die einen fanden nicht rasch genug Arbeit; die andern nur zu rasch; die waren zu hübsch zu arbeiten, andre zu stolz; oder zu unwissend oder zu faul. Die Leute in der Stadt mochten keine aus der Zufluchtstätte; die ländlichen Mägde wollten nicht aufs Land; sie fürchteten sich vor Buschjägern, vor Schwarzen. Mrs. Chisholm miethete ein Dampfschiff und fuhr selbst mit; wie sie auf dem Deck inmitten ihrer Schützlinge sass, hielt Jeder sich fern aus Furcht lächerlich zu werden, wenn er sich bekannt zeigte mit der thörichten Frau. Aber gleich der erste Versuch hatte Erfolg. Die Mädchen wurden in Familien von verheiratheten, anständigen

Leuten untergebracht. Die Buschreisen wiederholten sich mit 20, mit 30. Mrs. Chisholm selbst begleitete jede, wanderte auf dem Lande von Farm zu Farm, erforschte den Sinn und die Lebensweise der Leute, ehe sie ihnen „ihre Kinder“ anvertraute. Die Ansiedler kamen ihr bald freundlich entgegen; half sie doch, ungerufen und bescheiden, lange gefühltem Mangel ab; man lieferte ihr Lebensmittel, Pferde und Wagen; in den Gasthäusern gab man ihr freie Zehrung; ihre kranken Frauen und Kinder fanden unentgeltlich Aufnahme in der nächsten Farm. Bald erbaten die Väter, die Brüder, die Söhne und Gatten der Frauen Erlaubniss, in ihrer Gesellschaft reisen zu dürfen. Ihre Reisen wurden länger; ihre Schaaren zahlreicher: 147 Seelen verliessen Sydney, die unterwegs auf 240 anwuchsen, in einem Zuge zu Wagen und zu Fuss; Mrs. Chisholm — denn wer im Busch reiste, muss sich auch darauf verstehen — zeigte zu Pferde den Weg. Sie gründete ein Einschreibebureau für Mägde, wo unentgeltlich Namen eingeschrieben und Verträge ausgefertigt wurden. Sie liess ein Vertragsformular drucken; davon bekam eines der Herr, eines die Magd, eines wurde einregistrirt. Und die Achtung vor ihr war im Lande bald allgemein, dass Keiner gewagt hätte, den Vertrag zu verletzen, von dem sie wusste. Auch den Missbräuchen auf den Einwandrerschiffen that sie Einhalt; in einem empörenden Fall, trat sie, wo Keiner es wagte, als Anklägerin auf, führte die Sache durch und schreckte für die Zukunft. Das Land, wo sie ihren ersten Erfolg errang, hatte sie vor Allem lieb; aber auch die Stadt wusste sie endlich zu zwingen, die Regierung, die nie bisher um Seelen gesorgt hatte. Einwandernden, freundlosen Frauen wurde der Schutz der Regierung zugesagt; ein Agent wurde ernannt, über die Schiffe zu wachen; die Presse verlernte zu spotten und schwärmte für edle Pläne.

Und diese Frau, die für Pläne nicht schwärmte, sondern sie nüchtern bedachte und redlich ausführte, wie beschämte sie Alle miteinander! Wie konnten Alle von ihr lernen, welche Saat aufgeht aus dem kleinsten Keime eines guten Werkes, das fromm begonnen wird! Wie schärfte sich ihr Verstand, wie erweiterte sich ihre Umsicht, wie erweiterten sich nun auch ihre Entwürfe. Es war, als wollte die einmal in Segen begonnene Arbeit sich immer grösser erneuern mit immer grösserem Segen.

Die Buschreisen hatten sie vertraut gemacht mit den Bedürfnissen des Landes, mit seinen Anlagen und seiner Bedingung. War sie doch 300 englische Meilen ins Innre gedrungen, hatte auf den Stationen reicher Kapitalisten genächtet, aber nicht selten auch in den Hütten der Aermsten, unter Sträflingen, zuweilen im Busche. Ueberall lehrte sie, brachte sie Frieden: und überall lernte sie. Ihre erste Erfahrung war entscheidend. Sie erkundigte sich bei den reichen Leuten, die zahlreiche Schafheerden auf den Bergen hatten, deren Rindvieh in Masse in den Thälern weidete. Keiner bot höhern Lohn, als 16 £ jährlich; bis 18 gingen die Minderreichen; die mässig Gesicherten, die doch ihr Auskommen fanden, verlangten niemals niedrigeren Lohn zu zahlen, als 20. In dieser Erfahrung zuerst wurzelte ihre Liebe zu den kleinen Grundbesitzern: sie fand sie arbeitsam, redlich, gerecht, billig und freundlich. Unter den Andern war immer nur Klage über die hohen Löhne; Furcht vor dem Anwachsen der ländlichen, freien Bevölkerung; die Regierung selbst, in Colonialspekulationen verwickelt, hatte den Grundsatz, Land nur an Schafzüchter zu vermiethen oder im Grossen zu vergeben. Niemand dachte, welche Wohlthat es den Verlassenen würde, die sich aus unterstützten Armen, aus Tagelöhnern in freie Bauern verwandelten, welch ein Zuwachs an wahren Kräften, welch ein Segen für's Land! Und ist doch darin die grosse Aufgabe der Ackercolonien besiegelt! Wie vertheilt sich die ängstlich und kümmerlich gedrängte Menschenmasse des Mutterlandes behaglich auf neuen Aeckern; wie hilft alle Arbeit, ein neues Besitzthum erlangen; wie gesichert lebt im Haus die arbeitsame Familie, wie unternehmend zieht der Sohn aus, sich selbst seine eigene Scholle zu bauen! Aber die Regierung blieb bei dem engherzigen System, das noch spät seine verderblichen Früchte trug, als die Goldfelder die unbeschäftigten Haufen der Städte, die Knechte vom Lande, die gemietheten Schafhirten verderblich an sich rissen, und die grossen Herren, die reichen Heerdenbesitzer nun doch ohne Arbeiter blieben und ihr Gut verkommen sahen, während der freie Bauer fest ausharrte bei dem Acker, der seiner Arbeit mit dauernden, edleren Früchten lohnte, als das hastig gewonnene, hastig verschleuderte Glück von Bathurst.

Wo die Regierung zu helfen sich weigerte, half die nie ermüdete Frau sich selbst. Hatte sie doch immer neue Noth

zu lindern. Einmal waren 423 Familienväter arbeitslos; die meisten hatten viel Kinder und fanden darum kein Unterkommen. Sie waren gesund und sehnten sich nach Arbeit; ihre Helferin brachte sie alle unter. Schon verfügte sie über reichere Mittel. Nun wurde Land im Grossen gekauft und weise vertheilt; nun griff sie unter die Arme und unterstützte angehende Pächter. Auch hier waren Hindernisse zu überwinden. Oft zogen die neuen Bauern auf ihr Land ohne Gespann, ohne Geräth; aber sie brachten ihre Arbeitskraft mit sich. Sie halfen einem benachbarten Farmer, und der Lohn der Arbeit war ein Joch Ochsen, war Weizen zur Aussaat, ein Pflug, eine Hacke; dann wurde der eigne Acker gebaut und ein neues Leben begonnen.

Nun gab es kaum Einen in Neu-Süd-Wales, der den Namen der seltsamen Dame nicht kannte, der nicht vor ihr aufstand, wenn sie in seine Hütte trat; der Umgang mit ihr brachte nicht mehr Spott, sondern Empfehlung. Wie konnte die allgemeine Achtung ihr fehlen, die sie sich schon in den ersten bösen Tagen wenigstens im Stillen erworben hatte. Da war sie einst Abends in eine abgelegene Strasse von Sydney gerathen und hatte unter einer Schaar Männer zwei Mädchen angetroffen, die sie ohne Zögern mit ihr zu gehen bat. Das eine weigerte sich und ging fort; das andre schickte sie in die Zufluchtstätte, als sie plötzlich von den Männern umringt wurde. Es war ihr unbehaglich auf dem einsamen Platze unter den unheimlichen Gestalten. Aber ihre Furcht war grundlos. „Wir kannten Sie nicht, bis jetzt", sprach Einer, „wir dachten, Sie liessen sich gut dafür bezahlen, dass Sie nach den Mädchen sehen, aber seit uns dieser Mann gesagt hat, dass Sie keinen Penny dafür nehmen und dass Sie Alles zum Besten der Mädchen thun, — so sagen wir Ihnen, wir sind die Leute nicht, Ihnen Hindernisse in den Weg zu legen. Gute Nacht Madam!" Später sah sie einen dieser Männer wieder; er kam mit der Mission eines barmherzigen Bruders; er sagte ihr von einem Mädchen, dem sie rathen, das sie vom Verderben retten sollte. „Man würde mich auslachen, wenn man von diesem Gange hörte", sprach er, „aber es lässt mir nicht Ruhe, ich musste es Ihnen sagen." Auch war sie wie geschaffen für diese Welt; Herz genug, ihre Leiden zu begreifen, Verstand genug, diese Leiden nicht weichlich nur zu beweinen. Nichts war in ihr

von sentimentaler Rührung; die Qualen des oft bittersten Mitgefühls begrub sie im Herzen; es war die verborgene Saat, aus der, wenn die Zeit kam, ein gutes, hilfreiches Werk aufging.

Der Kreis ihrer Wirkungen umfasste immer neue Sorgen. Die Frau, die so redlich den Frauen half, die es so wohl meinte mit den Männern, konnte sie doch am Besten, wenn es nun einmal ohne äusseres Zuthun nicht anging, Männern auch Frauen verschaffen. Und es war in Australien nicht wie daheim; da sass fern im Busch einsam ein Junggesell und fand auf hunderte von Meilen kein Mädchen; er sah keines; nach Sydney zu reisen, hatte er nicht Musse, und, wenn er dort hinkam, so war es höchstens auf Tage; wie oft, nachdem er gewählt, führte er ein trauriges Glück mit sich in seine Hütte, das ihm Elend brachte, Hader und Zank, vielleicht Todschlag. Ein Schafhirt wollte sich an den Gouverneur wenden; Mrs. Chisholm drang in diesen, er möge unter dem Schutz der Regierung verlassene Mädchen ins Innre senden; manche würde dort gut verheirathet werden. Der Mann war entrüstet: „Wie, Mrs. Chisholm", fuhr er auf, „ist es meines Amtes, für Arbeiter im Busche Weiber suchen?" Sie mochte freilich gemeint haben, es wäre seines Amtes. Nun half sie nach Kräften selbst. Ihre Zwecke hat sie einfach und herzlich bezeichnet in einer der Flugschriften, die sie drucken liess, um die Ansiedler zu belehren, über das, was ihnen Noth thäte. „Es wird kaum Einen geben", so schreibt sie, „der mit der wirklichen Lage der arbeitenden Classen genauer bekannt wäre, als ich. Wenn ich darum schweige, so wäre es ein Verbrechen. Ich kenne die Arbeitsuchenden in Sydney, die Hirten und die kleinen Ansiedler im Busche; ich habe ihre Wohnungen besucht, kann ihre Experimente, ihre Verluste bezeugen; ich habe die Genugthuung, dem Publikum die Beweise vorzulegen, wie wichtig jene als Körperschaft, wie gross die Verdienste der Einzelnen sind: ihre Tugenden wiegen sicher schwerer, als ihre Fehler; ihre Sprache mag roh sein, aber ihre Herzen sind gut und treu. Die Lage dieses Volks verbessern ist mein Zweck, die Stationen der Junggesellen abbrechen, mein Plan; — glückliche Familien, das wird mein Lohn sein. Heerdenbesitzer mit Schafhirten versehen, ist ein gutes Werk, die Schafhirten mit Weibern — ein besseres. Dem Hirten ein Weib geben, heisst aus einer elenden, traurigen Hütte ein saubres, heitres Haus

schaffen; verheirathete Familien ins Innre führen, heisst Squatterwohnungen in Häuser verwandeln, in denen ein Christenmensch wohnen kann. Wenn ich die Unterstützung finde, auf die ich rechne, so gedenke ich Ihrer Majestät Auswanderungs-Commissären einen Plan für weibliche Auswanderung vorzulegen, wodurch den jungen Frauen der Schutz auf der Reise und bei ihrer Ankunft gesichert wird, den sie so völlig bedürfen. Wenn auch den Hilflosen Schutz gewährt wird, dann wird bald Civilisation und Religion sich verbreiten, bis die Kirchthurmgipfel den Reisenden von Weiler zu Weiler geleiten und Hirtenwohnungen die Heimstätte glücklicher, tugendhafter Männer und Frauen werden."

Ehe sie Australien verliess, hatte sie vorgesorgt, dass in ihrem Sinne weiter gewirkt würde; sie rief die Thatkraft, die Zuversicht in sich selbst der freien Ansiedler wach; sie hatte gezeigt, was das Land vermöchte mit seinen Bewohnern. Männer und Frauen aller Stände, nahmen mit Schmerz Abschied von ihr. Sechs Jahre und acht Monate hatte sie unermüdlich geschafft. 11 000 Seelen hatte sie gerettet oder getröstet, gehütet, gebessert, erheitert, gestärkt. 11 000! Für sie zu beten am Tage des Gerichts. Von England aus, wohin sie sich wandte, hat sie wol tausend Auswanderer nach Australien mit Geld, zahllose mit Rath und freundlicher Zusprache unterstützt. Aber das war nur eine freundliche Nachwirkung. Alle ihre Arbeit und all ihr Lohn gehören den sieben Jahren, da sie selbst in dem fremden Lande verlassne Mädchen schützte, pflegte, versorgte, da sie den arbeiterlosen Landwirthen gute Dienste bestellte, da sie Pächter ansiedelte, aus Tagelöhnern Bauern schuf, da sie Männern Frauen zutheilte und mitwaltend das Schicksal des Hauses bestimmte. So weit gingen endlich ihre Pläne. Gewiss, sie waren kühn, sie waren gefährlich. Welche Saat von Glück und Elend lag in ihrer Hand? Welche Macht und welche Verantwortung? Sie übernahm es, die e i n e, in die Verhältnisse Aller zu Allen zu treten. Sie wagte, Mitwisserin zu werden von jedem Geheimniss. Aber sie wusste auch um ein Geheimniss, das alle aufwiegt. Wenn sie warmen Herzens, kühler Berechnung, nur Pläne entworfen, geleitet, ausgeführt hätte, in beherrschender Ruhe, mit sichrer Hand, sie selbst inmitten ihres Gewebes der Spinne gleich — was hätte sie geschaffen? Ein Arbeiterbureau, eine Ehestands-

lotterie, eine Colonisationsbank. Und kennt unsre Zeit nicht genug solcher mechanischer Webstühle, wo nach bestimmtem Muster hinüber, herübergesponnen wird und Alles, was das Schiffchen fasst, sich nach der Regel verwebt? Nicht, was sie that, ist ihr Ruhm, obwol sie mit reifem Verständniss beobachtete und anlegte, viel mehr, wie sie es that. Nicht ihr Kopf nur war in ihren Plänen, auch ihr Herz; nicht ihr Herz nur, auch ihre Hand; nicht ihre Hand nur, sie selbst. Mitten hinein in das kühne Beginnen hat sie selbst sich gesetzt: in alle Gefahr trat sie offen mit heiterer Stirn; was sie verständig erwogen, führte sie selbstthätig, selbstleidend aus. Wahrlich auch selbstleidend und siegte. Auch ein Opfer war es, den Zorn Gottes zu beschwichtigen über dem sündhaften Volke. Und wie er das Opfer annahm, und seinen Segen wieder ausgoss und seine Hand aufthat, da war es ein Segen über die unermüdliche Arbeit, die in frommer Entsagung begonnen, sichern Willens gefördert, reinen Herzens ans Ende geführt war.

Hier endet unser Gang durch die Bilder einer fremden Welt, die fernab liegt von unsern Wohnungen. Was ich zu erzählen hatte, bricht ab.

Aber ist es so thöricht gewesen von den älteren Dichtern, wenn ihre Fabel schloss, nach der Moral zu fragen? Unsre Zeit freilich versteht sich nicht gern zu altväterischen Künsten; doch den Rückblick wenigstens in die durchwanderte Welt mag sie gestatten. Fremd war diese Welt uns entgegengetreten mit Allem, was die ruhelos erzeugende Natur als Zeichen ihrer Schöpfungen setzt; verwandt und vertraut ist sie uns geworden — ich hoffe es — durch die Geschichte der Menschengeschlechter, welche in ihr leiden und geniessen. Oder spiegelt sich nicht in ihrer Geschichte die Geschichte der Freuden wieder und der Leiden, der Sünden und der Erleuchtung, der Arbeit und ihres Lohnes, wie jedes Menschenherz sie durchkämpft und durchkostet? Es leidet ein Bild ja nicht durch den Abglanz, mit dem es sich tausendfach wiederzuspiegeln vermag. Wir heben die Natur und das Gewordene nicht auf, wenn wir nach dem idealen Grund der Erscheinungen fragen. Wir sind durch die Südsee-Inseln, durch die kleine Gemeinde von Pitcairn, durch Australien gegangen und haben gemustert, was, deutlich gestaltet und wirklich gesetzt, uns entgegentrat. Die fremde Welt verflüchtet nicht in Luft-

spiegelung, wenn wir zum Schluss sie zum Maasse setzen unsrer Welt.

Oder spiegelt sich nicht an dem Leben der Südsee-Inseln unser eignes Werden?

Den Wilden gleich in den begrenzten Wohnungen, die die Natur selbst verschwenderisch dem Meere abringt, beginnen wir unsere Pilgerfahrt, Kinder mit den Freuden und Leiden von Kindern, mit der ungeschiedenen Mischung des Guten und Bösen in uns und ohne seine Erkenntniss, gehütet und gezüchtigt von freundlichen und feindlichen Mächten, denen wir nicht gebieten. Unmerklich kommt das erste, fremde Wissen in unsre Brust; die Form unsers Daseins strebt aus der Enge; der Zug der Sehnsucht führt uns über die gewohnten Grenzen; der Traum zerreisst, der Schlummer ist hin; noch halb trunken des Vergangenen gehen wir unbekannte Bahnen. Ob zum Frieden oder zur Qual, wer bestimmt es? Aufgehen die guten und bösen Saaten; glücklich, wenn unter der wüsten Ernte das lebengebende Korn nicht erstickt. Aber auch, ob es ungesehen und ungeahnt durchringt und reift, wir geniessen seiner nicht mehr in Frieden. Das verlorne Paradies bleibt geschlossen, und die Arbeit beginnt, die uns martert und abhetzt, die uns umtreibt auf den Wüsten und Sümpfen des Lebens, wo wir Flüssen nachgehen mit leuchtendem Spiegel, die im Sande verschwinden, die sich ausbreiten und verschleudern über die grenzenlose Fläche; wo wir ermatten und dürsten und oft das Auge vergebens aufschaut zum Himmel nach Zeichen des Elements, das Leben gibt und Errettung. Aber auch die Arbeit beginnt, die uns stählt und uns reift; die uns zu Andern setzt unsresgleichen, mit ihnen zu ringen unermüdlich um ein irdisch befestigtes Dasein, um einen Acker, die Früchte zu bestellen, die uns überdauern und bleiben, und, namenlos und ruhmlos, doch unverloren forterben von Geschlecht zu Geschlecht, alle, so viele mit menschlichem Gram und menschlicher Hoffnung auf Erden wohnen, an einander zu knüpfen mit der immer sichereren Gewähr einer nimmer verlorenen, ewig sich fördernden Entfaltung.

Und mitten in diesem Kampfe in Arbeit und Mühe, wo nicht Alle durchringen ans Ende, wo unter den Glücklichen die Schwachen, die Elenden, die Kummer- und Sündenbeladenen erliegen, an der breiten Strasse des Lebens, da ist

eine andre Arbeit berufen, zu trösten, zu heilen, zu stärken. Da möge der Samariter kommen, der lange ersehnte. Je weiter Geschlecht auf Geschlecht folgt, je härter die Arbeit drückt, je dichter die Saat der Menschen aneinanderrückt, um so mehr gibt es der Verlornen, die um Rettung klagen um so grösser ist die Arbeit auch des Samariters. Da möge er kommen, mit warmem Herzen, mit frommem Willen, mit nüchterner Klugheit: nicht, um Systeme zu bauen, um Vereine zu gründen, um zu leiten und zu regeln allein; nicht nur um Armuth zu lindern, auch um Seelen zu pflegen. Siegreich und heilbringend trotz aller Gefahren und aller lange vereitelten Hoffnung, wenn er mitten hineintritt in die zerschlagene Welt, wenn er sich selbst zum Pfande setzt seines Gelingens, zum Opfer bringt mit ganzer Seele.

Das Opfer wird angenommen.

Frau von Krüdener *).

Vie de Madame de Krudener par Charles Eynard. Paris 1849. 2 vol.
(Phil. 1. 8—11.)

Die Todten auferwecken aus ihrem Schlafe, hiess sonst Geisterbannen. Die Kunst wird noch heute geübt, bald mit Vorwitz, bald mit Andacht, mit Geschwätz oder in ernster Betrachtung, oft zum Schaden, nicht immer ohne Belehrung. Wie der Wandrer das Recht hat, den Wegekundigen nach Richtung und Ziel der Pfade zu fragen, so ist es die Pflicht dessen, der die Wege kennt, sie zu weisen auch ohne Mahnung: wer irre gegangen ist, soll warnen vor Verirrung. Das ist ein Recht der Lebenden und den Todten eine Pflicht.

Im Sinne des Mottos, das seinem Buche vorgesetzt ist, hat der Verf. der „Vie de Madame de Krudener" die Vermittelung übernommen, zwischen den Lebenden und einer Todten. Von einem jener Schüler, die mit der Krüdener gebetet und Wunder gesehen, hat er sich anregen lassen, das Räthsel ihres Lebens zu lösen. Der Schüler selbst, Empaytaz, Prediger in Genf, hat lieber schweigen wollen aus Scheu vor der calvinistischen Strenge seiner Heimath. Der Freund tritt muthig vor seine Schwäche und wagt zu reden. Aus Büchern, Journalen und mündlichen Mittheilungen sammelt er das Material; in sich selbst sucht er Form und Richtung des Urtheils: „sie hat einen guten Kampf gekämpft", ist seine Summe, „und den Glauben bewahrt bis ans Ende." Danken wir ihm für das Material und prüfe Jeder für sich die Summe.

---

*) Zuerst erschienen im I. Band der Baltischen Monatschrift. 1860, Febr. S. 393—412. Heft 5. Auch: „Aus baltischer Geistesarbeit" Reden und Aufsätze. IV. Riga. Verlag von Jonck u. Poliewsky. 1908. S. 209—237.

Den Schleier zu heben von einer Todten, von einer Frau — auch wäre es nicht schon öfters versucht — ist diesmal nicht Vorwitz und, so manche Lebende noch verknüpft sind in ihre Erinnerung, nicht Kränkung. Die todte Frau selbst hat sich der engeren Provinz und der Stille des Lebens, in welcher der Wirkungskreis der Frauen meist umschrieben liegt, entfremdet und gestattet nicht nur, sondern fordert ein öffentliches Urtheil, da ihr Name und unklare Vorstellungen von ihrem Wirken überall unter uns leben. Wenn ein Herz in Stille kämpft und bricht, dann ist es hart, wenn es aufhört zu schlagen, es herauszerren wollen vor die Augen der Menge: aber die Augen schliessen vor einem Trauerspiele, das offen vor der Welt begonnen und beendet ist, wäre thöricht. Und Julia Barbara v. Krüdener geb. Vietinghoff hat solch ein Trauerspiel in vollen fünf Acten durchlebt, davon der erste von ihrer Jugend handelt, der zweite von ihrem Mittelalter, der dritte von ihrer Bekehrung, von ihrer Prophetie der vierte, der fünfte von ihrem Tode.

Das Geschlecht unserer Frau war in Livland seit altem berufen. Zwei ihrer Vorfahren hatten dem deutschen Orden im Lande das Schwert vorgetragen, hartnäckig und unbeschädigt geistlichen Interdicten getrotzt, waren bei zu hitzigem Anfall auf die Litauer ums Leben gekommen und eingegangen zu den Ahnen. Ihr Epigone, der Vater unsrer Heldin, da es keinen Kampf mehr gab gegen die Ungläubigen, trieb das Branntweinbrennen im Grossen; er besass drei Güter im Lande, darunter Kosse bei Werro; in Riga unterhielt er auf eigene Kosten ein Theater und verkaufte es nachmals der Stadt mit Vortheil. Sein Geschick, sein Vermögen verschafften ihm Titel und Würden; er war Geheimrath und Senateur; allein es genügte ihm am Stolze seines Geschlechts; er schlug sich wol an die Brust, wenn man ihn Excellenz nannte, und rief: Ich bin Vietinghoff! Die Mutter, eine Enkelin des Grafen von Münnich, hielt streng auf die Würde des Hauses, adlig zugleich und geschäftig: früh um sechs musterte sie die Wirthschaft, zu Mittag die Kinder; Abends unterhielt sie sich würdig am Spieltisch. Fünf Kinder entsprossen dieser Ehe, zwei Söhne, drei Töchter; der älteste Sohn starb frühe; die älteste Tochter war taubstumm, die zweite, Julia Barbara, wurde am 21. Nov. 1764 zu Riga geboren. Aus ihrer Kinderzeit ist nicht viel

überliefert. Im dreizehnten Jahre reiste sie mit den Aeltern und der Demoiselle Lignol, die unübertroffen war in der Kunst des Filetmachens, in die Bäder von Spaa und nach Paris. Die angehende Dame hatte damals noch jenen Teint, den die Franzosen brouillirt nennen, eine grosse Nase und vorstehende Lippen; allein offene blaue Augen, üppiges Haar und — womit sie noch spät zu brilliren wusste — sehr schöne Arme. Freilich fehlte ihr noch die Grazie: der berühmte Vestris verzweifelte sie je zum Tanz abrichten zu können, sie, die noch vierzigjährig mit ihrem Shawltanz die jüngsten Herzen bethörte. Zwei Jahre hatten sich nach der Heimkehr verlebt, als ein Gutsnachbar um die sechzehnjährige Erbin freite. Schon damals glaubte sie der Liebling Gottes zu sein; in der Angst des Herzens betete sie um Erlösung von dem täglichen Uebel eines Gemahls; Gott sandte ihr die Rötheln und die Partie ging zurück. Abermals um zwei Jahre — sie war achtzehnjährig — fand sich der zweite Freier, Burchard Alexis Constantin Baron von Krüdener, im Jahre 1744 geboren, in Leipzig noch unter Gellert gebildet, schon längere Zeit in russischen Gesandtschaften verwendet, zwei Mal verheirathet und beide Male geschieden. Seine neunjährige Tochter bedurfte weiblicher Pflege: so versuchte er sich zum dritten Male. Die Hochzeit wurde zu Ramkau bei der Mutter des Bräutigams, der Präsidentin von Budberg gefeiert; dort verlebte das junge Paar die Flittermonde. In die langweilige Etikette — die Schwägerinnen nannten sich nur „Excellenz" — kam Abwechselung durch die Erziehungmethode, welche der Mann an seiner jungen Frau versuchte: er las mit ihr französische Romane; man trieb Tanz und Musik; man gab sich Charaden und Sprichwörter auf; selbst ein Liebhabertheater kam zu Stande und der harmlose Taumel wurde unterbrochen erst durch die Geburt eines Sohnes, der nach seinem Pathen, dem nachmaligen Kaiser, den Namen Paul erhielt. Nicht lange darauf wurde Krüdener als Gesandter nach Venedig versetzt.

Der Eindruck des südlichen Lebens war mächtig auf die junge, noch ungeformte Seele. Sie hat ihn später in der Valérie beschrieben. Entzückt sah sie die Etsch, schäumend inmitten der friedlichen Landschaft; an den italisch-belebten Dörfern, die hier und da neben Ruinen lagen, mass sie den Abstand zwischen Tod und Leben. Der Schrei des Storchs, der über die tosende Etsch hindrang, regte sie auf

wie nachmals das Geschrei der Möwe am Lido. Einen anderen Reiz, der südlichen Opern und Maskenbälle, kostete sie zuerst in Padua. In Venedig sodann schminkte sie sich verstohlen zu den Bällen des spanischen Gesandten. Auf der Gondel, die sie heimführte, sass sie versunken in das Schattenspiel der Wellen; eine Stunde der Nacht verging in Sinnen: der Tag brachte Besuche und Proben, der Abend Masken und Komödie. Wieder ging das Liebhabertheater im Schwunge. Die Gesellschaft war fein und bunt. Dort schaltete die Frau des österreichischen Gesandten, die Gräfin Brenner, welche weiss und roth mit seltener Kühnheit auflegte, einen Rock, bald rosenroth, bald seladongrün, nach Männerschnitt trug, das Haar zu Taubenflügeln verflochten: man sah sie selten ohne Jabot und englische Manchetten und, während sie munter die Geige strich, lenkte sie das Orchester der Liebhaber. Man spielte französisch den „verlorenen Sohn", die „gefährlichen Pfänder". Der venetianische Adel, dem die scheue Politik des Senats den Umgang mit dem diplomatischen Corps untersagte, fand in Maske durch Hinterthüren Zutritt. Sänger und Sängerinnen sangen zu dem Geflüster der Scherzenden. Ueberall war Bewegung und voller Genuss des Lebens. Es sind aus dieser Zeit Briefe der Krüdener erhalten. Sie weiss nicht, was sie an ihrem Manne mehr bewundern soll, seine noble, hohe Gestalt, seinen grossen Geist, sein liebenswürdiges Herz. Wie manches thut sie ihm zu Gefallen, sobald es ihr gefällt! Sie trägt ihm Blumen und Erdbeeren zu; sie sinkt in Ohnmacht, wenn er ein wildes Pferd besteigt; sie fährt ihm zu Liebe aufs Meer und zittert auf den Wellen. Er, zwanzig Jahre älter, lebt seinem Amte und liebt Diners. Wenn er Abends in den Saal tritt, forscht sie in seinen Mienen; je heller die Kerzen, um so lieblicher ihr Lächeln; gelingt es ihr nicht, seine Falten zu glätten, so sieht man sie in Thränen ausbrechen. Im Frühling zieht man nach der Mirà, einer Villa an der Brenta. Das Haus liegt unter blühenden Acazien, vom Morgenwind angeweht; im Garten werden gekettete Adler gefüttert; die Tage vergehen still und anscheinend friedlich. Aber, wenn die Leichterregte einmal dem Manne, der spät ausgeritten ist, im Gewittersturm auf der Landstrasse entgegenläuft und, als er ankommt, in hysterisches Entzücken ausbricht, er jedoch die Unbesonnene freundlich schilt, da ist ihr erster Gedanke: „Weh, an meiner Stelle wäre

er zu Bett gegangen und er hätte geschlafen!“ Mehr Sturm verlangt sie von seiner Liebe, mehr Verzückung und alles nach Laune; heute will sie Krieg, morgen Frieden: bald reizen, bald versagen, locken und verschmähen. Immer sich gleich bleibt der Mann. Wo das eine Opfer versagt, fällt ein anderes. Ein Russe, ein Secretär der Gesandtschaft, Alexander Stakieff, jung, lebhaft und schüchtern, war seinem Meister zugethan und bald nur zu sehr auch seiner Meisterin. Er träumt sich ins Paradies und anfangs unbefangen, bald mit bewusster Pflege, zieht die Gärtnerin den Baum in Eden gross, dessen Früchte sie nachmals mit Andern teilen wird, während Stakieff weiblich genug fühlt, sich rühren zu lassen, aber auch männlich genug, zu schweigen. Er hat noch nicht gelernt die Kunst frommen Betruges, während sie damals schon wehrlos ist gegen die süsse Gefahr der Vergötterung. Mit Rührung empfängt sie fast täglich ein altes Weib; immer geht es reich beschenkt und stellt sich zerlumpt wieder ein; es schwört, das Geld immer hingegeben zu haben zu Seelenmessen für die schöne Ketzerin. Und die schöne Ketzerin ist gewiss beglückt, Gott — auch durch katholische Vermittelung — persönlich vorgestellt zu werden.

War es ein Verhängniss, dass das junge, noch ungeprüfte Herz der Krüdener so frühe hinüberverpflanzt wurde in den Süden: das Verhängniss reifte vollends, als nach achtzehn Monaten lustigen Liebhabertheaters und italischen Landlebens der Süden vertauscht werden musste mit dem Norden. Der Mann wurde zum Gesandten in Kopenhagen ernannt. Hier hatte der Graf Skawronski mit masslosem Luxus repräsentirt; man musste ihm nacheifern und prunkvolle Feste, überladene Diners geben. Es wurde mehr steife Diplomatie getrieben, als galanter, oft harmloser Scherz. Langsam gähnend öffnete sich die Kluft zwischen Mann und Frau. Hier war er daheim, sie eine Fremde. Zum ersten Male wollte sie jetzt mit Berechnung gefallen; mitten in der gezirkelten Welt sehnte sie sich, eine eigne Welt zu schaffen; sie suchte durch Lächeln und Blicke zu fesseln. Der Ritter aus Venedig schloss Liebe und Angst ins Herz, bis ihm die Qual, Zeuge zu sein so leicht verschwendeter Gunst, unerträglich wurde; dann riss er sich los und reiste ab. In einem Briefe schüttete er dem Meister sein Herz aus; keinen andern Trost nahm er mit sich. Der

Diplomat wusste es bereits; er hatte im Herzen seines Secretärs gelesen und die milde Flamme, die seine junge Frau nur belebte, ohne sie zu schädigen, gebilligt; das Bewusstsein, heimlich geliebt zu sein, hatte ihr in der Gesellschaft ein Selbstgefühl verliehen, das sie nur brillanter erscheinen liess. Und das war diplomatisch zweckmässig. Jetzt, wo der Ritter geflohen war, konnte sein Brief die Wirkung verlängern: die Frau musste ihn lesen. Sie las mehr als der Mann ahnte; ihr trat zum ersten Male in voller Schärfe der Gegensatz von Mann und Ritter entgegen: so also war sie geliebt worden und nun war, der sie so lieben konnte, geflohen. Das spät gefundene und sogleich verlorene Liebesideal warf sie nur tiefer in den Taumel der Eitelkeit und des Ballgeflüsters. Mitunter sucht sie noch den Mann zum Ritter zu verwandeln. Sie reizt ihn künstlich zur Eifersucht: weckt Eifersucht doch halbtodte Liebe. Aber der Gemahl bleibt diplomatisch gemessen und ruhig; dann härmt sie sich ab, dann vermag sie nicht zu enden mit dem Seufzer junger Sünderinnen, von Niemandem verstanden zu sein. Und die Zeit wird immer confuser. In die Diners fallen Bälle, in die Bälle Diners. Mit möglichst geringem Zeitverluste wird ein mageres Töchterchen in die Welt gesetzt und wieder erneuert sich der alte Taumel. Endlich vermag sie nicht mehr zu bleiben. Aus den dänischen Prunkfesten sehnt sie sich gar heftig nach den Maskenscherzen von Venedig; sie verfällt in ein Nervenleiden. „Kein Weib hat gelitten", schreibt sie, „was ich leide." Nicht nur stören schwarze Gedanken ihre Toilette, die Toilette stört sie in den schwarzen Gedanken; sie speit Blut; sie ist sich selbst unwiderstehlich interessant geworden. In dieser Stimmung nimmt sie vom Gemahl Urlaub und reist mit den Kindern und der Stieftochter ab. Demoiselle Piozet aus Genf folgt ihr; ein Privatsecretär ihres Mannes begleitet sie, um gleich nach der Ankunft in Paris auf räthselhafte Weise zu verschwinden und verschollen zu bleiben. Von der Krüdener — sie war damals fünfundzwanzig Jahre alt — ist bald jede Melancholie verflogen. Paris hat den Reiz, dass sie gewisse Künste des Südens und Künste des Nordens, des Herzens und Geistes, begegnen. Man wird geliebt wol auch ohne Geist, allein es ist eleganter, mit Geist lieben und lieben lassen. Nun sieht man die Krüdener stundenlang in Bildersälen und in Unterhaltung mit Schriftstellern. Sie sucht

Bernardin de St. Pierre auf; er tauft ihre Kinder Paul und Virginie und stellt sie seinem Hunde Atys vor; man tafelt auf dem Rasen; Bauerkinder und französische Eselchen naschen von den Brocken. Es sind Gessnerische Idyllen, entzückende Impromptus, und darauf hat sich der Mann, dem über alles die Regel ging, nie verstanden. Wie reizend erscheint sich nun das junge Herz! Wie rührend schildert sie dem gemüthlichen Freunde, wie sie mitten im dänischen Prunke einfach, wahr und natürlich nur ihren Mann geliebt, wie sie fortgezogen ist nur um ihm aus Geldnoth zu helfen — denn für sich ist er nicht zu so glänzendem Haushalt verpflichtet — und es ist nur eine Fügung des Schicksals, wenn sie nach dreimonatlichem Aufenthalt in Paris bei Madame Bertin, der Putzmacherin der Königin, eine Rechnung hat von 20 000 Fr.

Im December 1789 bricht sie mit einem Abbé nach Montpellier auf. Es war ein Wendepunkt in ihrem Leben. Sie war noch jung und der Süden zog sie unwiderstehlich an. „In Nimes, so schreibt sie, durchstreiften wir die von Thymian und Majoran bedeckten Hügel; ich erstieg — sie spricht gern in Hyperbeln — die unersteiglichsten Höhen, entzückt, wenn der Abendhimmel hinter melancholisch-schlanken Cypressen roth aufdämmerte, aber eine innere Unruhe trieb mich fort nach Vaucluse, unter die Schatten der Felsen, mit dem einsam hinschweifenden Vogel, wo mein sehnsuchterfülltes Herz die ewige Klage Petrarcas zu vernehmen wähnte.“ In den Bädern von Barège wird sie Königin der Feste. Damals zuerst entfaltet sich ihr Talent im Knotenschlingen und Shawlgruppiren. Auch lächelt ihr das Glück. Der Herzog de la Force verführt sie zum Hazardspiel: sie nimmt ihm 20 000 Fr. ab. Mitunter liest sie aus Paul und Virginie vor und entlockt der Gesellschaft Thränen durch die Modulationen ihrer Stimme; sodann zur Erheiterung führt sie die eben Gerührten zu den tollsten Ausflügen bei Nacht und Nebel, bald nicht verschont von Spott und Nachrede. Nun scheidet sich die Welt in zwei Hälften, die sich für sie nie wieder zum Ganzen zusammenfinden; die eine liegt anerkennend ihr zu Füssen; die andere — „Wenn wir“, schreibt sie, „der Welt einen guten und wahren Charakter entgegentragen, was kümmern wir uns dann um Meinungen, die wir nicht theilen, um Vorurtheile, über die wir hinwegsehen.“ Gewiss, wenn was uns gut und wahr dünkt, die Probe besteht bis ans Ende. Allein

wie die Krüdener es meinte, hiess der Spruch übersetzt: va banque!

Es kam noch in Montpellier die Zeit der Entscheidung und Vergeltung. Ein Freund führte ihr den jungen Grafen Frègeville zu. Den russischen Gesandtschaftssecretär rächte der französische Husarenoffizier, der nicht nur zu lieben verstand, sondern zu siegen. Der Winter war vergangen, das Vorspiel war vorüber; der Anbeter droht sich zu erschiessen und wird in Gnaden wieder aufgenommen. Die Gouvernante wird aus dem Hause weggeheirathet, Mademoiselle Piozet wird Madame Armand; die verlassene Wittwe soll allein abreisen. Alles ist zur Flucht bereit, als der Ritter erscheint; er beschwört sie nicht ohne Schutz zu reisen; man stand mitten in der Revolution; er schildert ihr die Gefahren des Weges. Der lange Kampf gegen sich selbst hatte die Krüdener in Melancholie gestürzt. „Es giebt Seelenstimmungen, schreibt sie, welche das Herz abhetzen in Trauer und Verlangen, dass es sich taumelnd dem Zuge der Gefühle hingiebt, wie man in der höchsten Sommerglut sich schwindelnd in den Fluss stürzt — und unser Glück selbst wird zum Verhängniss.“ Und das Glück zerging; das Verhängniss blieb. Drei Briefe aus dieser Zeit sprechen aus ihrer Seele. Im ersten schreibt sie der französischen Freundin: „Du fragst mich, ob ich glücklich bin; ich bin es und so, als wäre ich es noch nie im Leben gewesen“. Im zweiten Briefe klagt sie, wie in alles himmlische Licht die Welt dunkle Schatten werfe. Im dritten verrathen sich Klostergedanken und doch will sie in seltsamer Verwirrung dreifaches erreichen: sie will das geliebte Herz, ohne welches es für sie keine Ruhe mehr gebe, fest an sich ketten; sie will ihre Kinder zur Tugend erziehen; sie will Herrn von Krüdener sein Vermögen treu verwalten. — Die Verhältnisse drängten Paris zu verlassen; langsam näherte sie sich, vom Grafen Frègeville begleitet, der französischen Grenze, langsamer Kopenhagen. Je näher der Entscheidung, um so tiefer sinkt ihr der Muth. Endlich kommt es zur furchtbaren Erklärung; sie bietet Scheidung an; der Mann verwirft den Vorschlag und verbannt sie nach Riga. Fünf Jahre vergehen, die bittere Uebergangszeit aus der Jugend. Der Vater stirbt in ihren Armen; Alexander Stakieff sieht sie wieder und findet keine Worte: in seinen Thränen ist sie gerichtet. Der Mann kommt nach Petersburg; sie erfährt von

seinen Geldverlegenheiten und eilt zu ihm; auf den Knien schwört sie, ihm überall hin zu folgen, nur nicht nach Kopenhagen.

Wieder vergehen Jahre daheim in der Provinz, draussen in den Städten. Endlich sieht man sie, abermals vom Manne getrennt, in Lausanne die Gesellschaft beleben mit ihrer beweglichen, schlanken Gestalt, mit ihrem geschmeidigen Geiste, mit den blauen, ewig sprechenden Augen, mit den blonden Locken von der Farbe, welche die Franzosen cendré nennen, mit dem berühmt gewordenen Shawltanz. Es ist der Abendblick der Jugend. Das anrückende französische Heer wirft sie mit all der scherzenden Emigration aus der Schweiz: zum zweiten Male kehrt sie zurück zum Manne und folgt ihm, als Gesandten, nach Berlin. Nun beginnt der zweite Act ihres Lebens. Die Jugend ist hin; die Hoffnung ist müde; die Sehnsucht allein ist unsterblich. Was hilft es, wenn sie ans Fenster sich eine Nachtigall hängt und die Erinnerung an den Genfer See sich wachsingen lässt? Nun ist sie selbst äusserlich verändert. Die reizende Einfachheit ihres Geschmackes ist verloren. Auf das schöne Haar hat sie eine Perrücke gesetzt; die Wangen nehmen einen leichten Kupferschimmer an. Sie vergisst das Vergangene; ihr Mann erhält einen Orden. „Liebes Herz," schreibt sie der Freundin, „du weisst, wie anspruchslos ich bin, wie wenig eitel, und darf auch der Christ eitel sein? Aber dir darf ich es sagen: ich glaube, Gott will meinen Mann sichtbarlich segnen, seit ich wieder bei ihm bin. Warum sollte nicht ein frommes Herz in seinem Gebet für das Glück eines anderen erhört werden von Gott?" Sonst freilich versteht sie noch besser die Kunst den Mann zu quälen. Zu Hause schmollt sie; bei Hofe erscheint sie nie zur rechten Zeit. Um so weniger vermag der König sie zu leiden; auch trägt sie ein rosafarbenes Sammetkleid und sein Widerwille erreicht den Gipfel, als sie bei einer Fête mit einem französischen Abenteurer vor der Königin „die Liebesfinten" aufführt. Im eigenen Haushalt fühlt sie kein Behagen; eines Tages ist sie daran, ihre Leute fortzujagen, vor allen einen erprobten Koch, nur um den Mann einmal gründlich zu ärgern. Oder sie klagt über die diplomatischen Diners, über die fünfhundert Menschen in einem Raume voll mephytischer Luft: „Diese Luft," ruft sie aus, „wird mich tödten, und Niemand wird an meinem Grabe weinen." Und zum dritten Mal vermag sie nicht zu bleiben; sie geht ins Bad; sie schreibt

im Herbst 1801 an den Mann und reist, ohne die Antwort abzuwarten, mit der Tochter nach der Schweiz. Es ist das letzte Mal, dass sie ihm entweicht.

Er hat schwere Zeiten getragen, nicht ohne Würde. Mochten zerrüttete Verhältnisse ihn hindern, ein Band zu zerreissen, welches ihn länger nicht ehrte: in politischen Stürmen fehlte es ihm nicht an grossem, moralischen Muth. Mitten im lärmenden Feste, das sein Haus der Grossfürstin Helena von Mecklenburg, der Tochter des Kaisers Paul, gab, erhielt er eine Depesche mit dem Befehl des Kaisers, Preussen unverzüglich den Krieg zu erklären; nur auf Minuten zog er sich zurück und erschien wieder gefasst und heiter vor dem König; in derselben Nacht sandte er den Courier ab mit der Meldung, er habe nach reiflicher Ueberlegung, auf eigne Gefahr hin, den Krieg nicht erklärt. Er kannte den Kaiser und kannte seine Gefahr. Wochen vergingen; er verschloss sein Geheimniss vor Jedermann; männlich wartete er; der Schlaf wich von ihm und welchen Trost hätte er in seinem Hause gefunden? Endlich schrieb der Kaiser eigenhändig; er dankte für das schöne Fest, mit dem man seine Tochter erfreut; vom Kriege war nicht mehr die Rede. Und ihrem Gebet schrieb die Krüdener zu, was ihr Mann Gutes erfahren! Er hatte eine Seelengrösse gezeigt, die alle Schwächen reichlich aufwog. Nicht nur, was sie einst an ihm zu bewundern suchte, mit seiner noblen figure, sondern mit Geist und Herz hatte er sich als Mann bewährt. Nur, wie der Baum aussen zusammenhält, während der Wurm ihn von innen leerfrisst, so stand der Diplomat und der Mann, innen von Gram zernagt. Man sah ihn in wenig Tagen um Jahre altern und plötzlich — das Herz war durchhöhlt bis an die Wände — brach er nieder; der Schlag warf ihn um und alles war vorüber. Unterdess schrieb die Frau, angeregt von Chateaubriand, von Benjamin Constant, Gedichte ohne Cäsur voll liebenswürdiger Hiatus, indianische Idyllen voll wohlklingender Eigennamen und der lockere, vielbewunderte Garat durchsang ihre Abendzirkel. Während in Berlin der Mann verlassen stirbt, variirt sie in ihren Briefen das biblische Thema: „es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei", fragt ihre französische Freundin: „ob die Welt werth sei, dass man ihr irgend ein Glück opfere" und antwortete selbst: „Nein — wären wir Engel, wir würden doch verkannt." Zwar, als nun die Todesbotschaft sie trifft, da steht

sie einen Augenblick im Innersten erschüttert. Sie hatte sich immer noch vorbehalten, einmal — es war erst das dritte Mal — ihr Unrecht wider ihn gut zu machen. Nun war es zu spät, auf ewig nicht möglich. Sie flieht nach Lyon, sie lebt einige Monate ihrem Schmerze und beendet ihren Roman; dann hat sie sich wieder gefunden und wendet sich an einen Freund in Paris, an einen Arzt, welcher ihr unbedingt ergeben ist, um durch sie Zutritt zu gewinnen in die höheren Kreise. Seit dem Tode des Mannes ist ein halbes Jahr vergangen, als sie dem dienstfertigen Freunde schreibt: „Noch eine Bitte, lassen sie mir in Paris Verse machen auf Sidonie (so hatte sie sich selbst in einer Idylle getauft); die Verse müssen geschmackvoll sein; es soll da heissen: O Sidonie, warum verbirgst du dich in der Provinz? Ruft dich nicht alles nach Paris? Alles sehnt sich nach deiner Grazie, nach deinem Lächeln, nach deinen bezaubernden Worten, nach dem entzückenden Tanz. Komm; genug der einsamen Thränen. Ihm selbst (fügt nachmals der gefällige Freund hinzu) ihm, um den du trauerst, bist du schuldig zu kommen, dass wir in dir von neuem ihn verehren lernen, in dir ihm unsre Huldigungen darbringen.“ Die Verse erschienen in den Journalen und Sidonie kam nach Paris. Sie brachte die Valérie zum Drucke mit, jenen Roman, in welchem sie unschuldig, wie ein koketter Engel, hinlebt, während Gustav — es ist Alexander Stakieff gemeint — in Liebe zu ihr stirbt und sterbend ihren Mann beschwört, seinen Nächstgeborenen Gustav zu taufen. Die Freunde in Genf und Paris hatten den Stil gefeilt und schrieben Anzeigen. Die Krüdener selbst fährt von Laden zu Laden und fragt nach Gürteln, nach Hüten, nach Federn, nach Blumen und Bändern à la Valérie: sie belächelt mitleidig die Kaufherren und Demoisellen, welche die Valérie noch nicht gelesen haben; sie schickt mit demselben Auftrage ihre Freundinnen aus: ganz Paris geräth in Bewegung; der kühnen Nachfrage folgt ein lebhaftes Angebot, eine Woche lang heisst alles à la Valérie und der Rumor erreicht die Vorstadt St. Germain und die Chaussée d'Antin. Die Krüdener ist glücklich; regt sich einmal ihr Gewissen, sie weiss sich zwiefach zu trösten. Einmal, sie hat ein gutes Werk getan. „Der Himmel wollte, ruft sie aus, dass die reine Moral meines Buches sich in Frankreich verbreite, wo solche Moral noch wenig gekannt ist.“ Sodann: „In Paris erreicht man nichts ohne Charlatanerie!“

Damit tritt sie ab von der Bühne zum zweiten Male. Es ist der zweite Act zu Ende gespielt. Ermüdet, übersättigt kehrte sie langsam durch Deutschland heim und trifft nicht lange vor dem Vorabend ihres vierzigsten Geburtstages in Riga ein. Aber wie öde, wie todt ist die Stadt! Wie rauh das Klima! Wie sympathielos die Menschen, die nur eine Wissenschaft treiben, die Wissenschaft des Spottes! Niemand ordnet ihre Papiere; Niemand corrigirt ihren Stil. Sie spielt Karten; sie sehnt sich nach Kosse, wo die Ernte schlecht ausfällt; sie sitzt im Schlosse am Fenster und sieht die Herbstwolken über die Düna jagen; da geht ein livländischer Edelmann, ein Anbeter, vorüber; als er nach dem Hute greift, bricht er, vom Schlag getroffen, zusammen. Da erschrickt ihr Herz bis in den Tod. So jammervoll alle Jagd nach Lust und Täuschung! So elend das Herz, das nicht müde wird zu hoffen und zu fürchten! So dunkel die glückverlassene Seele! So kurz das Ende! Der Tod der Sünder steht vor ihr; sie schliesst sich ein und lässt alle Fenster verhängen. Einsam ersehnt sie das Ende, wochenlang, vergebens! Wieder ist sie getäuscht. Lebensmüde erwacht sie aus dem Jammer; tiefer Verdruss lagert auf ihre Seele. Diese Welt ist todt für sie. Niemand ist, der sie liebt und den sie liebte. Sie hasst, sie verachtet jedes Lächeln. In dieser Stimmung, als sie eines Tages an ihrem Fusse Mass nehmen lässt, verletzt sie die heitere Miene ihres Schuhmachers; er versichert, glücklich zu sein; sie begreift nichts mehr vom Glück unter Menschen. Sie vermag die Nacht nicht zu schlafen im Gedanken, dass es auch Glückliche gebe; früh Morgens sucht sie den Schuster in seinem Hause auf. Es ist ein mährischer Bruder und er redet ihr frischweg ins Gewissen. Die Vergangenheit ist todt; er verheisst ihr eine Zukunft; das Glück der Jugend ist verkostet; er kündet ihr eine ewige Jugend an. Ein neuer Reiz geht ihr auf, eine neue Welt, ein neuer Grund der tausendfach genossenen Dinge. Bald ist sie täglich in seinem Hause; sie lernt andere Brüder und Schwestern kennen und vermag sie nicht genug zu bewundern; sie lernt von ihnen die Bibel lesen und, wie sie nun, im Anschauen des nie zuvor Geahnten, in dem Entzücken des neuen Glanzes, der himmlisch über sie ausströmt, sich nicht zu fassen weiss vor der wiederbelebten Sehnsucht ihres Herzens, da lässt es ihr keine Ruhe: hineinreissen muss sie nun wieder in die Kreise ihres Lebens die ganze Welt.

Die eben Bekehrte geht aus zu predigen, zu bekehren, zu weissagen. Es begeistert sie das nie geahnte Gefühl höchsten Stolzes unter dem Schleier tiefster Demuth.

Im Sommer 1806 reist sie nach Deutschland ins Bad. Sie wandelt wie durch eine neue Welt. Da sind ihr Stätten erschlossen, von deren Dasein sie sonst nichts wusste; da betet sie in Herrnhut, in Bethelsdorf; da lernt sie zuerst die interessanten Kranken kennen, die, von Nervenleiden durchzittert, weissgekleidet auf dem Bette liegen und nur von Golgatha sprechen. So beginnt und verrinnt der dritte Act ihres Lebens. Der unsägliche Reiz innerer Verjüngung verheisst ihr Frieden und lässt den Schein des Friedens von ihr ausgehen. Sie versucht sich in den neuen Künsten der Selbstverleugnung; sie hilft Armen; wo es mit Eleganz geschehen kann, pflegt sie Kranke. Einmal schilt sie ein weinendes Hausmädchen, welches sich zu vornehm dünkt, die Flurtreppe zu fegen; sie nimmt ihr den Besen aus der Hand und fegt über die Strasse, denn ein gutes Werk erniedrigt nie, und — das sagt sie der Katholikin zum Trost — auch die Jungfrau Maria hat gefegt. So mochte es scheinen, dass die Friedenahnende und Ersehnende nirgends eine bessere Stätte fände, als in dem Hause des Friedens, wo unter den Seinen der alte Jung-Stilling wie ein mildes Licht vor dem Verlöschen schien. Aber, wie einst der ungeformten Seele der Süden mit der reichen Fülle seines irdischen Lebens verderblich wurde, so sollte das eben bekehrte Herz verderben an dem plötzlichen Uebermass himmlischer Erleuchtung. Jung-Stilling, vom frommen Grossherzog von Baden zu Ehren erhoben, war verwebt in die Ideen Swedenborgs; er glaubte an auserwählte Männer, die, mit tieferem Blicke begabt, eine Kette bildeten zwischen dem Diesseits und Jenseits; er lehrte, die Seelenkräfte, welche rege würden, wenn der Leib entschliefe, erwachten zuweilen noch in diesem Leben. In die Gemeinschaft seiner Erleuchteten gehörte ein Mann, der unheilvoll verwebt werden sollte in das Leben der Krüdener. Man rühmte von dem Prediger Fontaine, er habe ein der Ernte drohendes Gewitter durch inbrünstiges Gebet abgewendet. Mannichfach war sein Einfluss auf Frauen; vor andern nannte man Maria Kummrin, die Umgang hatte mit Engeln und in ekstatischen Anfällen weissagte. Sie hatte das Eintreffen der Krüdener vorausverkündet. Als nun die Verhiessene erscheint, tritt Fontaine ihr entgegen

mit den Worten: „Bist Du es, die uns verkündet wird, oder kommt nach Dir eine andere?“ Sie stutzt und tritt ins Zimmer. Die Kummrin mit geschlossenen Augen grüsst die von Gott Gesandte. Die Erinnerung alter Weltklugheit überkommt die Begrüsste. Sie blickt auf Fontaine. Wer ist der Betrüger? Aber er faltet die Hände und sieht sie gross an: Amen! Ihre Seele ist sein. Sie schreibt an die französische Freundin: „Ergangen ist der Ruf. Ich habe eine feste Verheissung von Gott. Selig die Auserwählten, wenn er kommt nach schwerer Zeit, seine Getreuen zu sammeln und tausend Jahre zu herrschen bis an die Verklärung“. Und keine Hoffnung ist eitel; alles Gebet hat seine Erfüllung. Fehlt es einmal an Geld; die Kummrin betet: es wird geholfen; wird es dunkel in ihrer Seele; die Kummrin betet: es wird helle; die Kummrin verkündet den Wunsch Gottes nach einem Grundstück in Würtemberg: die Krüdener kauft es und versammelt arme Illuminaten; auch mitten im Mangel ist man vergnügt am heiligen Geist. Die Tochter, die jungfräulich vor dem Blick von Kindern erröthet, schwärmt zuweilen in ungebundener Begeisterung. Was ist höher, als der Friede? „Nero“, schreibt die Krüdener, „in aller Macht hat sich vergebens gesehnt nach Frieden. Was rühmt Virgil im Liede? Was Horaz? Was suchte Cicero in Tusculum? Friede! Friede! Werdet Kinder und der Friede Gottes ist Euer“. Sie ist entzückt, sich plötzlich geistig beschränkt zu fühlen, denn die wahre Liebe zehrt alles auf, wie ein brennendes Feuer. „Weiche von mir“, ruft sie der Welt zu, die in Schlangengestalt immer noch kommt, sie zu verlocken, „ich fürchte Dich nicht; mein Herz ist zu voll an Liebe, Dich zu hassen. Du hast keine Gewalt über mich: ich bin Gottes. Wärst Du ich,“ ruft sie zu Gott, „und ich Du, ich gäbe Dir Alles“. Sie betet, der Himmel möge die Hölle an sich ziehen, Gott Satan bekehren. Aus der Stille geistiger Leere fährt sie in entzückenden Krämpfen auf: „Ich bin arm, ich bin nichts; ich bin verfallen; ich vergehe in Sünde, ich bin ein Abscheu. Aber das ist mein Stolz, meine Freude! Mein Liebster hat mir meinen Schmuck genommen. Sehet mich nicht an“, jauchzt sie mit dem hohen Liede, „dass ich so schwarz bin, denn die Sonne hat mich verbrannt“. — Keine äussere Noth vermag ihr zu schaden. Eines Tages will Juliette ein Huhn kaufen, aber da ist kein Groschen im Hause. Die Krüdener betet: es wird ein Couvert gebracht; man öffnet

es: Freunde, die „selbst nichts haben", schicken ihr zehn Louis. So fehlt es nicht an mancherlei Prüfung. Die Bekehrten haben zuweilen Rückfälle; die Schulden mehren sich; die Mutter wendet sich von ihr ab und sie erhält keine Briefe mehr; die Mutter liegt sterbend; sie erfährt es und will zu ihr eilen; ein Jude in Karlsruhe leiht („miraculeusement") Geld zu hohen Zinsen — und, als sie nun heimgeeilt ist, als die Mutter versöhnt in ihren Armen stirbt, als sie einen Bruder bekehrt, als sie die Freude hat, mährische Brüder und Schwestern einzuweihen in die Geheimnisse der „reinen Liebe", und als Priesterin dasteht unter lauter „Innerlichen"; als nach jahrelanger Verhandlung vom Erbtheil der Mutter zehntausend Thaler ihr zufallen, da zeigt sich deutlich der Segen Gottes: denn gerade zu zehntausend Thalern ist die Summe angewachsen, welche sie dem Karlsruher Juden schuldet. Und, um das Mass der Berufung zu erfüllen, ergeht der Heimruf der Kummrin, welche neue Gesichte gehabt hat und die Zeit gekommen verkündet, wo das neue Reich auf Erden gegründet werden soll. In froher Aufregung eilt die Krüdener nach Deutschland zurück.

Verdeckt vor den Augen der Welt spinnt sich der vierte Act an. Das neue Reich ist verhiessen; wie es gegründet werden sollte, ist nicht offenbar geworden. Der Biograph scheut sich die dunkeln Wege zu gehen, wohin die Spuren weisen. Er bebt zurück, von der Prophetin — es ist noch die Zeit der Weihe — den Schleier zu heben. (I. 232: „Dans un but dont nous n'avons pu nous rendre compte exact, et dont nous avons mis une certaine discrétion à sonder le mystère, Fontaine avait rêvé une sorte d'union mystique entre son frère et Madame de Krudener"). Fontaine hat einen Bruder, einen Schwächling an Leib und Geist; die Kummrin nennt ihn den Vierten. Er wird der Krüdener in mystischer Weihe verbunden. Vier Jahre lang, fast bis in den Zenith ihrer Prophetie, von 1811 bis 1814, hält sie fest an dem unheimlichen Bande. Dann sendet sie den Vierten nach Genf in die Kur des Dr. Butini und entlässt ihn mit einer Pension. Denn nichts kümmert sie weniger als Sorge um Geld. Ihre bangherzigen Gläubiger verweist sie auf Gott. Der französischen Freundin, die bekehrt ist und ihr Geld leiht, allein Sicherheiten verlangt, schreibt sie: „Auf den Herrn bauen, ist die einzige Sicherheit hienieden. Er liebt nicht die klug Berechnenden; er liebt die Kinderseelen und wie sollten

seine Kinder zweifeln an seiner Barmherzigkeit und verzagen um ihr täglich Brot"! Als der Krieg Russland überzieht, jauchzt sie im Gedanken, die Feinde könnten ihr Gut verwüsten, ihr Haus niederbrennen, ein Brandopfer dem höchsten Gott. Offenbar hat sie die Weihe überstanden und wird noch lange getragen vom Gefühle ihres Berufs. Der Schein der Verklärung geht von ihr aus und reisst ihr viele Herzen zu, wie in einen Flammenstrom. Namentlich aus Genf kommen die Jünger. Dort beginnt der Kampf der Auserwählten mit der entarteten Kirche. Die Herren vom Consistorium verfolgen die mährischen Brüder; sie drohen, wenn er nicht ablasse von der Krüdener, den jungen Empaytaz auszustossen; lange schwankt er, aber ihre Worte, ihre Briefe reissen alle hin: „Auf den Flügeln der Liebe, schreibt sie, wollte ich getragen werden nach Genf, mit Euch, Brüder und Schwestern in Christo, heilige Thränen zu weinen; Euch allen zuzuschreien aus der Tiefe des Herzens: Seid standhaft, bleibt treu! Denn alles ist eitel, ausser die Thränen der Frömmigkeit. Leben kann nur, was der Odem des Lebens anhaucht; selbst die Himmel vergehen: die Gebete sind ewig. Die Tage der Trübsal brechen an; den Treuen aber wird vorkämpfen der Löwe aus Juda. Schon geht in Osten ein strahlender Morgen auf nach der Nacht des Jammers. Muth! Der Ewige selbst ist mit uns". Von Basel lässt sie Tractätchen ausgehen mit Weissagungen. Aber noch geht sie unsicher auf dieser neuen Bahn, sobald sie aus der unklaren Ekstase zu bestimmter Vorherverkündigung sich sammelt. Das Jahr 1816 will ihr nicht aus dem Sinne: 1816 werden grosse Dinge geschehen. Als die grossen Dinge schon früher vorüber sind, schweigt sie von 1816. So vergehen die Jahre 1812 und 1813. Bald betet sie mit den Armen; bald erholt sie sich am Hofe von Baden; tröstet die Königin von Holland, tröstet die Kaiserin von Russland; oft als Prophetin, gemessen in Schritten und Worten, scheinbar arglos mitten im unauslöschlischen Gelächter des Hofgesindels. Ob sie es ertragen hat in christlicher Demuth; ob in der Stille gerüstet zur grossen Rache?

Im September 1814 ist sie im Elsass, in Waldbach bei Oberlin. Dorthin begleitete sie der junge, schwärmerische Empaytaz. Den Morgen verbringt man im stillen Gebet auf den Knien; zu Mittag versammelt sich alles; die Gespräche sind einfach, wie die der Apostel, gewürzt mit dem echten

Salze; nach der Tafel macht man einen Spaziergang. Die Luft liegt weissagungsvoll auf der Landschaft. In den Dörfern sagt den Bewohnern eine innere Stimme, wann die Heiligen kommen: man geht ihnen halbwegs entgegen. Aus dieser Stille im Elsass nun schrieb die Krüdener am 27. October 1814 einen denkwürdigen Brief an das Fräulein Stourdza nach Wien, wo der Congress tagte. Es ist ein Meisterstück von Frömmigkeit und Schlauheit, doch liest sich zwischen den Zeilen, wie das ausgebrannte Herz sich immer noch sehnt nach einer Umarmung von Himmel und Erde, wie die irdische Höhe noch einmal mächtig werden will über die himmlische Niedrigkeit. Den Schlüssel zum Verständniss findet man im Rückblick auf die erste Periode ihrer Prophetie. Es sind aus dieser Zeit viele Briefe erhalten an Innerliche und Aeusserliche. Wie sie zu jenen spricht, haben wir erfahren; suchen wir nach gleichzeitigen Proben vom Briefstil mit Aeusserlichen. Der fromme Biograph selbst vermag den Unterschied nicht zu leugnen. Er gesteht, sie gebe sich der Frau v. Staël offen und ohne Rückhalt hin, nur eines verschweige sie ihr: die Wunder, die sie erfahren („lest faits extraordinaires, qui l'auraient peut-être étonnée sans l'édifier"). Wie anders mit Elias Wegelin, der Frankreich in der Schweizergarde gedient und in einer furchtbaren Schlacht sich Gott gelobt, wenn er mit dem Leben davon käme. Er war gerettet und hatte lange nicht gewusst, wie sein Gelübde einlösen. Da hatte ihn ein Traum auf ein Buch verwiesen, und auf eine Seite im Buche; es war eine Schrift der Antoinette Bourignon, die 1680 unter himmlischen Gesichten entschlafen war. Er hatte gelesen und sich bekehrt und war eingegangen in die Gemeinschaft der Sehenden. Seine Seele gehörte jenen heiligen Frauen, deren himmlische Kette eine Zierde fand in der Dame Guyon und in der Krüdener, die „hundert Jahre darauf erschien", ihren Schlussstein. Nirgends so verschwenderisch mit ihren inneren Erfahrungen giebt sich die Krüdener hin, als in den Briefen an Wegelin; da findet sie nicht Worte genug, aus dem Brunnen ihrer Entzückung zu schöpfen, mit ihm zu preisen ihre himmlische Niedrigkeit. Dem Prinzen von Ligne aber, dem nicht „heilige Frauen" es angetan, schreibt sie mitten in den Jahren der Prophetie: „Ehemals gab es Hexen; heute schilt man mich Zauberin und warum? Habe ich etwa noch die hübschen blauen Augen von ehemals?

Ach, hätte ich sie! dann wollte ich mich mit Ihnen trösten, der Sie wissen, dass ich mich nie empört habe, ausser gegen die Langeweile. In der Politik vollends bin ich ein Turteltäubchen an Unschuld.“ Und an Norvins: „Was verlange ich mehr nach der Eitelkeit der Welt! Man sagt, ich besitze alle Gaben, in der Gesellschaft zu glänzen. Ich brauchte vor kurzem nur Ja zu sagen und es heirathete mich ein immens reicher Mann, ein vornehmer Mann, ein Prinz; ich hätte ein elegantes Haus in Paris gehabt, eine Reise in Italien. Ich bin immer leidenschaftlich geliebt worden und bin es noch. Alles, was im Leben verführerisch süss ist, steht mir noch heute zu Gebot. Und auch mein Geist ist nicht arm; ich besitze alles, um Gnade zu finden selbst vor den Augen der Philosophen“. Armes Weib! Mit dem einzigen Anrecht auf Gnade nur von Weiberherzen; denn ihnen allen bleibt sie seelenverwandt. Sie alle weiss sie zu rühren, mit bewundernswürdigem Tacte eine Andere vor Königinnen, eine Andere vor Kammerzofen. Noch aus Riga knüpft sie mit dem Fräulein Cochelet an, der Vertrauten der Königin Hortense (Mém. de Mademoiselle de Cochelet, II., 63 ff.) Es ist ein Versuch, den Faden der höheren Gesellschaft wieder zu fassen. Mit Gott beginnt die Epistel. „Mein Brief,“ schreibt sie, „ist ernst und herbe. Das Leben hat mich Vieles gelehrt; ich will nichts mehr gemein haben mit Täuschungen; ich kenne nur Eines: Wahrheit; ich müsste eine Andere sein, anders zu reden. Nur in Gott ist Friede. Die Königin trauert: hätte ich ihr Kronen zu bieten, würde sie darum glücklicher? Ihre Tugend gleicht dem Meere: nie erscheint es schöner als in Stürmen. Das habe ich von ihr jenem weiblichen Engel gesagt, der nun nicht mehr ist (der Königin von Preussen). Er hat sie nicht gekannt, aber er hat mir den Gruss des Friedens an sie aufgetragen. Beide sollten leiden, denn beide wurden auserkoren. Und wie geht es der lebenden Dulderin? Ist sie gesund? Wo wird sie den Sommer zubringen? Ich habe hier die junge Kaiserin von Russland gesprochen; sie ist schön, fromm, unglücklich. Ich habe ihr die Königin geschildert, wie eines jener himmlischen Gesichte Raphaels, das Aller Augen fesselt. Ich besass eine prachtvolle Malachitvase, sie ist zerbrochen angekommen; so wage ich nicht, sie Ihnen anzubieten. Ich erwarte eine andere aus Moskau; mein Bruder, der den Sommer in den Bädern Asiens

verlebt, soll sie mir schicken. Sie erhalten sie hoffentlich mit dem nächsten Courier. Erzählen Sie mir, sobald Sie Musse finden, etwas vom Hofe. Ach, dürfte ich Sie einmal wiedersehen, dürfte ich der Königin jene ehrfurchtsvolle Huldigung darbringen, jene ritterliche Hingabe des Mittelalters, wie ich sie in meiner Othilde geschildert habe. O, wie würde sie dieses Werk lieb gewinnen! Unter dem Segen des Himmels ist es geschrieben. Nur darum wage ich zu behaupten: es ist reich an Schönheiten. Adieu! Adieu! Drücken Sie in meinem Namen voll Ehrfurcht jene königliche Hand ans Herz, die ich mit meinen Thränen zu benetzen dürste! Tausend und tausend Mal leben Sie wohl!" Solche Proben gemischten Stils halten jedoch den Vergleich nicht aus mit dem Briefe an die Stourdza, einem Muster harmonischer Wirkung doppelter Seelenstimmungen; voll Taubeneinfalt und Schlangenklugheit. Die Stourdza liebte den Kaiser mit reiner Liebe mitten unter den Zerstreuungen, welchen sie nicht ohne Schmerz fern stand. Wie sie schwankte zwischen leidenschaftlicher Liebe und schwärmerischer Frömmigkeit, musste ihr Herz getroffen werden von jedem Worte der Krüdener, welche sie kennen gelernt und durchschaut hatte und ihr nun schrieb: „Aufwärts! Aufwärts in die Höhe; hinan den Berg, den die Götzendiener herabsteigen! Erst von dem Gipfel hinab in den Ocean der wahren Liebe, Du Berufene, die Gott gesetzt hat in ein Volk mit Kindes- und Heldenseele, ein Volk, das in der furchtbaren Zeit aufsteht, zu streiten für Gott. Von Osten kommt das Licht! Strahlend geht es auf, ein Tag der Rache für das schuldbefleckte Frankreich! Die Lilien sind verdorben, welche das Sinnbild sein sollten himmlischer Reinheit: der Schnitter kommt, sie zu schneiden. Von Osten kommt die Schaar der Benedeiten! Ich habe gestanden, ruft sie aus, auf dem Schemel des Höchsten und habe weit hinaus geschaut ins Land. In der Gemeinschaft der Innerlichen, unter vielen, heiligen Frauen sind die Befehle Gottes an mich ergangen. In tiefer Trauerkleidung verbringe ich meine Tage in Gebet und Reden. Männer haben zitternd um mich gestanden; die Leichtfertigen erbleichten; die Wissenskühnen senkten die Augen; die Kältesten wurden warm; hasszerfressene Spanier haben mich beschworen, in ihr Land herabzusteigen und den Frieden zu verkünden. Ich habe nur eine Aufgabe; alle irdische Lust ist todt auf ewig. Was ich

fange, liefere ich aus den Heiligen Gottes; was ich liebe, liebe ich, um es zu läutern. Nicht wahr, süsse Freundin, das ist die Liebe, die ewig gewinnt und nie verliert? Sie haben mir," fährt sie fort, und darin liegt der Kern des Briefes, „viel vom Kaiser geschrieben, von der Grösse und Schönheit seiner reinen Seele. Ich kenne ihn seit langem. Vor Gott ist er mir aufgeschlossen worden und ich weiss seit langem, ich werde ihn sehen. Ich habe ihm viel zu offenbaren, denn der Herr hat mir gezeigt, wozu er ihn auserlesen hat. Er wird siegen. Ich selbst entsage aller Grösse, allem irdischen Purpur. Mein Herz gehört nur dem Heilande. — Der Fürst Golitzyn hat mir tausend Thaler überschickt für unsern alten Jung. Ich errathe die Hand, die sich geöffnet, aber ich schweige. Möge der Höchste diese Hand segnen; mögen die Füsse Dessen, der den Frieden bringt, einhergehen vor ihm." „Ich habe," schreibt sie am 4. Februar 1815, „einen Augenblick besorgt, mein Brief könnte Sie beunruhigen. Ich sprach darin auch von meiner ehrfurchtsvollen, tiefen Bewunderung für den Kaiser. Die Hoheit seiner Mission ist mir noch neuerdings so offenbart worden, dass Zweifel Sünde wäre. Ich bete die Allmacht des Herrn an, der mich, sein Werkzeug, mit seiner Gnade gesegnet hat. Wie wenig ahnt die Welt von den kommenden Dingen! Ja, liebe Freundin, ich habe immense Dinge zu offenbaren und wie auch der Fürst der Finsternis gegen ihn andringe und von ihm zu scheiden trachte die, welche ihm von himmlischen Dingen reden, der Ewige ist mächtiger und behält den Sieg. Ich selbst bin nichts: ich habe allem entsagt; ich frage nicht nach Gunst, nicht nach Tadel. Das war es, was ich in jenem Brief schrieb. Der, auf welchen Sie geantwortet haben, war zwölf Seiten lang. Haben sie ihn ganz erhalten? Das ist eine seltsame Frage. Vielleicht auch haben Sie ihn nicht ganz gelesen oder ihn Anderen gezeigt. Ich will Ihnen erzählen, was die Königin von Preussen mir schrieb: „Haben Sie meinen Brief erhalten? Die Postmeister und die Meister der Postmeister hätten nichts darin gefunden, als ein Herz, das ganz Gottes ist." Es sollten diese Briefe der Krüdener für Stumpfsichtige mit Commentaren erscheinen. So köstlich ist jedes Wort berechnet! Wie geschickt ist alles angelegt, dass diese Briefe dem Kaiser in die Hand kommen; wie wehmüthig anregend und schmeichelhaft für ihn sind die wenigen Worte der

Königin von Preussen; wie vorsichtig drängt sich die Prophetin in die Nähe seines Herzens; wie weiss sie die Saiten seiner schwärmerischen Freundin zu rühren. Und in allen Variationen dasselbe Doppelthema. „Wir haben hier," schreibt sie, „einen alten Kapuziner aus dem Schwarzwalde; er hat nur den Armen gelebt und liegt an seinen Wunden nieder; sein einziges Gebet ist, Gott wolle ihm die leibliche Qual seiner Schmerzen steigern; dann liegt er mit gefalteten Händen; himmlische Gesichte gehen ihm auf: er sieht den Himmel offen und die Engel und der Heiland sehen auf ihn nieder. Auch Ihnen, süsse Freundin, sind die schönsten Kronen vorbehalten: zöge nicht die Liebe allen Kronen den Ruhm vor, geliebt zu haben!" Und am 15. April 1815: „Wir sind von der überreichen Gnade des Ewigen merklich gesegnet: was in Paris am 20. März geschah (Napoleon war von Elba eingetroffen), das hatte uns Einer aus unsrer Mitte vor drei Monaten weissagend eröffnet; dass aber, was ich Ihnen von den Lilien schrieb, hat eine höhere Erleuchtung unmittelbar mir eingegeben. Selbst die tiefsten und geheimsten Gedanken des Kaisers, Alles was ihn in seiner Seele vorbereitet zu dem hohen Beruf, vor dem die Völker staunen werden, Alles liegt offen vor dem Blick der unwürdigen Dienerin, die berufen ist ihm grosse Dinge zu verkünden. Ich bin gewappnet gegen Verleumdung; man meint, da ich so Vieles vorauswisse, sei ich eingeweiht in die politischen Händel. Ach, wüsste ich nicht mehr, als was in den Cabinetten vorgeht, wie wüsste ich wenig, wie ginge ich irre in Finsterniss!" Und am 18. Mai: „Wie sehne ich mich, mit Ihnen zu reden von unserm vielgeliebten Kaiser und von dem hohen Beruf, der ihn erwartet. Auch nicht der leiseste Zweifel ist mir geblieben: mir hat der Herr es offenbart, mir, der elenden, unwürdigen Creatur! Süsse Freundin, beten, beten Sie! Die Zeit ist nahe. Beten Sie für den Erwählten des Herrn! Beten Sie für die arme Freundin; sie braucht höhere Kraft für ihre heiligen Pflichten; beten Sie! O wie ahnt die Welt nicht, was Alles geschehen wird!" — Das Oel der Phantasie brennt aus; aber die Wirkung ist erreicht. Mit jedem neuen Briefe eilt die Stourdza zum Kaiser.

Unterdess beginnt der neue Krieg; Alexander verlässt Wien und verlegt sein Hauptquartier nach Heidelberg. Als er erschüttert von den Ereignissen des Jahres 1812 aus Riga auf-

brach, da hatte ihm eine Hofdame, ich weiss nicht, ob die Stourdza, den ein und neunzigsten Psalm in die Hand gedrückt: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt.“ An der Grenze hatte er ihn tiefbewegt gelesen und Gott schien mit ihm zu gehen. Moreau war für ihn gewonnen; ein entscheidender Sieg wurde erfochten. Aber Moreau starb und das Glück wich von den Russen; da sah man den Kaiser tiefgebeugt und erschüttert; er zog sich zurück vom Oberbefehl und rief Gott an, für ihn zu kämpfen. Rasch auf einander folgten die Tage von Kulm, von Grossbeeren, von Leipzig. Des Kaisers Herz wurde dankerfüllt und gottselig. Es kamen die Feste von Wien. Aber alle Ueberwindung der Welt stillt nicht die Sehnsucht nach Selbstüberwindung. Nach den Stunden der Siegesfreude kehrt die Seele stille in sich ein. In solcher Einkehr kam der Kaiser nach Heilbronn. Von der Last des Tages ermüdet, fühlt er sich einsam; er greift zur Bibel; er denkt an die Stourdza, die geistvolle Freundin, an die Krüdener, von der sie ihm Vieles erzählt hat; er sehnt sich nach frommen Gesprächen; da klopft es und der Fürst Wolkonski meldet voll Unwillen, eine Frau verlange zudringlich Einlass: sie nenne sich Krüdener. Madame de Krudener! Madame de Krudener! ruft der Kaiser und öffnet die Thür. Sie tritt ihm entgegen; sie liest in seinem Auge; sie fühlt sich hingerissen und weiss nicht zu enden in der Beredsamkeit ihrer Gebete. Einmal nur, scheinbar bestürzt, hält sie inne und fleht um Vergebung für ihre Kühnheit. Aber er beschwört sie, zu sprechen: ihre Worte seien Musik für seine Seele. Drei Stunden ist sie bei ihm und heimgekehrt, vergeht sie vor Seligkeit und findet nur die Worte; „Meine Seele lobsinge dem Herrn! Meine Seele benedeie den Ewigen!“

Wohin nun der Kaiser reist, überall folgt sie ihm nach. Die Abende vergehen in Gebet und Erbauung; meist bezeichnet der Kaiser die Stellen in der Bibel. Die lange Verkannte ist gerecht geworden; Alles drängt sich an sie: die Spötter werden Neophyten des Glaubens. Am 21. Juni bringt ein Courier die Botschaft von der Niederlage von Quatrebras und Ligny; der Kaiser zieht sich zurück, betet und öffnet den sieben und dreissigsten Psalm: „Erzürne dich nicht über die Bösen; sei nicht neidisch über die Uebelthäter. Denn wie das Gras werden sie bald abgehauen und wie das grüne Kraut werden sie ver-

welken.“ Gestärkt begiebt er sich zu seinen Alliirten, erhebt ihren Muth, beschleunigt den Aufbruch der österreichisch-russischen Armee und ist siegesgewiss. Unterdess kommt die Nachricht vom entscheidenden Siege am 23. Juni. Den Abend verbringt er in Gebeten; den Morgen bricht er nach Paris auf. Er wohnt im Elysée Bourbon. Ins Hôtel Montchenu zieht die Krüdener. Vergebens empört sich die sündige Stadt gegen die Prophetin. Talleyrand sammelt in seinen Salons vergebens die liebenswürdigsten Frauen. Nach wie vor erscheint der Kaiser Abends bei der Krüdener und in der Ferne weint die Stourdza Thränen des Dankes, so oft sie — jetzt seltener, als vormals — einen neuen Brief der Freundin öffnet und liest: „Wie ist er gross in seiner einzigen Grösse, als Christ! Wie lehren sein Glaube, seine Milde, seine ganze Kindesseele in all seinem Leben die Merkzeichen Gottes erkennen, den er allein liebt und den Heiland. Beten, beten Sie für den Auserwählten des Herrn!“ Am 11. September, seinem Geburtstage, hält er die grosse Revüe im Felde von Vertus. Die Krüdener muss ihr auf seinen Wunsch beiwohnen. Unter Gebeten reist sie hin und zurück. In politischen Dingen freilich bleibt sie ein „Turteltäubchen an Unschuld.“ Ausser den für den Kaiser nicht unangenehmen Phrasen: „die Engländer zittern auf ihrer Insel;“ „das deutsche Reich schwankt in seinen Grundfesten,“ variirt sie unablässig nur ein Thema: „die Türken kommen.“ Es war eine alte Idee. Aus dem Mittelalter hatte die Verkündigung vom Kommen der Tataren sich auf Swedenborg vererbt und seine Jünger übertrugen die Weissagung auf die Türken. Auch an der heiligen Allianz hatte die Krüdener keinen Antheil, als dass sie unter stillen Gebeten horchte, wenn Alexander ihr von seinen Plänen erzählte, wie er, in Erinnerung der anbetenden Könige, den Kaiser von Oesterreich und den König von Preussen zu gewinnen gedenke zu einem heiligen Bunde, der Gott, dem Vater, dem Sohne und dem Geist, in Dankbarkeit Ehren bringe. Aber so wenig sie einzugreifen vermochte in den äusseren Gang der Dinge: ihr Selbstgefühl zitterte vor süsser Aufregung unter dem Schleier der Demuth. In der Stille durchkostete sie alle Macht der Erde. Denn sie war nicht eine früh eingeschlossene Nonne. Sie hatte genossen, was das Leben bietet; sie war gewandelt unter dem Regenbogenglanz, in dem die himmlischen Strahlen im Dunste der

Erde sich brechen; sie hatte gelebt und geliebt, und in der stillen Kammer fühlte sie nacherinnernd durch die Wände des Gemachs den ruhelosen Pulsschlag des Lebens draussen, das Drängen und Forschen um ihre Schwelle; sie glaubt sie zu vernehmen, alle die zahllosen Fragen der Neugierde, des Neides, der Bewunderung, und allabendlich, wenn sie die Lichter angezündet hat und zwischen ihren Strohstühlen erwartend auf und ab geht, wo kein Spiegel ihr Bild zurückwirft: da spiegelt sich in ihrem Herzen der Himmel mit seiner Seligkeit — sie fühlt sich als Auserwählte Gottes, da spiegelt sich die Erde mit allem Reize des vollsten Machtgefühls — denn der Mächtigste der Erde kniet demüthig unter der Wirkung ihres Gebetes. Sie hat das Höchste erreicht, wonach sie zu streben vermochte. Ist sie glücklich? Ist sie eingekehrt in den Frieden Gottes? Und, als nun der Kaiser von ihr scheidet und Paris verlässt, was bleibt ihr da noch auf Erden, welcher neue Reiz, welche Sorgen, welcher Beruf?

Das Schicksal blieb ihr die Antwort nicht lange schuldig. Schon in Paris waren ihr einmal die Heiligen von Rappenhof ungelegen gekommen. So hiess das Gütchen, welches sie in Würtemberg als Saatkorn des neuen Reichs für die Fontaine'schen Innerlichen angekauft hatte. In welch enger Verbindung sie selbst zu ihnen stand, haben wir gesehen. So durften Fontaine und die Seinen ungescheut zu ihr eindringen und die Kummrin hatte weissgekleidet, mit geschlossenen Augen in höchster Ekstase dem Kaiser den Willen Gottes verkündet: er habe der innerlichen Gemeinde zu Weinsberg dreihundert Gulden zu zahlen. Er hatte nichts gezahlt und die Krüdener vor diesen Leuten gewarnt. Nun, als die Rechnung auf den Kaiser fehlgeschlagen war, hatte Fontaine die Maske abgeworfen. Seine innerlichen Conventikel, denen Frauen und Mädchen beiwohnten, hatten allmählig so äusserliche Wirkung, dass die würtembergische Polizei ihn Landes verwies und Rappenhof Schulden halber confiscirte. Der Kaiser, als er davon erfuhr, war im Tiefsten verletzt; die Frau, der er geistig, unter Gebeten, sich hingegeben hatte, stand in Gemeinschaft von Leuten, welche für Zuchthausstrafen reif waren. Er liess sie das wissen. Was in ihrer Seele vorging, hat sie strenge verschlossen. Nur einige Zeilen der französischen Freundin lassen errathen, wie furchtbar sie litt. Es war der jäheste Sturz von der Höhe: angebetet,

so lange der Kaiser sie hielt, war sie nun, als er sie fallen liess, blossgegeben dem Schimpf der Menge. Erst nach wochenlangen Seelenkämpfen war sie gefasst. „Ich nehme mein Kreuz auf mich, schrieb sie, und bin glücklich in Armuth und Verfolgung. O, wie furchtbar arm kann man sein auch mit einer Kaiserkrone.“ Sie hatte das Losungswort dessen genannt, was ihr noch übrig war, auf Erden zu geniessen: Armuth und Verfolgung. Nun kehrte sie ganz zu ihren Conventikeln zurück; nun segnete sie die Verläumdung, die sie erlitt; nun hungerte sie täglich mit den Armen; nun stieg sie ganz hinab in die Mitte der Fischer und Zöllner und betete, dass die Tage bald kämen, wo sie einginge zu den Märtyrern.

Und die Tage kamen. An der badischen Grenze, gegen Basel zu, kauft sie ein Häuschen, das Hörnlein genannt; dort sammeln sich die Armen, die Aussätzigen, mit ihnen die Faullenzer, die Landstreicher. Für Alle hat sie Raum, für Alle Geld: Tausende kommen und gehen; das Wort der neuen Lehre zündet in den Gemüthern: der Friede Gottes kehrt ein in das Herz; der Unfriede der Welt in die Familien. Die Sparsamen thun ihren Kasten auf und ihre Kinder hungern, damit die Armen im Hörnlein satt werden. Junge Mädchen wallfahren, Empaytaz zu hören, und keine die ihn gehört, denkt wieder an Tanz und Scherze. Oder die Heiligen wandeln lehrend und bekehrend von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Bald wächst der Lärm; die Kirche geräth in Aufruhr, die Polizei schreit Zeter; man weist die Heiligen aus; man verstösst sie: sie schütteln den Staub von den Füssen und gehen nach Hause, ins Hörnlein. Missernten kommen ins Land; drei Monate fällt fast ununterbrochen Regen; das Korn fault auf dem Felde; der Schwarm der Hungernden drängt sich so dicht im Hörnlein, dass man im Freien schläft, isst und predigt. Einmal wird das ganze Haus zur Küche verwandelt; siebenhundert Arme lagern auf der Landstrasse und warten auf die Suppe. Der letzte Schmuck wird versetzt; das Geld aus Livland ist längst verschwunden. Aber es geschehen Wunder, wie in den Zeiten des beginnenden Heils. „Ich bin ausgewiesen,“ schreibt die Krüdener, „aus Zürich, aber ich habe geredet: das Volk umdrängte mich; Geistliche und Studenten erhoben die Stimme und riefen: Wer wagt seine Hand aufzuheben gegen diese Frau?“ Der Geist der Weissagung ist

mächtiger in ihr als je. Wie sie einst unersteigliche Höhen erstiegen ist, so heilt sie nun durch Gebet unheilbare Kranke. Mit neunzehn Broten, so erzählt sie, und etwas Hafersuppe speist sie unter Gebet neunhundert Hungrige und alle werden satt. Endlich nach den Wundern geht an die Zeit der Verfolgung. Mit Gensd'armen wird sie von Stadt zu Stadt, aus der Schweiz gebracht; mit Gensd'armen durch Würtemberg, mit Gensd'armen nach Preussen, mit Gensd'armen über die russische Grenze; aber unterwegs hält sie noch oft Reden, im blauseidenem Kleide, unter dem weissen Schleier, in lebhafter Bewegung des Auges und der Stimme, und unter Lobpreisen Gottes trifft sie aus Riga in Kosse ein.

In reichbegabten, feingesaiteten Menschen, wenn ihre Entwickelung nicht im Gleichgang begonnen und weitergeleitet, sondern öfters bald in plötzlicher Reizung beschleunigt, bald in Abspannung gehemmt war, pflegt das Leben nach dem einmal überkommenen Rythmus bis an das Grab ungleich zu pulsiren. Da ist kein ruhiger gleichmässig-tiefer Fluss; kein sicheres Bett, keine scharf geschnittene Sohle: bald geht der Strom reissend mit Schnellen und Stürzen; bald seicht, als wollte er in die Erde verrinnen und in die Atmosphäre aufgesogen werden mit seinem letzten Tropfen. So war das Leben der Krüdener, von Anbeginn bis ans Ende. Nun finden wir sie wieder, aufgescheucht aus dem letzten grossen Berufe, dem sie zu dienen meinte; verfolgt, aber nicht getödtet, wie in den ersten Zeiten des Heils; von Gensd'armen geplagt, aber nicht aufgenommen in die Reihe der Märtyrer. Einsam in wachsender Ermattung sitzt sie auf ihrem Gute, in Kosse. Zwar die Tage vergehen wie draussen, im Umgange mit Innerlichen, in Gebet und Predigt; zwar manchmal noch leuchtet das Auge der Prophetin, wenn in ihrem Hofe Esthen und Letten andächtig sich drängen, wenn sie inmitten kleiner, weissgekleideter Bauermädchen, die alle die Hände falten, niederkniet zum Gebet für Leib und Seele geliebter Wesen, oder wenn sie an den Peipussee hinausfährt, in die Dörfer der Russen, in welchen sie besondere Anlage spürt, „innerlich" zu werden. Aber immer schwächer, immer seltener kehrt solche Festfreude ein; immer matter wird das Herz; immer tiefer sinkt der Blick in die Seele. Unheimlich wird ihr, wenn sie der vergangenen Jahre denkt: „Gott, mein Gott, betet sie, hast Du

mich verlassen? Ist das Licht hingegangen über mir gen Abend?" Jetzt erst scheint sie sterben zu wollen, um zu leben. Noch einmal freilich geht dem eitlen Herzen ein schwacher Morgenschein auf. Die Griechen erheben sich. In ihrem Geist erwachen die lange vergessenen Weissagungen von den Türken. Hat sie doch noch das letzte Werk zu thun, das unversucht ist: einzugreifen mit weltlicher Wirkung in das Leben der Völker. Sie reizt sich noch einmal über die ermattete Spannkraft ihrer Seele. Sie reist nach Petersburg, sie verlangt nach dem Kaiser, sie predigt, sie verkündet Gottes Zorn: aufstehen soll die ganze Christenheit, voran der christliche Held, zum Kampf für das auserwählte Volk im Süden. Aber was hat Alexander jetzt mit ihr gemein? Er lässt sie warnen; er schreibt ihr und schilt sie freundlich; dann verbannt er sie aus der Hauptstadt. Und nun scheint die Zeit der Prophetie beendet: der vierte Act spielt aus. Zwar kehrt sie zurück nach Kosse, aber Ueberdruss überschleicht sie; der Körper erkrankt. Eine Gesinnungsfreundin, die Fürstin Golitzyn, führt schweizer Fromme zur Ansiedlung in die Krim und bittet sie, mit ihr zu reisen. Sie bricht auf, so ermattet, dass sie die beschwerliche Landreise nicht zu ertragen vermag: auf Barken geht die Reise langsam die Wolga stromab dem neuen Lande entgegen.

Sammeln wir uns vor dem letzten Acte, dem kürzesten, aber entscheidenden. Ein Leben ist vor uns abgespielt. Wir sind ihm gefolgt durch anscheinend entgegengesetzte Entwickelungsreihen. Ein Menschenherz ist uns erschlossen worden, nicht arm an Gaben, reich an Widersprüchen; voll Verlangen nach Liebe, ohne Vermögen zu lieben; voll himmlischen Mitleids, aber ohne die Krone herzlicher Selbstentsagung; nicht ohne Sehnsucht nach Wahrheit, aber von falschen Zielen irregeführt, endlos zurückverfallen in die Tiefen der Täuschung. Es ist von erschütterndem Eindruck, in dieser Weibesseele lange zu lesen. Von ihren Briefen ist so viel erhalten, dass wir in jede Falte zu blicken vermögen; kein Schleier hilft, keine künstliche oder krampfhafte Windung: das Verborgenste spricht sich aus, unendlich klarer als sich in Kürze aufdecken lässt. Denn dieser Fehler haftet allen gedrängten Lebensbildern an, dass das Gute und Grosse übermenschlich, das Schwache und Sündliche nicht ohne Verzerrung erscheint. Und der Fehler verdoppelt sich, wenn in flüchtigen Zügen aufgedeckt

werden die Seelengeheimnisse einer Frau: Vielen ist es eine Enttäuschung, wie im Tempel zu Sais. Allein, fragen wir uns ernster: es war doch nicht die Frau, die uns anzog. Wäre sie vereinsamt gestanden, eine Anomalie, eine reizende oder unselige Erscheinung, die flüchtig in nichts verginge, sie hätte uns so lange nicht beschäftigt. Ihre tiefere Bedeutung wird erfasst, wenn wir sie verfolgen in der geheimen Verkettung der Seelenfäden, mit welchen sie geknüpft ist rückwärts an die Entwickelung des vorigen Jahrhunderts, — welche nach vorne übergehen in dieses Jahrhundert und sich immer feiner, aber verwebt wie ein Spinngewebe, herüberziehen in die Gegenwart. In diesem Zusammenhange erscheint uns das Leben der Krüdener, so weiblich es sich im persönlich Kleinen bewegt, als ein Theil der Geschichte selbst. In diesem Sinne sammelt sich in ihr, was von den beiden Polen her, von oben und unten, vom Himmel und von der Erde, in aller Gegensetzung das Herz bewegt und, wollten wir kurz die Summe dieses Lebens zusammenfassen: es ist die Offenbarung der Selbstsucht des Herzens; es ist zugleich der Kampf, so lange noch ein Tropfen frischen Blutes in den Adern rinnt, der Kampf, in welchem das Gesetz des natürlichen Lebens sich empört gegen das Gesetz der Wiedergeburt, und erst in diesem Kampfe wächst die Sünde zur vollen Grösse, zur Heuchelei und zur Täuschung. Wann kommt der Friede?

Im Herbst 1824 langte die Karawane der Frommen in Karassu-Bazar an; man richtete sich friedlich ein; die sechszigjährige Frau wird gepflegt von Allen, welche sie lieben; aber ehe der Winter kommt, verfällt sie in heftiges Brustleiden und qualvoll frisst ein Krebs an ihrem Innern. Vergebens alle Kur, alle Linderung vergebens. Keine Aussenwelt stört den Frieden, wenn er nun kommt, auch keine selbst geschaffene der Einbildung. Nichts ist geblieben, als die Gewissheit des Todes: die Phantasie stirbt; die Seele kehrt einzig in sich ein. Nun ist der Friede gekommen; nun ist die Wiedergeburt ohne Kampf; denn was kämpfen konnte, hat ausgekämpft; einst sollte der Geist sterben, um zu leben: nun ist der Leib todt, da er noch lebt. Nun wird geopfert, was des Opfers kaum werth ist. Nun wird ins Gericht gegeben, was längst gerichtet ist. Das ist auch eine Wissenschaft der Wiedergeburt. — Das Zimmer der Kranken ging auf die Strasse; vor dem Fenster

standen hohe Bäume. Es gab noch schöne Tage im December. Dann liess sie das Fenster öffnen und sah in die untergehende Sonne. „Liebt, liebt," sagte sie oft, „Gott giebt sich ohne Gebet, ohne Opfer, ohne Lockung denen, die lieben. In der Liebe vergehen die Sünden wie ein Strohhalm in der Glut des Feuers." Es war der letzte Schrei der Erinnerung an das verlorene Eden. Sonst war sie umdüstert von Bussgedanken; sie beichtete ihre Sünden, ihre Täuschungen: „O, wie hasse ich mich, rief sie aus, wie verachte ich meinen Leib und meine Seele. Wo ich einst Gottes Stimme zu hören mich vermass, da war es Wahnwitz und frevelnde Eingebung des eignen Stolzes. Nun habe ich nichts als seine Barmherzigkeit. Der Herr erbarme sich meiner!" So kam der Friede erst, da es keinen Preis mehr gab des Kampfes.

Täglich wird sie schwächer. Am 24. December sind ihre Worte kaum vernehmbar; sie vermag nicht mehr die Hände zu heben. Als der Name der Dreieinigkeit genannt wird, verlangt nur noch der Blick nach dem Zeichen des Kreuzes. Um zwölf Uhr mit der beginnenden Weihnacht stirbt sie und die Leiche setzt man in dem Gewölbe der armenischen Kirche bei, um sie nachmals hinüberzubetten in den griechischen Kirchhof der Fürstin Golitzyn.

Walter von Plettenberg. *)

Einundvierzig Jahre lang hat Plettenberg die Würde des Herrmeisteramtes getragen — und diese Zeit schliesst eine Reihe so tiefeingreifender Phasen in sich, dass es unmöglich wird, sie anders zusammenzufassen, als an dem Punkte, wo sich alle begegnen, um sich gemeinsam zu gipfeln. Eine solche Culminationsphase will ich herausheben aus dem langjährigen Wirken des Mannes, dessen Natur und Charakter am prägnantesten eben dort hervortreten werden.

Nicht in der Laufbahn des Kriegshelden suche ich diese Phase. Zwar ist er am weitesten als Russensieger bekannt. Wie er die feindlichen Heere in zwei Jahren zweimal schlug: die sagenbildende Phantasie hat mit Vorliebe dieses Stoffes sich bemächtigt. Man sieht ihn mit seiner kleinen Schaar unerschrocken ausziehen; während draussen die Russen sich sammeln, betet er in der Kapelle bei Maholm, dann bricht er auf und wirft sich unter die Feinde. Vom Morgen bis spät in den Abend währt der Kampf. Tagelang fliessen auf der Wahlstatt die Bäche von Blut geröthet. Das Jahr darauf steht er auf russischem Boden; noch kleiner ist das Häuflein der Seinen; todmüde kämpfen sie zuletzt auf den Knieen und siegen. Da ist der Trotz des Grossfürsten von Moskau gebrochen; er selber — es ist unerhört — sendet um Frieden; Alles, was der Sieger vorschreibt, beschwört er: so erkämpft der Meister seinem Lande ehrenvolle Ruhe auf funfzig Jahre und löst seine Gelübde.

*) Zuerst im Druck erschienen im 2. Jahrgang. Band III. Heft 5 der Baltischen Monatsschrift, 1861. S. 427—449. Auch: Aus baltischer Geistesarbeit. Reden und Aufsätze. IV. Riga. Verlag von Jonck u. Poliewsky. 1908. S. 209—237.

Was Wunder, wenn der Ruhm des Kriegers die Verdienste des Staatsmannes verdunkelt, wenn der Glanz jener Jahre die folgende Zeit — ein volles Menschenalter — überstrahlt und nur halbverstandene Merkmale einer auch nachmals ereignissreichen Zeit Kunde gegeben, dass Plettenberg auch nachmals im Lande gewaltet.

Es ist das Amt der Geschichte, von ihren Grössen die Unbill der Sage abzuwehren, die Wirklichkeit einzusetzen in die Herrschaft, welche ihr zukommt. Es wird meine Aufgabe sein, aus dem Schimmer trügerischer Einbildung die Gestalt Plettenbergs hervortreten zu lassen in ungekünstelter Würde.

Ihm war es nicht gegönnt, erdrückende Aufgaben spielend zu lösen: nicht für glückliche Zeiten war er geboren. Mitten im Jammer seines Geschlechts rang er den schweren Kampf, wo Alles den Einsturz drohte, unerschüttert aufrechtzustehen; nicht zu verzweifeln, wo alles Ringen fruchtlos erschien. Die bittere Weihe zu diesem Geschicke hat er frühe empfangen. Von wenig Getreuen gefolgt, in der Mitte gemietheter Knechte musste er den bittern Streit der Minderheit gegen erdrückende Ueberzahl kämpfen. Nicht hat er — wie die Sage meldet — bei Maholm geschlagen; nicht in jener Kapelle gebetet; nicht sind die Bäche tagelang geröthet geflossen; nicht haben seine Ritter das Unmögliche vollbracht: auf Knieen zu kämpfen; nicht hat der Grossfürst um Frieden gebeten; nicht hat er den Frieden in Ehren bewilligt und nicht auf funfzig Jahre. Es wären ebensoviele Wunder gewesen und um ebensoviele Wunder Plettenberg ärmer an wahrer Grösse. Zwar beide Male hat er gesiegt, beide Male sind die Russen gewichen. Allein unfruchtbar blieben auch die glänzendsten Siege. Man sehe Livland und Russland im Kampfe: die kleine Colonie, im Rücken das Meer, zweideutige Nachbarn an den Flanken, an Hilfsmitteln arm, an Männern nur zu leicht erschöpfbar, den unermesslichen Gegner mit unerschöpflichen Horden im Antlitz. Für tausend Erschlagene brachte das nächste Jahr zehntausend ins Feld, das dritte zehnmal zehntausend. War Pleskow verwüstet, so warfen Twer und Moskau ihre Schaaren vor und vom Dniepr bis zur Wolga ritten wie verheerende Wolkenbrüche die Tartaren heran. Unsterblichen Ruhm hatte der Held sich erstritten und doch keinen Frieden. Als Gnadengeschenk hat er ihn sich von den Polen müssen erbetteln lassen und, während

diese, an allen Enden geschlagen, mit dem Zaren selber verhandeln, werden die Boten des Russensiegers verächtlich nach Pleskow und Nowgorod verwiesen, mit den zarischen Statthaltern um Frieden zu dingen, verhängnissvolle Bedingungen einzugehen und unter barbarischem Hohn kaum ihr Leben nach Hause zu retten. Nicht einen Frieden, nicht funfzig Jahre der Ruhe: nur einen Stillstand, nur sechs Jahre der Ungewissheit bringen sie heim und die Aussicht auf blutigere Fehden.

In jenen Russenkämpfen scheint dem Helden zum voraus die Summe seines Lebens gezogen: siegen und nicht des Sieges geniessen. Nicht wie von Wundern gekrönt, nicht in der Fülle heroischen Selbstgefühls tritt er sein Amt an, des Landes zu walten: unter schweren Sorgen geht ihm die Zukunft auf, unter Gefahren von aussen und gefährlicherer Feindschaft im Lande.

Mit Mischung von Bewunderung und Unmuth begleitet der gemeine Beobachter den Helden auf seiner Laufbahn und sieht ihn langsam und kraftvoll die Brandung der Zeit zwar durchschreiten, durch Nichts bewegt, aber Nichts bewegend. So ist der erste Eindruck des Mannes.

Von Jahr zu Jahr wachsen die Gefahren: von Jahr zu Jahr seine nieerschütterte Ruhe. Man sehnt sich, endlich ihn hineingerissen zu sehen in eine gewaltige Katastrophe, zu wilder Kraftanstrengung, zum Selbstvergessen seiner gemessenen Weisheit. Ueberall sucht er Frieden. So oft der innere Hader sich erneut: so oft hält er ihn nieder; so oft er ihn niedergehalten: so oft erneut sich der alte Hader. Ueber zwanzig Jahre sind so vergangen, seit er die Russen geschlagen; die halbe Welt ist aus den Angeln; eine andere Zeit ist angegangen in den Herzen und in den Gemeinen; Alles strebt einer tiefen Erneuerung entgegen; die alte livländische Conföderation wird erschüttert in ihren Grundfesten — dennoch bleibt sie unverändert und unverändert in ihr der weise, alternde Meister.

Im livländischen Staatenbunde waren von frühe zwei Stellungen scharf ausgeprägt und gegen einander gemessen. Die Bischöfe bilden gleichsam den Chor des Drama; zwar mischen sie sich gelegentlich in den Streit der Helden; auch haben sie ihren häuslichen Hader: im Vordergrund der Bühne, in ununterbrochener Action erscheinen nur Erzbischof und Herrmeister, selten in freundlicher Begegnung, nicht selten in offenem Kampfe, ihnen zur Seite der Chor, bereit dem Sieger die Palme zu reichen.

Das fünfzehnte Jahrhundert ist erfüllt von blutigen Greueln dieses Hasses. Als mit dem Anfang des sechszehnten neben dem männlich-jugendlichen Plettenberg der alte Erzbischof Michael auf den russischen Schlachtfeldern ausliegt, da ist nach langer Zeit die erste Pause eingetreten in der erbitterten Fehde; auf lange Zeit ist es zugleich die letzte. Nur einmal wieder, nach einem halben Jahrhundert, stehen Erzbischof und Herrmeister eines Sinnes neben einander; zum letzten Male, ehe beide Titel erlöschen, reichen sie sich die Hände, um — gemeinsam das Vaterland zu verkaufen. Zwischen diesen beiden Pausen, zwischen 1509 und 1557, in einer Periode von vierzig Jahren, steigert sich die letzte Phase des jahrhundertalten Kampfes zur vollen Spannung einer Katastrophe und, als sie vorüber, fällt die gesammte livländische Conföderation über den Haufen.

Man würde es vergebens leugnen wollen: sie war nicht für die Ewigkeit gegründet. Seit Jahrzehnten mehrten sich die Anzeichen, dass ihr nur eine Wahl blieb: sich umzugestalten oder zu fallen. Der Dualismus, der sie zerspaltete, hatte keine Lebenskraft mehr. In welche Einheit er sich anschicken mochte sich umzugestalten, das war die Frage.

Oft im Kampfe historisch begründeter Mächte wird der Eintritt der äussersten Spannung beschleunigt durch ein Moment, welches die Existenz beider in Frage stellt oder beide zur Umwandlung drängt inmitten so bedenklicher Krisen, dass keine sie anzutreten wagt im Angesichte der andern, dass beide vor der letzten Entscheidung alle Kräfte anspannen, jede um die andere zu vernichten, ehe sie den gefährlichen Process der Wandlung an sich vollzieht.

Ein solches Moment tritt mit dem Ausgang des ersten Viertels des sechszehnten Jahrhunderts ein; es erschüttert und wandelt den halben Erdtheil und einschneidend ergreift es auch diesen entlegensten Posten deutscher Cultur: es ist die Reformation.

Aus Anfängen entwickelt, welche schon mehrmals die Ruhe Europas in Frage gestellt, um sich auf kurze Zeit, zurückgezogen aus dem Lärm der Geschichte, in der Tiefe eines deutschen Herzens zu weltüberwindender Wiedergeburt vorzubereiten, — so hatte sich das Princip der Reformation unmerklich zur vollen Wirkung einer Revolution gesteigert. Mit seinem himmlischen Pole wies es auf Selbstentäusserung, mit seinem irdischen auf Selbstsucht und als seine nächste Aufgabe erschien die Ent-

fesselung der Gewissen und der Triumph des Einzelnen über jede traditionelle Gemeinschaft.

In Livland war Alles auf Traditionen begründet. Die Stifter ruhten auf dem Begriff der Kirche und des canonischen Rechtes; der Orden auf dem Gelübde des Gehorsams, der Armuth, der Keuschheit: auf seinem Banner führte er das Bild der Gottesmutter; im Namen Mariae waren ihm Ehre und Existenz besiegelt. Mit allen diesen Mächten und Traditionen brach die Reformation. An die Stelle des Gehorsams setzte sie das Gewissen; an die Stelle der Armuth die Säcularisation der Güter; an die Stelle der Keuschheit die Ehe; das Bild der Gottesmutter löschte sie aus; die heiligen Banner zerriss sie: ihr galten nur Gelübde, wie jeder Tag sie neu formte. Ihre Heere waren gemischt aus Gläubigen und Räubern. Sie hatte den Himmel verhiessen und zugleich die Erde. Nur wenig Auserwählten war ihre Weihe erschlossen; halbverstandenen Sprüchen entnahm die Menge nur das Gemeine, das ihr verwandt war.

Wie überall, so ging auch hier im Lande die Saat der neuen Lehre am frühsten in den Städten auf: der Begriff bürgerlicher Freiheit, bürgerlich-starrsinniger Selbstsucht fand an dem irdischen Principe der Reformation ein innig verwandtes Moment; doch war auch der Adel bereits ergriffen von der Bewegung und unaufhaltsam von unten her schien sich die Auflösung der livländischen Conföderation anzukündigen, denn nicht lange mehr hätten die Herren vermocht, wider die Strömung anzukämpfen: sie mussten ihr folgen oder untergehen.

In dieser Welt alter und neuer Gegensätze standen sich Erzbischof und Herrmeister gegenüber, jeder wie gebannt auf den Platz, welchen er einnahm, denn jede Bewegung war gefährlich. Warf der Orden Mantel und Kreuz ab und zerriss seine Gelübde, so sammelte der Erzbischof Alles, was im Lande noch Interesse hatte am katholischen Systeme, und zerschlug mit Aufbietung der letzten Kraft des alten Princips die Neophyten des neuen zu widerstandslosen Atomen. Hielt wieder der Orden fest an der Basis, auf welcher seine Existenz seit Jahrhunderten ruhte, und wagte der Erzbischof sein Stift zu säcularisiren, so drohte d i e s e m der vernichtende Schlag. Es war begreiflich, wenn Beide einander zunächst auf dem alten Boden, lieber mit alten, schartigen Waffen, als mit neuen, nicht erprobten, den Kampf auf Leben und Tod ansagten. Und verschieden, wie

die Waffen, waren die Bedingungen des Kampfes. Der Sieg des Ordens vermochte in grosser Gunst der Verhältnisse vielleicht einen einheitlichen Staat zu consolidiren; die Säcularisation des Erzstifts bedeutete in jedem Falle ersatzlosen Untergang der Conföderation. Dem Orden hätten sich seine Gegner am Ende versöhnt, nie dem Erzbischof des Erzbischofs Feinde. Fand der Orden im Lande unstreitig grösseren Anhang, so war es nur eine Folge, wenn der Erzbischof seine Stärke ausserhalb Landes suchte.

Drei Wege standen ihm offen. Er rief Landsknechte ins Land, um mit dem Nebenbuhler dereinst offene Schlacht zu schlagen. Allein ehe die Gelegenheit kam, war sein Schatz erschöpft. Es blieben zwei Mittel. In alter Zeit hatten die Parteien selten gezaudert, die heidnischen Litauer aufzurufen; wie hätte der Erzbischof sich bedacht mit dem christlich-katholischen Polen? Selbst mit dem Moskowiter entschlossen, es zu versuchen. Schlug dieses Mittel fehl, so gab es ein drittes. Er war im Rechte, sich einen Coadjutor zu nehmen, einen Adjuncten, der ihm dann folgte. Und wenn er nun, um der Uebermacht des Ordens zu begegnen, den Verwandten eines auswärtigen Fürstenhauses erkor und sich so den mächtigsten Beistand sicherte? Gegen die anderen Anschläge stand der Orden gerüstet. Den Zuzug neuer Knechte mochte er mit Gewalt wehren; die Unterhandlung mit fremden Mächten als Landesverrath offen bekämpfen; gegen die rechtlich gesicherten Wahlhändel im Erzstift fand er sich wehrlos und, schritt er endlich, die offene Wirkung der sicher angelegten Intrigue mit Waffen niederzuhalten, wie leicht dann war er verspätet, wenn nun der neue Coadjutor, ein deutscher Fürst, sicher der Mittel seines Hauses, der Verbindungen im Reiche, des Beifalls seiner Reformgenossen, das geistliche Stift in weltlichen Erbbesitz zu wandeln unternahm.

Und allen drei Anschlägen sollte Plettenberg berufen werden zu begegnen.

Zu jener Zeit, als er der Obergewalt unstreitig näher stand, als irgend zuvor, erzählte man sich, die Knechte des Erzbischofs hätten verlauten lassen, es wären der schwarzen Häupter wol so viele, als der rothen. Die schwarzen waren die Landsknechte: so nannten sie sich selber.

Bedenklicher war doch die Beziehung des Erzbischofs zum

Erbfeind des Landes. Es war die Zeit, da er zu seinem Erzstift das Bisthum Dorpat gewonnen. Die Grenze seines Gebiets lief, nur wenig durch Ordenslandschaften unterbrochen, längs den Grenzen von Polozk und Pleskow. Nie war die Gelegenheit günstiger für ein verrätherisches Bündniss. Man stand im Jahre 1525, als von Moskau und Litauen drohende Gerüchte kamen: der Zar habe gute Botschaft erhalten; mit Livland sei ihm ein grosses Glück vorhanden; vermittelst des Erzbischofs werde ihm das Land bald zu Gebote stehen. Zu Neuhausen an der äussersten Grenze, dort, wo aus dem Dörptischen die grosse Strasse nach Pleskow führte, hatte der Erzbischof vom Zaren Botschaft empfangen. Niemand war zugegen, als er die Gesandten anhörte; man warnte ihn, dem Argwohn nicht Raum zu geben; er wies die Warnenden mit Hohn ab: wider alles Herkommen verhandelte er heimlich.

Bald war das Land in Bewegung; die Unsicherheit der Kunde steigerte ihren Eindruck; man meinte sich von Verrath bereits umzingelt.

Keinem aber griff die Gefahr tiefer ans Leben, als dem Orden; Keinem näher ans Herz, als dem Meister. Hatte er darum die Russen in blutigen Schlachten besiegt und trotz seiner Siege einen kaum würdigen Stillstand geduldet, darum mit unermüdlicher Geduld den Stillstand in vierzehnjährigen und abermals in zehnjährigen Frieden zu wandeln gewusst, nur um Musse zu gewinnen zur inneren Sammlung, um, wenn einmal die Lage unerträglich geworden, in voller Rüstung dem Erbfeind und jedem Feind der livländischen Conföderation entgegentreten zu können; hatte er darum in selbstverleugnender Weisheit den Frieden nach innen gehegt, inmitten kaum mehr erträglichen Parteihaders die Stellung eines Vermittlers unerschütterlich ertragen und behauptet, darum sich seinen Feinden daheim gemässigt gezeigt im Uebergewicht seiner Waffen, um nun jede Frucht der Mässigung durch Verrath einzubüssen, und das Land verloren zu sehen in Folge derselben Politik, welche es zu retten war berechnet gewesen.

Zu Lätare des Jahres 1526 berief er die Stände des Landes: sie sollten berathen, wie das Land zu Frieden und Einigkeit möge gebracht werden. Ob seine Pläne weiter griffen, wusste Niemand zu sagen. Fest steht: das Land dachte an andere Abrechnung mit seinen Feinden. Noch ehe die Stände sich

begegneten, erklärten die Gesandten aus Lübeck, die Städte der Hansa hätten mit Freuden vernommen, man hätte im Sinne, dass der hochwürdige Herr Meister der alleinige Herr des ganzen Landes zu Livland würde; sie hatten den Auftrag, ihm in Allem Gefallen, Hilfe und Trotz zu willfahren. Unter solchen Fernsichten eröffnete zu Wolmar der denkwürdige Ständetag des Jahres 1526.

Es hätte der Natur der Dinge, den Traditionen der Parteien widersprochen, wenn alle Stände mit denselben Ansichten und Wünschen erschienen wären. Vielmehr fehlte es auch jetzt nicht an Merkmalen mehrfacher Spaltung. Allein von keinem andern Tage weiss die Geschichte zu erzählen, auf welchem die Parteien zwischen Memel und Narwa so nahe zu einander getreten, von keinem, auf welchem an der Einstimmigkeit am Ende nichts fehlte, als ein milde geübter Zwang.

Am weitesten vornan standen die Vertreter von Riga. Diese Stadt hatte die Herrschaft des Erzbischofs am unmittelbarsten erfahren; in ihr war die neue Lehre am frühsten aufgegangen; ihre bürgerliche Derbheit ertrug am wenigsten den weitschweifigen Druck verwickelter Traditionen. Dass einmal auch Plettenberg sie gedemüthigt, dass er sie gezwungen, das Ordensschloss, seit Jahrhunderten eine Art Zwingburg hart an ihren Mauern, selbst wieder aufzubauen, Alles hatte sie verschmerzt; die Politik des Ueberwinders hatte sie versöhnt; sie begegnete sich mit seiner ernsten Männlichkeit im Abscheu des erzbischöflichen Regiments.

Minder entschieden war die Politik Revals. Der Gefahr eines Angriffs der Nachbarn am weitesten abgelegen, in alter Spannung mit dem Adel der Landschaft, fühlte es nur wenig das Bedürfniss politischer Neuerung: doch war es durch nichts dem Interesse des Erzbischofs verbunden: es war geneigt, dem Schwerpunkt der Stände zu folgen.

Lebhaft war Dorpat betheiligt, vornehmlich seit der Erzbischof als Bischof über der Stadt sass. Um Alles hätte es die Zwingherrschaft des Domes abwerfen mögen, gegen den keine Mauern schützten, von dem man, wie heute, unmittelbar auf die Strassen herabstieg. Eben diese gefährliche Nähe jedoch schreckte die Stadt vor entschiedener Politik. Sagten die Bürger dem Bischof auf, ehe der Orden den Dom bezwungen, so fühlten sie sich Nachts in ihren Häusern nicht sicher. Sie

schwankten und wagten nicht, offen einzutreten für das, was sie ungeduldig ersehnten.

In der Gruppe der Unentschiedenen stand auch die Ritterschaft von Dorpat. Es war ihre alte Politik, erst im letzten Augenblicke von ihren Gelübden abzufallen: im Geheimen machte sie sich auf Alles gefasst.

Nicht minder unklar waren die Tendenzen der Edlen von Kurland, den Mannen der Wieck und auf Oesel; sie fühlten sich nicht nahe genug berührt, um sich lebhaft ins Feld zu schlagen; doch waren auch sie bereit, der Entscheidung der Mehrheit zu folgen, sofern ihre Interessen und Privilegien nicht litten. Unter einem Herrn, wie Plettenberg, hatten sie das nicht zu besorgen.

Im Ganzen liess sich voraussehen: die Gruppen der Schwankenden hätten sich rasch nach dem Uebergewicht der Thatkräftigen geneigt, sobald von entscheidender Stelle gesorgt war, dem Schwanken ein Ende zu setzen.

Wie Riga unter den Städten, so hätten unter den Ritterschaften die von Harrien und Wirland den Ausschlag gegeben. Wie dort das bürgerliche Leben, so hatte sich hier der Geist adliger Corporation unstreitig am kräftigsten entfaltet. Wie jene erste unter den Städten, so hatte auch diese Landschaft entschieden Stellung genommen. Die harrisch-wirischen Ritter schreckten vor keinem Mittel; ungescheut sprachen sie aus, die Ritter in Erzstift und Dorpat würden sich dahin bringen lassen, den Erzbischof heimlich aus dem Wege zu räumen; dann sollten sie vereint mit dem Meister seine Schlösser besetzen: so gestellt könnte man der weiteren Entwicklung der Dinge entgegensehen und vorläufig nicht dulden, dass ein neuer Bischof gekoren würde. Den Städten erschien dieser Anschlag freilich zu kühn; auch zweifelten sie, dass sich die erzstiftische Ritterschaft dazu verstände. Es kennzeichnet aber die Stellung der Harrisch-Wirischen, dass man einem ihrer Vorredner, dem edlen Robert Stael, so heftig er sich der Beschuldigung erwehrte, allgemein den Fluch zuschrieb: wenn der Erzbischof käme, sich zu rechtfertigen, ob er nun Recht oder Unrecht habe, lebendig solle er von diesem Tage nicht wegkommen.

Kein Wunder, dass der Erzbischof sich dreimal besann, in den Kreis seiner Feinde zu treten. Lange schien er zu schwanken; vergebens hatte er sicheres Geleite verlangt, vergebens sich her-

gegeben, durch seine Verordneten Rede und Antwort zu stehen: die Stände drangen darauf, dass er persönlich, ungeleitet, erscheine. Mit den Seinen lag er in der Nähe, umgeben wol auch von schwarzen Häuptern und entschlossen, so die Gelegenheit sich böte, einen Handstreich zu wagen. Von Wolmar aus beobachtete man seine Bewegungen. Endlich zog er heran; das Gerücht verbreitete sich, er komme, Rede zu stehen; die Meldung ging ein, bereits habe sich ein Theil seines Hofgesindes über die Aa setzen lassen; plötzlich wandte er mit allem Gesinde und ging zurück nach Ronneburg. Er liess verbreiten, sein Leben wäre bedroht gewesen, wenn er vorwärts gegangen.

Dies war der entscheidende Augenblick. Die Exaltirten sahen alle Erwartung übertroffen; die Schwankenden konnten nun länger nicht zögern; es lag zu Tage: der Erzbischof, indem er sich ausser der Conföderation stellte, stellte sich gegen sie. Selbst seine Freunde wagten nicht, ihn länger zu halten. Wenigstens die erzstiftische Ritterschaft hatte versucht, einzustehen für ihn. Sie hatte sich lebhaft um sicheres Geleite beworben; sie hatte erklärt, von ihrem Herrn abfallen, ginge wider ihre Ehre. Sie hatte sich Vollmacht von ihm verschafft, ihn fast wider seinen Willen vertreten und Alles friedlicher Beilegung entgegenzuführen versucht. Der Bürgermeister von Riga hatte eingewandt, man wäre nicht versammelt, um friedlich zu handeln: schon viel geringerer Sache wegen hätte man vormals vom Leben zum Tode an Galgen und Rad verurtheilt. Die erzstiftische Ritterschaft hatte die Verweigerung des Geleites als Kränkung ihrer eigenen Privilegien empfunden. Die Harrisch-Wirischen erwiderten, es ginge gegen keines Herrn der Lande Privilegien, dem Landtage zu Recht zu stehen. Vergebens hatten sich dann die Erzstiftischen bemüht, den Widerstand des Erzbischofs zu brechen und ihn selber auf den Landtag zu ziehen. Wir sahen, wie er mitten im Anzuge wandte. Wer ihm nun noch anhing, wollte offenbar Bürgerkrieg und war Verräther am Lande. So hartnäckig seine Ritterschaft eingestanden für ihn, weiter wagten sie sich nicht zu trennen aus der Gemeinschaft der politischen Verwandten: sie fühlte ihren Widerstand gebrochen: sie gab dem Drängen der Entschiedenen nach, sie verhiess, nun endlich dem Erzbischof aufsagen, den Meister als Herrn annehmen zu wollen.

Man nahm sie dann in Pflicht, das Erzstift in guter Obacht zu haben.

Weiter konnten die Stände nicht gehen; sie hatten den letzten Schritt gethan; einstimmig — so darf man die Lage prägnant bezeichnen — riefen sie den Meister zum alleinigen Herrn der Lande aus oder, wenn sie es noch nicht förmlich protocollirt und beschlossen, so bedurfte es unzweifelhaft nur eines Winkes von ihm und das Votum war gesprochen.

Es kam nun Alles darauf an, ob Plettenberg seiner Stellung gewachsen, ob er es verstand, nicht etwa das Glück zu zwingen, denn ungezwungen schien es sich ihm zu Füssen zu legen, — nur ob er verstand, sein und seines Landes Geschick zu begreifen und zu vollziehen.

Als im Verlaufe der Handlung die Bürgermeister von Riga und Reval zu ihm gegangen waren, Bericht zu erstatten und wieder unter die Versammelten traten, vermochten sie nichts zu melden, als dass sie seiner fürstlichen Gnaden eigentliche Meinung nicht vermerken können. Sie hatten ihn beschworen, die Stadt Dorpat anzunehmen: die drei Städte wollten nur einen Herrn haben. Er antwortete, die Stadt anzunehmen, wäre er nicht geneigt, ehe sie sich deshalb mit Ritterschaft und Capitel geeinigt. Mit dem Capitel, dessen Interessen in dieser Frage die Interessen auch des Erzbischofs waren. Er erinnerte die Drängenden, wenn er anders handle, hülfe er Stand gegen Stand schirmen und das müsste wieder zu Aufruhr und Unlust im Lande gereichen. Er mahnte, sich nicht zu weit vorzuwagen mit Entwürfen. Nur einen Wunsch äusserte er lebhaft: die Grenzschlösser besetzen zu dürfen; gegen Gefahr von aussen und gegen Verrath wollte er das Land geschirmt sehen. Er hätte sich der Sachen nicht unterwunden, erklärte er bei einer anderen Beredung, sondern Alles der Bestimmung der Stände überlassen.

Der Bestimmung der Stände! Nun hatten sie bestimmt. Einstimmig fast begehrten sie ihn zum Herrn. Es gab da keine Widerstrebenden. Nur ein gelinder Zwang noch musste geübt, nur etwa den furchtsamen Bürgern von Dorpat Schutz und Schirm gewährt, nur jeder Stand bei seinen Privilegien erhalten werden und Alle waren gewonnen. Nur ergriffen zu werden brauchte die Palme, welche ihm Alle, die Einen mit drängender Hast, die Andern noch etwas zögernd, darboten.

Freilich war man gewohnt, ihn nicht geneigt zu finden zu gar raschen Entschlüssen. Ueber Alles gingen ihm Ruhe und Einigkeit im Lande.

Aber nun! Nie war er in solcher Lage gewesen! Nie — hätte er auch die Kraft der Eigenbewegung verloren — nie hatte er sich so hoch gehoben gesehen; nie so weitüberschauend mit leichtem Griffe die Geschicke des Landes in seine Hand zu fassen vermocht. Es war ihm Alles geboten, ob er auch nichts gesucht. Und dennoch er zauderte. So fehlte ihm jeder Nerv selbst zu der letzten, leichtesten Entscheidung! Würdig und massvoll war er immer gewesen; gerecht mochte er auch jetzt noch heissen; allein wie anders träumt man vom Helden, der zweimal die Russen geschlagen.

Rathlos — so scheint es — und thatlos verliefen die Stände von Wolmar. Mit welchen Entwürfen waren sie gekommen; mit welchen Früchten kehrten sie heim! Was hatten die frommen Wünsche der Gesandten von Lübeck gefruchtet! Noch über einige Fragen des russischen Handels entschieden die Städte, noch über den Titel, welcher der löblichen Stadt Lübeck gebühre; noch ward erwogen und beschlossen, dieweil die drei Städte wol wüssten, was von den gottlosen Bischöfen zu halten, dass man ihnen ferner nicht schreiben solle: dem Ehrwürdigen in Gott Vater, sondern: dem ehrwürdigen Herrn, Herrn N. N. — Dann hatten die Rathssendeboten in der Ehrsamen von Riga Herberge mit einander die Frühkost gegessen und waren von einander geschieden. Mit dieser Farce endete das grosse Drama.

Was nachfolgt, gehört kaum mehr in den Rahmen unserer Betrachtung. Zwar der Weisheit des Meisters finden wir noch ein ehrendes Denkmal gesetzt. Am 15. Juni — nur wenig Monate nach der Beredung zu Wolmar — schliessen die Herren und Stände einen Bund, ihn anerkennen zu wollen als Schirmherrn. Es ist doch etwas anderes, als man damals ersehnte. Nicht nur zu schirmen: zu herrschen — so scheint es — war er berufen; nicht über den Andern in Zeiten der Gefahr: in allen Zeiten alleiniger Herr hatte er sein sollen. Zwar ein anderes Wunder ist geschehen. Der Erzbischof, der nicht verschmäht, mit dem Russen zu handeln; der Erzbischof, welchen die Harrisch-Wirischen von seiner Ritterschaft heimlich umbringen zu lassen gedacht, der nicht gewagt, unter den Ständen

zu erscheinen, weil man gedroht, er habe Recht oder Unrecht, lebendig solle er nicht wegkommen: der Erzbischof selbst hat sein Siegel unter den Bundbrief gehängt; auch er schwört, den Meister halten zu wollen als Schirmherrn, und fester als je auf dem alten Grunde scheint die livländische Conföderation erneuert.

Allein es ist eben ein Schein, der rasch verfliegt. Als sollte die höchste politische Weisheit, ungepaart mit politischer Kraft, nur trügerische Nebelbilder des Lebens heraufzuschwören vermögen, ehe ein lange zuvor angekündigter Tod unabwendbar hereinbricht, so ändert sich — und Plettenberg war die trübste Erfahrung nicht erspart — allmälig die politische Scene. Der Erzbischof verlässt das Land, um gegen den verhassten Schirmherrn den Kaiser anzurufen; auf der Reise — in Spanien — stirbt er. Vergebens richten die Herren und Stände ein neues Bündniss auf, nicht dulden zu wollen, dass in eines der Stifter ein fremder Fürst berufen werde. Der fremde Fürst wird berufen. Der Markgraf Wilhelm von Brandenburg, ein Bruder jenes Albert von Preussen, der Orden und Land an Polen verkauft hat, erwirbt sich die Anwartschaft auf das Erzbisthum Riga. Einen Augenblick scheinen die Stände entschlossen, ihn hinauszuwerfen zum Lande; dann lässt er sich, anerkannt, nieder in ihrer Mitte und wartet, bis seine Stunde gekommen. Seitdem vollzieht sich ohne Unterbrechung das livländische Verhängniss. Die dritte, die letzte Phase im Kampfe der Gewalten ist angebrochen. Vergebens hat Plettenberg sich gesträubt; bereits fühlt er die Last des Alles lösenden Alters; müde und schwach lässt er das Bitterste über sich ergehen. Seine Laufbahn, die er als Sieger begonnen, scheint er als Besiegter zu schliessen.

Voll Verdruss — bei lebhaftem Gefühl für den Beruf dieses deutschen Landes — voll Wehmuth sieht man ihn das Ideal nicht erfüllen, zu dem er vorgeformt schien, wie kein Zweiter. Welche Epoche, wenn er energisch eingriff! Welche anders gestaltete Zukunft! Und nun, welche Folge von Jammer und Elend! Und alles um diesen Mann! Die Weisheit seiner Entschlüsse entschleiert sich als Trägheit seines Temperaments. In ihm ist kein Funke jener elektrisch-südländischen Naturen, welchen Bethätigung Bedürfniss geworden. Er widersteht den Umständen, ohne ihnen je zu gebieten und vom Scheitel zur Zehe stellt er den Typus seiner Heimath dar, die gemessene

Beschränktheit des Volkes vom unteren Rhein, die zähe, indolente Natur der Westfalen; wie eine holländische Gestalt erscheint er, unerschüttert im Bewusstsein des eigenen Gleichgewichts, bereit nicht zu zucken, ob ihm der Grund unter den Füssen bebe, allein unfähig, ihn selbst zu bewegen.

Ich muss verzichten, den Ansprüchen aller Leser gerecht zu werden. Die Geschichte Livlands bietet wenig, Herz und Gemüth zu bewegen; selten treten selbst ihre edleren Gestalten so klar hervor aus dem Grunde wirr verschlungener Wirklichkeit, um ein allgemein menschliches Interesse mit verwandtem Anklange zu rühren. Mitfühlen mit ihnen kann nur, wer tieferen Einblick gewonnen hat in jenen Grund, der sie bedingt, fast mit dem ehernen Gebot der Nothwendigkeit. Setzen wir die Ceder vom Libanon in den Boden dieses Landes, unter die Wirkung seiner Sonnen und Winde und schelten nicht den verringerten Stamm, den dürftig gelockerten Schatten, sondern fragen den Himmel und prüfen die Scholle und staunen über die dennoch ausdauernden Wurzeln und über die dennoch lebendige Krone des Baumes.

Wo waren die Lebensbedingungen politischer Grösse im Lande?

Ein dreifaches Geschick brach jede Wirkung auch des heroischsten Willens: die Feindschaft draussen, die Feindschaft drinnen und ein drittes Uebel, grösser und unüberwindlicher als jene beiden zusammen.

Gönnen wir dem Andenken des alten Meisters noch einen Augenblick ernster Betrachtung und ziehen dann erst die Summe.

Das Geschick dieses Landes ist jederzeit mitbestimmt worden durch die Feindschaft draussen. Seit seiner Begründung war es zum Prellkissen geworden für die benachbarten Mächte. Im Osten Russland, im Norden Schweden, im Westen Dänemark, im Süden Polen: von allen Himmelsgegenden befeindet, war es lange erhalten nur durch die Eifersucht der Feinde. Es hatte eine jener prädisponirten Stellungen, um welche sich, wie um eine Angel, die Bewegung grosser Staatenkomplexe dreht. Wie Sicilien in alter Zeit, wie nachmals die Niederlande, wie heute die Länder am Bosporus, so war Livland umstritten von seinen Nachbaren als Schlussstein im maritimen Systeme der Ostsee. Keiner durfte dem Andern es gönnen. Wer es gewonnen, hatte den Kampf fast gewonnen; wer es behauptete, behielt die Herrschaft im Norden.

Lange schien es im Sinne Aller, dass Livland bliebe, wie es war: ein neutrales Gebiet inmitten allgemeiner Befehdung, eine Schweiz an der Ostsee. Allein, wenn es so bleiben sollte, war zweierlei vorausgesetzt. Die feindlichen Nachbarn mussten gleicher Macht bleiben und gleicher Einsicht. Gleicher Macht, damit nicht im Vollgefühle des Uebergewichts eine es wagte, den gefährlichen Kampfpreis anzutasten. Gleicher Einsicht, damit jede begriffe, was ihr an der livländischen Selbstständigkeit läge. Beide Voraussetzungen konnten kaum jederzeit eintreffen, noch beide gleich lange dauern. Zeitig zum Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts markiren sich drei Stellungen. Dänemark, am meisten entlegen, stand noch zur Seite. Unter den übrigen Nachbarn hatte Schweden offenbar nicht die grösste Macht, aber die richtige Einsicht. Schon unter den Sture, noch mehr unter dem ersten Wasa war es ein Axiom schwedischer Politik, vor Allem, dass Livland selbstständig bliebe, sodann, wo das unmöglich würde, dass es Niemandem zufiele als Schweden. Stockholm fühlte sich sicher nur, so lange der Däne nicht Oesel; Finnland nur, so lange der Russe nicht Estland besässe. Die Beute selber zu holen und gegen Dänemark, Polen und Russland zugleich zu behaupten, fühlte Schweden sich nicht gewachsen. So lange daher besonnene Männer den Staat lenkten, war es ihr entschiedenes Bestreben, Livland zu erhalten, wie es war; eine Oberherrschaft des Meisters hätten sie geduldet, vielleicht begünstigt: wurde der kleine Staat doch um so besser gerüstet gegen feindlichen Angriff.

Anders die Politik Russlands, das im wachsenden Gefühle seiner Stellung nach hafenbildenden Küsten verlangte und zugriff, so oft das Verlangen sich regte. Seine Mittel waren von Natur furchtbar, doch nicht gesammelt und vorbereitet zum überwältigenden Wettkampf; seine Einsicht war mässig, seine Politik noch halb asiatisch. Um so furchtbarer seine Anfälle. Sie ergingen ohne Mass, ohne Berechnung. Sie kamen mit der Wuth des Orkans, der in kurzer Raserei alles vor sich niederwirft. Dann jedoch folgten jedesmal längere Pausen. Mit Schweden im Bunde hätte Livland noch lange widerstanden.

Der gefährlichste Feind war Polen, unstreitig der mächtigste und politisch von fein durchbildeter Einsicht. Ein selbstständiges Livland war ihm nichts werth; auch verlangte es

nicht nach Hafen und Seeherrschaft; dennoch weder Schweden, noch minder Russland hätte es diesen Besitz gegönnt. Zuvorzukommen war es auf alle Fälle entschlossen und seit ihm Preussen durch den frommen Verrath jenes Albert als leichte Beute gefallen war, sah es im livländischen Ordensstaate nur die künftig einzuholende zweite Hälfte des billigen Raubes. Sie an sich zu nehmen, bereitete es in feiner Berechnung Mittel und Wege. Was Schweden erwünscht war, die Consolidirung des Staates unter alleiniger Herrschaft des Meisters: die polnischen Anschläge wären gerade dadurch durchkreuzt worden. Es war für die polnische Politik: das nicht zu dulden. Nur in der vielgliedrigen livländischen Conföderation boten sich ihr die Hebel zu versteckter Action. Den wirksamsten wusste sie zu wählen. Es wäre zu weitläufig zu berichten, wie sie das Protectorat des Erzstifts Riga erworben. Sobald der Erwerb feststand, war der Hebel gesichert. So oft der Ordensmeister Miene gemacht hätte, den Plan seiner Oberherrlichkeit durchzuführen, trat ihm im vollen Berufe seines Amtes der Protector entgegen. Er stand da wie der Macedonier im Bunde der Amphiktyonen: Schiedsrichter, Vollstrecker, endlich Eroberer. Als Schirmherr liess er Warnungen ausgehn; rüstete seine Heere; bedrohte die Grenzen. Plettenberg erfuhr die Wirkung des tiefen Schnitts in die Conföderation des Landes: seine Sorge war, dass sie nicht tiefer dringe und den Lebensnerv durchschneide. Nach seinem Tode vollzog sich die polnische Politik in raschen Phasen; kaum dreissig Jahre, und Livland war polnische Beute: dann fiel auch der Schwede über die nördliche Landschaft, und im Herzen sengten und brannten russisch-tartarische Horden.

Als Plettenberg zögerte, den entscheidenden Schritt zu thun, war jenes System polnischer Politik den Tieferblickenden längst aufgedeckt; er wusste, eines war unabwendbar: der Sturz des Erzbisthums bedeutete Krieg mit Polen; Krieg mit Polen aber wurde den harrenden Nachbarn zum Signal auf die pfahlbezeichnete Beute zu stürzen. Was Wunder, wenn er sich dreimal besann und seinem Fusse Einhalt gebot. Ob er den Untergang Livlands abwandte, wer mochte das weissagen; dass er ihn aufhielt, war keine Frage. Ob er der Retter würde? — schwerlich hat er sich selbst mit Täuschungen geblendet. Fest steht: noch einen Schritt und er wurde der

Verderber. Denn welches waren seine Mittel, dem hereinbrechenden Untergang dennoch zu wehren?

Sicher war ihm nur eins: zur Feindschaft draussen die Feindschaft drinnen.

Man täusche sich nicht über jenen Tag zu Wolmar im Jahre 1526. Glänzend waren seine Verheissungen; allein Männer fragen nicht nach Gelübden, sondern nach Willen und Kraft, sie zu halten. Vier Bischöfe, ein Erzbischof und der Orden hatten sich seit Jahrhunderten getheilt in die Herrschaft. Jeder Herr hatte seine Vasallen; jede Landschaft ihre Privilegien; jeder Stand, jede locale Gruppe im Stande ihre Grenzen. Die Einen waren gewohnt zu leben unter dem Krummstab, die Andern unter dem Ordenskreuze. Die Einen wie die Andern hatten den erblichen Besitz ihres Bodens errungen. Und standen unter wechselnden Herren. Die Bischöfe zogen keine Söhne gross; der Meister hatte keine Erben seines Blutes; die Domherren, die Comthure, die Aebte: sie Alle genossen ihre Güter nur in Kraft ihres Amtes. Und kein Amt war keinem Ritterbürtigen verschlossen. Während der Adel sich immer mächtiger heraufbildete zu unsterblichen Gemeinschaften reichbegüterter Geschlechter, fand er für seinen Ueberschuss Raum in den Pfründen und Klöstern der Stifter, in den Schlössern des Ordens. Und sollte er dies Anrecht opfern einem nur flüchtig begriffenen politischen Gelüste? Sollte er selbst mitwirken, über alles Land nur eine Herrschaft zu bringen, die dann bald erblich würde in einem Geschlechte? Jene Summe wechselnder Güter war dann aus dem allgemeinen Genusse gezogen. An Stelle — wenn ich mich nicht völlig treffend so ausdrücken darf — an Stelle natürlicher Rotation von Herren und Vasallen verewigte sich der Gegensatz von Herrschern und Beherrschten. Kurland hat nachmals die Prüfung dieses neuen Verhältnisses durchlebt und nicht überlebt. So wild die Ritterschaften sich auflehnen mochten gegen diesen Herrn oder jenen; die Zeiten des Verdrusses, des Uebermuths, der Empörung gingen vorüber: ein leidliches Verhältniss stellte sich wieder her. So brachte der Wechsel es mit sich. Unter einem erblich gebietenden Herrn wären Verdruss, Uebermuth, Empörung verewigt. Und kein Gelübde hätte gegolten. Eben jener Tag von 1526 — wenn es für ihn der Warnung bedurfte — mochte den Herrmeister warnen.

Wie seine Freunde sprachen: an ihren eigenen Gedanken mochte er sie aufwachsen sehen — wenn er that, wozu sie ihn drängten — zu seinen bittersten Feinden. Die Bürger von Dorpat hätten ihn dessen belehrt. Nicht nur die Rache vom Dom fürchteten sie, wenn sie sich dem Meister ergäben: ihre Fische fürchteten sie zu verlieren und das Geld aus den Fischen. Würde nicht der Meister zu seiner und seiner Schlösser Nothdurft die Fischerei ihnen nehmen? Auch hätten, so trugen sie vor, ihrer Bürger Kinder von jeher Unterkommen und Glück bei der Kirche zu Dorpat gefunden, der Kirche Land und Leute genossen, wären selbst zum bischöflichen Stande gediehen. Alles dessen müssten sie unter dem Regimente eines andern Herrn entbehren. Sollten sie dem Meister anhängen, so verlangten sie dreierlei: den Dom und das Schloss wollten sie in Besitz haben; der Landgüter der Domherren wollten sie geniessen; bei ihrer Fischerei wollten sie bleiben. Unter solcher Bedingung erklärten sie sich zu allem erbötig. Man sieht, sie nannten einfach den Preis: Land und Fische, um welchen sie feil waren. Und jeder Stand, jeder Ort im Lande hatte, wie seine Privilegien, so seine Fische.

Also Feindschaft draussen und drinnen, sofort, zur selben Stunde: das war der Preis der Oberherrschaft des Meisters. Und wäre er der einzige gewesen! Vielleicht gelang es, die Wogen zu brechen, vielleicht, nach blutigen Kämpfen, aus wechselnden Phasen zweideutiger Ruhe den jungen Staat mit kräftiger Hand hinüberzusteuern in eine Zukunft wahrhafter Einigung und Befriedigung; vielleicht gewöhnten sich die Gemüther der neuen Ordnung, wie sie der alten gewöhnt waren. Nur eines war unerlässlich; nur eines durfte nicht fehlen: Wenn Sonnen und Winde das neue Leben bedrohten, wenigstens der Boden durfte die Nahrung nicht versagen. Wenn äusserer Angriff und innere Empörung dem neuen Staate den Kampf ansagten, der Held, der ihn zu behaupten unternahm, Eines musste er sicher sein: er musste über Männer gebieten und über Geld.

Geld that Noth, Freunde zu gewinnen und zu behaupten, Feinde abzuwehren und niederzuwerfen. Wo aber waren die unerschöpflichen Fundgruben? Die Feinde brauchten nur einmal über die Grenzen zu fallen, von Osten, von Süden,

von Norden, zur Zeit der Ernte, und drückende Verlegenheit war die Folge; ein zweiter Einfall, und die Verlegenheit stieg zur Rathlosigkeit; ein dritter, und Hunger und Tod und Elend lagen über dem Lande. Die Schrecken, die nachmals kamen, haben das Land die fürchterliche Erfahrung gelehrt; da hat es gefühlt: wie mancher biedere Arm lahm herabhing, wie mancher kühne Muth brach lag; wie mancher treue Wille scheiterte; wie, ehe noch offener Verrath die Tragödie schloss, das Land dem Untergange unabwendbar anheimfiel — aus Mangel an Gold.

Und hätte der Meister über Gold verfügt in nie endenden Strömen, fand er auch Männer? Nicht nur ihn einmal in die Schlacht zu begleiten, sondern Jahraus Jahrein in grossen Kämpfen zu siegen, geschlagen zu werden, zu triumphiren, zu leiden, zu Tausenden hinzusterben, zu Tausenden immer neu ergänzt dazustehen, ihn zu stützen nicht nur mit ihrem Arm, sondern mit ihrer Gesinnung, nicht nur mit Waffen, sondern mit Treue, nicht nur mit leiblichen Mitteln, sondern mit dem gewaltigen Männerwillen, der zu Zeiten ein grosses Volk ergreift, so dass es dann in allen Nöthen vollbringt, was es will.

Und hatte er sie nicht, dann eben war es dies, was ohne Widerrede, unabwendbar entschied, ein Hemmniss, gefährlicher als die Nachbarstaaten, verderblicher als der Hader der Parteien, lähmender als der Mangel an Geld, ein Schaden seit Jahrhunderten verjährt, vielmehr so alt als irgend eine deutsche Staatenbildung im Osten, eine Kluft, die immer weiter gähnte, je mehr Zeit ins Land ging, je einseitiger die politischen Ansätze sich entwickelten, je dringender das Bedürfniss unerschöpflicher Kräfte wurde: Es gab nicht und hatte nie gegeben und giebt auch heute kein Volk im Lande.

Kein Volk. Darin liegt seine Geschichte besiegelt. Darum ist es geblieben, was es von Anbeginn gewesen: Colonie.

Die Geschichte von Colonien ist ewig dieselbe. Rasch auf die Zeit der Jugend folgt der Untergang. Ist das Band mit dem Mutterlande gerissen, so giebt es nur eine Rettung: im eigenen Schoosse muss der Colonie ein Volk erwachsen sein, aus dem sich ihre Kraft erneut, ihr Wille bestätigt, ihre Zukunft aufbaut.

In Livland gab es von jeher nur Sieger und Besiegte,

Mit Strenge musste das Landvolk niedergehalten werden in einer Landschaft, die umlauert war von übermächtigen Feinden. Aus jener Zeit hat es seinen Hass vererbt in die Gegenwart. Von Natur, in Sprache und Sitte, im innersten Wesen verschieden, hat es jederzeit nur eine Summe vereinzelter Kräfte dargestellt, welche der herrschende Stamm sich dienstbar machte zu alltäglichen Zwecken. In Zeiten der Prüfung, in den Tagen der Entscheidung hat es nichts gegolten und nichts gewogen.

Einzig auf sich angewiesen ist diese Colonie geblieben, ein Bau, nicht getragen von breitgefestigtem Grunde, gewölbt wie über den Abgrund, ohne Stütze ausser im eigenen Gefüge. Streng geschlossen in feudaler und corporativer Gliederung, so hatte sich gebildet, so wuchs und behauptete sich diese Menschengemeine, gebunden vom alten, deutschen Recht, das, heute von gedankenlosen Enkeln verspottet, einst die Mitgift gewesen war vollkräftiger Jugend.

Nur grosse, reichbegabte Völker wechseln mit jeder Altersphase die Ausstattung und erneuern sich zwanglos. Die kleine Gemeine, welcher in wechselnder Anfeindung Licht und Athem benommen wird, muss haushalten mit dem einmal empfangenen Erbe. Ihre Aufgaben sind mässig; ihre Mittel beengt; ihr Kampfpreis gering. Sie kann nach dem Höchsten nicht streben vor Gefahr, auch das Kleinste zu verlieren. Festhalten und ausharren ist ihre Losung.

Allein, fehlte auch allezeit das Volk, es fehlte nie ganz an Männern. Waren sie nicht gewachsen, den Stürmen der Jahrhunderte, dem Anfall dreier Reiche, dem Untergang der politischen Freiheit zu wehren: sie wussten wenigstens ihr Haus zu verwalten; sie hielten zu den Ihren; sie behaupteten ihr Recht und ihre Sitte. In aller Selbstsucht pflegten sie der Gemeinschaft; in aller Willkür hielten sie fest am Eckstein ihres Baues. Sie waren nicht ausgestreut als verlorene Abenteurer, nicht verflacht zu willenloser Menge: sie fühlten, was sie galten und was sie vermochten und nur in den Zeiten der furchtbarsten Noth und Verödung — und auch dann nicht auf immer — haben sie sich verloren gegeben.

Eine solche Gemeine, höherem Berufe nicht gewachsen, allein gewohnt, bedingten Aufgaben nicht ohne Würde zu genügen, schätzt und behauptet, was sie zu dem gemacht,

das sie geworden: sie formt sich schwer um und lässt sich noch schwerer umformen. Die Macht der Gewohnheit ist nicht knechtisch, so lange sie ruht auf dem Bewusstsein des Rechts, das sie gezeugt hat.

Solcher Gemeinschaft, solcher Gewohnheit gehörte der alte Meister selbst an. Sein Geburtsland hatte ihn dazu erzogen, seine zweite Heimat zu hohen Würden erhoben und im Gefühle derselben Traditionen befestigt. Er war nicht der Mann, das Gesetz zu brechen, das in ihm lebte. Er war auch der Thor nicht, an das Wunder zu glauben, dass derselbe Hammerschlag den Bau zu stürzen und zu erneuern vermöchte. Das Mass seiner Wirkung fand er unabänderlich gezogen: mit den Mitteln, welchen er gebot, konnte er nur erhalten oder zerstören. Er wurde Erhalter.

Und nicht nur Erhalter. Selbst unter den spärlichen Zeugnissen seiner Zeit fehlt es an Merkmalen nicht, dass er weiterzubauen gedachte. Ohne Aufsehen und Lärm, ohne Hast und Ueberstürzung sieht man ihn unablässig einen Plan verfolgen.

Und allerdings liegt es in seinem Plane, Herr des Landes zu werden. Tiefer als die hadernden Parteien, ausdauernder als die heissköpfigen Freunde, fühlt er das Bedürfniss einheitlicher Macht,

Nur dass sie ihm Mittel, nicht Zweck ist. Nur dass er kein Ziel kennt, als das Wohl des Landes. Nur dass er nicht zaudert, das Werkzeug zu zerbrechen, sobald es sich wider das Ziel empört und wider den Meister. Das ist der Schlüssel zum Verständniss des Mannes.

Von Phase zu Phase schreitet er selbstbewusst vor. In blutigen Schlachten wehrt er den gefährlichsten Feind ab. Dann ergreift er kräftig die Verwaltung des Landes. Frühe ist er entschlossen, die Oberhoheit des Erzbischofs nicht zu dulden: als Gleicher stellt er sich ihm gegenüber. Mit Milde und Ernst versöhnt er unermüdlich die Parteien. Das Zerwürfniss der Zeit, die eigene Würde und Weisheit sichern ihm ungesucht das Amt des Vermittlers, des Richters. Die Reformation kommt ins Land; den Erzbischof bedroht sie mit völligem Sturze, dennoch bleibt Plettenberg seiner Aufgabe getreu; so lebhaft er der neuen Lehre sich zuneigen mag, sicheren Auges ermisst er die Gefahr umstürzender Neuerung; nicht tritt er ihr in den Weg; er dämmt sie ein; er rettet den

Feind, aber bewahrt auch das Land: nun reinigt und tränkt sie, statt zu zerstören. So tritt er in die dritte Phase. Unterdess hat er vom Hochmeister die Oberhoheit über Harrien und Wirland erworben. Als in Preussen der Ordensstaat fällt, entzieht er sich nicht dem Gesetze des Ordens, doch giebt es in Wirklichkeit Niemand mehr über ihm, als Kaiser und Papst. Mitten im Vollgefühl seiner Macht bleibt er derselbe. Kaiser Karl erhebt ihn zum Fürsten und setzt ihn damit in der Ordnung des Reichs den Ersten zur Seite. Es ist am Vorabend des Jahres 1526, als die Ereignisse plötzlich sich überstürzen. Der fast schon vollzogene Landesverrath des Erzbischofs drängt zur Entscheidung; die Stände treten zusammen und rufen den Meister zum Herrn aus: die Katastrophe kündet sich an.

Bis hierzu ist er von Stufe zu Stufe gestiegen unter dem Schatten des Rechts; mit der höchsten Macht hat er noch jederzeit die höchste Gerechtigkeit vereinbart. Noch einen Schritt und er steht am Ziele. Die Stände drängen, nicht länger zu zögern.

Allein, was sie begehren hat einen anderen Sinn. Die alte Conföderation wollen sie sprengen: ein neues Gesetz soll herrschen. Den Eckstein soll er zerschlagen, das alte Recht und sich zum Gesetz machen. Er zögert nicht lange; er hält seinen Schritt zurück: so fällt der Anschlag der Exaltirten.

Allein, in aller Mässigung entsagt er nicht seinen Plänen. Wir haben gesehen, wie wenig Monate darauf alle Herren und Stände ihm als Schirmherr schwören, darunter der Erzbischof selber. Die Conföderation bleibt bestehen; die Herren bleiben im Lande, jeder Stand in seinen Rechten; scheinbar ist Alles beim Alten. Und doch welche tiefe Erneuerung, welcher Umschwung der Dinge, welche Zukunft voll Macht und Frieden und in der Fülle der Macht welche Weisheit. Kein Feind ist gekränkt weder drinnen noch draussen. Den Herrn, wie die Stände ihn ausriefen, war der König von Polen, der Protector des Erzstifts, berechtigt, genöthigt, mit allen Waffen der Intrigue und des Krieges zu stürzen. Dem Protector gegenüber ist der Protector entwaffnet. Das grösstmögliche Mass der Macht ist gewonnen in Frieden, in Einigkeit, in Aussicht glücklicherer Zeiten.

So schliesst sich das Bild Plettenbergs, aus dem Dämmer flüchtiger Einbildung gehoben, im Lichte der Wirklichkeit zu

ungekünstelter Grösse befriedigend ab. So missmuthig man sich wegwenden mochte unter dem Eindruck flüchtiger Beobachtung, so mächtig fühlt man sich zurückgezogen bei ernsterer Prüfung. So aufrichtig das Bedauern gewesen, dass er das Geschick des Landes nicht ergriffen und vollzogen, so aufrichtig wird nun der Wunsch, dass es ihm vergönnt gewesen wäre, zu vollenden, wie er begonnen.

Tiefer als irgend ein Staatsmann vor oder nach ihm hatte er das Lebensgesetz dieses Landes begriffen, seine Mittel gewägt, die Höhen gemessen, zu denen es hinaufzureichen vermochte. Fern jeder eitlen Ueberschätzung, jeder träume rischen Ueberstürzung, fasste er fest das Erreichbare ins Auge und erstrebte nicht mehr und nicht minder. Erhalten wollte er und erneuern, stützen und krönen, vollenden und veredeln: nicht zerstören, nicht Alles wagen, wo Nichts zu gewinnen stand, als unabwendbarer Untergang.

Nur wer Freude hat am Unmöglichen, wird ihn der Schwäche anklagen.

Und wurde es ihm nicht erspart, seine Hoffnungen und Pläne dem Schiffbruch entgegentreiben zu sehen, ihm blieb das Bewusstsein, wie ihm das Ziel stets höher gegolten als das Mittel; wie er das Wohl des Landes nie verkauft für die eigene Grösse; wie jede neue Erfahrung ihn lehrte, was er frühe begriffen: dass in diesem Lande Vieles erreichbar war in Mässigung, in Einigkeit, in gemessenem Fortbau; dass in ihm Nichts gewachsen war, die Zeit der Noth zu überstehen, wenn es, angefallen von Feinden drinnen und draussen, nach eitlen Palmen rang, arm an Hilfsquellen, arm an Männern und ohne ein Alles überdauerndes Volk. Unerschrocken mochte er stehen unter dem hereinbrechenden Ruin, auch mitten unter gescheiterten Plänen in voller Mannesgrösse.

Nicht sein war die Schuld, wenn nun, als er hinging, sich Alles verschwor, sein Werk zu stürzen. Nicht sein die Schuld, wenn ihn das Alter überkam und der Tod ereilte, ehe er seine Pläne ausführen können, man müsse denn ein Menschenalter jeder Aufgabe gewachsen meinen, auch der Aufgabe, die Sünden und Fehler von Jahrhunderten auszutilgen.

Bedürfte es der Folie für seine Grösse, für jene unerreichte Mischung von weiser Mässigung und männlichem Willen: die nach ihm kamen, würden sie bieten, vom Ersten bis zum

Letzten, bis zu jenem Kettler, welcher das Land verkauft und verrathen und sich dann schrieb von Gottes Gnade. Dann war das Programm erfüllt des Tages von 1526. Dann gab es einen erblichen Herrn und neben ihm keinen der alten Herren im Lande; aber der Herr war Knecht des Königs von Polen und überall in den Landschaften herrschten fremde Gesetze und vom Ebteil der Freiheit war lange nichts zu spüren, als Hass und Verrath, Unwillen Aller gegen Alle, Ermattung, Ohnmacht, Verödung der Herzen und Geister ohne Gleichen.

Da war der alte Meister längst todt und mit ihm seine Entwürfe.

Keinen hat ein so reines Andenken überlebt mitten in dem parteizerrissenen Lande. Einstimmig galt er Zeitgenossen und Nachkommen als ein würdiger Herr, ein zuverlässiges Haupt, ein weiser, vorsichtiger Fürst. Allein, ob ihn am meisten der Ruhm zierte, Allen gerecht geworden zu sein und Niemand geschädigt zu haben, nie hat er zaghaft gehiessen oder der Thatkraft baar. Man erzählte sich gerne, wie er gestorben: in hohem Alter, nicht im Bette, nicht gebrochen: vor dem Altar in Wamms und Kleidung. Es zeigt, wie man ihn sich zu denken gewohnt war: aufrecht und männlich gefasst. Und mächtig durch das Gedenken seines milde regierenden Alters bricht sich das Zeugniss Bahn von der würdigen Thatkraft des Mannes, blitzt die Erinnerung durch an seine Jugend, da er die Russen geschlagen.

Burchard Waldis.*)

Als im Jahre 1526 die Stände zu Wolmar rathschlagten, um Plettenberg zum alleinigen Herrn der Lande zu wählen, erhoben die Städte im Reformationseifer unter Anderm den Vorschlag, die Briefträger und Pfaffendiener, wo man ihrer habhaft würde, aus dem Wege zu schaffen und unter den Thoren der Städte aufzuhängen. Leicht wäre zwei Jahre früher Burchard Waldis dorthin zu hängen gekommen.

Geboren war er zu Allendorf an der Werra aus einer Bürgerfamilie, welche zur Pfännerschaft gehörte, d. h. Miteigenthum hatte am dort belegenen Salzwerke. Wann er aus Hessen in dieses Land verschlagen worden, ist nicht ermittelt. Er kam in der Mönchskutte und wurde „Pfaffendiener" des Erzbischof Jaspar. Eben war die Reformation in die Zünfte von Riga gefahren; Gilden und Rath lehnten sich wider den Krummstab auf; die Predicanten redeten rüstig; dem alten geistlichen Herrn stieg der Lärm in die Ohren und als er die Kirchen und Pfründen bedroht, die Klöster verspottet, seine Renten geschmälert sah, schrie er zu Kaiser und Reich und sandte nach Deutschland um Hilfe. Im Jahre 1524 kehrten seine Boten zurück; ihr Schifflein trieb von dem Schloss, wo sie zu landen gedacht, vor eine der Stadtpforten; die Bürger, ihrer Heimkehr gewärtig, griffen sie auf und setzten sie vorläufig in Gewahrsam: zwei Mönche, der eine von ihnen Burchard Waldis.

Als Mönch war er in das Gefängniss gegangen; nach wenig Wochen verliess er es als Jünger der neuen Lehre. Sein hartnäckigerer Gefährte hat dann noch über ein Jahr gesessen.

Ob ihn der innere Geist getrieben oder die Angst, ob Ueber-

*) Zuerst in Druck erschienen in der Balt. Monatsschrift. III. Band, 6. Heft. 1861. S. 503—524.

zeugung oder Berechnung, davon wissen nur die vier Wände, in welchen sich seine Umwandlung vollzogen. Ein frischer Kopf, ein gesundes Herz brauchte nicht langen Grübelns, um sich losreissen zu lassen von der alten Lehre. Nur etwas persönliche Erfahrung, nur ein neugieriger Blick nach vorne und die Umwandlung geschah ohne Wehen.

Erfahrungen hatte der lebenslustige Mönch gesammelt. War er doch in Rom selber gewesen. „Einsmals gedacht zu werden fromb, Vnn zoh auss Teutschland hin nach Rom, Doch ward ich auff der reiss nit bider". Er hatte Alles heilig und übermenschlich zu finden gedacht; in der Tabern am Campoflor in der Gesellschaft zweier Mönche erlebte er es rasch anders; empört will er hinaus, um nicht mit seinen Augen Theil zu haben an ihrer Sünde. „Da antwort mir ein Edelmann, Der mich daselben hett geladen Sprach, sitzt, es ist euch one schaden, Wo ir wollt bleiben lang zu Rom Müsst euch nit stellen all zu from" — Habt Ihr denn euer Lebtag das Sprichwort nicht gehört? „Das eim zu Rom kein sünd nit schad Allein so er kein gelt mehr hat, Das ist die allergröste Sünd, Welch nit der Bapst vergeben künd."

Was bedurfte es da tiefsinniger Speculationen, um an einen gar zu reichlichen Ueberschuss guter Werke den Glauben zu verlieren! Um so leichter fassbar wurde der Kern der evangelischen Lehre. Nirgends zudem mochte sie rascher Wurzel schlagen als in einer Mönchsseele. Zum Gefühl der Ohnmacht, den Himmel zu gewinnen, kam die Begierde in näheren Verkehr mit der Erde zu treten. Keines ihrer Güter durfte der Mönch in Ruhe geniessen. Gehorsam, Armuth, Keuschheit verschlossen ihm das Paradies dieser Welt. So oft er das Siegel verstohlen brach, so oft brannte die Sünde ein neues Stempel auf seine Seele. Er sehnte sich aller guten Gaben offen und derb sich zu freuen und doch den Himmel behalten zu dürfen. Die alte Kirche, trotz Absolution und Casteiung, entzweite ihm ewig das Diesseits und Jenseits. Er war bereit, Alles zu glauben, nur um der Forderung guter Werke zu entgehen. Was konnte ihn mächtiger locken als die Lehre, welche — wie er im Abenddämmer seiner Mönchsweisheit zu wittern meinte — den Weg zum Himmel mitten durch diese Welt wies!

So tritt Burchard Waldis in die Welt ein. Die Kutte wirft er ab und nimmt den Hammer. Als Kannengiesser verdient

er sein tägliches Brot und was er selber geformt und zusammengeschlagen, weiss er zu verwerthen. Was ihm die Bürger nicht abkaufen, nimmt er auf Reisen, bald hier bald dorthin, auf Märkte und Messen; sucht seine Käufer; kehrt heim und hämmert von Neuem. In der Schalstrasse kauft er ein Eckhaus; nach Süden kommt man durchs Thor an den Fluss; dort trifft er die kommen und gehen, ehrsame Bürger, Männer aus fremder Herren Ländern; Kaufleute, Schiffer, immer mit neuer Zeitung, mit wahren und erlogenen Geschichten: ein emsig-geschwätziges Treiben. Zur andern Seite führt seine Gasse ihn in die Stadt; schrägüber wohnt ein Bäcker; weiter abwärts tritt man in einen Kramladen; noch weiter geht es einer Schule vorbei; über die Dächer sieht der Petrithurm. Oft früh am Sonntagsmorgen ist er durch die Gasse zur Kirche geeilt, mit Seinesgleichen zu beten. Am Abend trifft man sich im Zunfthaus, in der Gilde oder sonst, um mit einander zu trinken.

In Arbeit und Geschwätz vergehen die Tage: ein behäbiges, rühriges Dasein. Gelegentlich giebt es ernstere Zeiten. Das Land ist bewegt; die Parteien schaaren sich gegeneinander; Erzbischof und Orden drohen sich mit Worten und Waffen, und entschieden Partei nimmt der Bürger; je weiter davon, um so rascher findet er sein Urtheil; je näher dabei, um so persönlicher wird sein Antheil. Es giebt tausenderlei zu besprechen, zu hindern, zu bereiten.

Mitten in dieser Bewegung nun weiss der verlaufene Mönch seine Stellung zu wählen und zu behaupten, sich geltend zu machen bei Hoch und Niedrig. Den Rath gewinnt er durch verständige Einsicht: in Fragen der Münze wird er gerne vernommen und sagt seine Meinung mit Nachdruck und offen. Als die neue Kirche ihre Satzungen abfasst: an der ersten rigaschen Kirchenordnung hat er seinen Antheil; mindestens liefert er Lieder, und seine Lieder werden gerne gesungen. Am 17. Februar 1527 wird von den Bürgern seine Parabel vom verlorenen Sohne aufgeführt: im Fastnachtsspiel verherrlicht er den Triumph der neuen Lehre. Und wie hoch die Verständigen seinen Verstand, seine Einsicht schätzen mochten: der Menge ist er am liebsten mit seinen Kannen und Versen.

Ehmals hatte das Handwerk noch mehr als goldenen Boden, und Dichter und Theosophen sind nicht nur aus den Schustern

hervorgegangen. Wie Burchard Waldis rüstig das Blech schlug und glättete, bald so bald anders formte zu Gefässen, wie sie der menschliche Haushalt verlangt, dies oder jenes darein zu fassen, zu bewahren, zu spenden, so hämmerten rüstig nach dem Rythmus der Hände auch die entfesselten Gedanken bald eine Fabel launig oder gemessen, bald einen Psalm, ein Spottlied, eine Parabel schlicht und derb nach dem Stile der Zeit; welche Form er auch fand: stets ein Gefäss passend für körnige Lehren, für Sprüche, für Ernst oder Spott, wie sie die Wirthschaft bürgerlicher Weisheit aufspeicherte, um sich zur rechten Stunde daran zu erheitern und zu erbauen. Freilich kein unerforschlicher Tiefsinn fand Raum in so hausbackenen Formen; vielleicht selbst nährte die Gewöhnung bürgerlicher Nutzanwendung eine einseitig-eitle Anschauung der Dinge; oft wurde der Fabel ein Sinn gewaltsam untergenöthigt, oft handwerksmässigen Schnitts Schablonen gebildet, Himmel und Erde darnach zu hämmern und, was der Meister in seiner Werkstatt oder hinter dem Bierkruge erlebt, hinaufverschraubt zur Bedeutung weltüberwindender Erfahrung. Immer doch war es ein Fortschritt. Aus dem Modercirkel verstockter Gebete, aus dem Bann trübseligen Stumpfsinns entpuppte sich ein Ansatz menschlicher Freiheit; aus dem abgestandenen Most von Jahrhunderten gährte ein frischer Quell herben Weines; in die Luft war Leben gekommen: war es ein schneidender Wind, wenigstens verblies er faulgestandene Nebel.

Gewiss es waren nicht eben stets edle Gedanken in edlen Formen, nicht immer selbst nur geistvolle Schwänke und witzige Sprüche. Alltägliche Selbstgenügsamkeit erging sich in ermüdender Breite, und aus den gewohnten Falten wollte sich so plötzlich der Geist nicht befreien. Es war wie mit der Reformation selber.

Wie lange doch trägt sie einen abgestandenen Bodensatz an sich, ein Erbtheil des alten Systems: ein pfäffisch-mönchischer Geist will nicht ganz von ihr weichen. Die heiligen Seelenbewegungen des Mittelalters hat sie nicht ererbt; die körper- und seelenlösende Askese, die inhaltslos hinreissende Frömmigkeit, die weiblich Allem entsagende Demuth: von diesen himmlischen Blüthen katholischer Vorzeit hat der Sturm der Reformation den wesenlos-leichten Duft in die Tiefen verlorener Vergangenheit rückwärts verweht. An die Zukunft vererbte sich nur der jüngste

Abschmack: die Allbereitschaft des Urtheils, die Lust an geschmackloser Derbheit, die eigensinnige Selbstbeschränktheit, — ein Strick um den Seelenkittel, eine Tonsur der Gedanken und Mienen. In Dichtung und Wahrheit, in Predigt und Leben, im Glauben selbst und in der Sitte.

Was Wunder, wenn der verlaufene Mönch nicht dichtete, wie Dante und Petrarca, nicht zarte Lieder sang, wie die Sänger der Provence, nicht hinreissend, wie Gottfried von Strassburg, nicht tiefsinnig, wie Wolfram von Eschenbach. Er war aus anderer Schule. Die Murner und Brant, Martin Luther selber stehn ihm zur Seite. Ein derber Spass, eine noch derbere Moral und die Hörer waren befriedigt.

Dazu nimmt er seine Stoffe aus nächster Nähe und, wie die Zeit so das Lied. Man braucht seine Fabeln nur zu durchblättern, um zu spüren, wie überall persönliche Erfahrungen umgehn. Meist freilich übersetzt er den Aesop, allein auch dann trägt wenigstens die Moral den subjectiven Charakter. So wie er das dritte Buch abschliesst — jedes Buch zählt hundert Fabeln — und das vierte, es ist das letzte, anhebt, hat er Aesop verlassen und bewegt sich in der bunteren Sphäre der Schwänke. Ueberall gehen ihm Erlebnisse auf und er weiss sie zu fassen. „Auss erfahrung red' ich dabey — „Als wir erfarn und selb gesehn" und so an vielen Stellen. „Einsmals, da ich zu Lübeck war, Gedacht nach Riga mit meiner wahr Zur Seewarts auff eim Schiff zufahrn Auff das ich möcht damit ersparn Zu land den langen bösen weg Der mich offt gemacht hat faul und treg." Oder er gedenkt seiner Reisen am Rhein, nach Worms und Speier. Oder: „Mitten im Sommer ich einst kam In Holland hin gen Amsterdam Traff sichs das eben jarmarck war Wie vmb dieselbig zeit all jar." Man sieht, seine Kannen brachte er auf die Messen und holte sich Schwänke heim. Nicht selten erinnert er sich seiner mönchischen Zeit, seiner Reise nach Rom, seiner Sendung auf den Reichstag zu Nürnberg. Bald ist es der Cardinal Campeggi, der im Garten wandelt und dem frommen Gefolge wunderliche Schwänke auftischt, bald der Mönch selber, dem dies oder jenes widerfahren. Bald trägt er einen leichten Witz vor, bald eine schwerfällig-spöttische Allegorie, eine Posse aus Schenke und Hölle, eine Scene im Himmel und am Altar: Landsknechte, Pfaffen, Bauern, Füchse, Schlangen, Kinder, die aus Schnee werden und wieder zer-

schmelzen, Hunde und Cardinäle, Drachen und Marktschreier, Igel und Studenten, Alles drängt sich durcheinander und jedes trägt je nach seiner Natur oder nach Laune des Dichters eine andere Moral vor. Abgeschiedene Heilige kommen auf die Erde; Fuchs und Hahn unterhalten sich vom Concil zu Mantua; Esel pilgern nach Rom; trunkene Pfaffen lesen die Messe; graue Mönche kommen ans Himmelsthor, belügen St. Peter und werden aufgeschnitten und untersucht.

Mit besonderer Vorliebe wird doch ein Thema angeschlagen, welches Mönchen, auch den nicht verlaufenen, seit Boccaccio's Zeiten, vielmehr wol seit der erste die Kutte getragen, immer am Herzen gelegen. Freilich ist es kein zarter Frauencultus, den sie üben. Von ritterlicher Neigung und Treue ist da keine Rede; vom sinnigen Nachfühlen, vom schweigsamen Begegnen, von Diensten ohne Fordrung wird wenig gemeldet. Es ist eben wie überall. Je enger man die Natur in Schranken zwängt, um so machtloser erstirbt das Edle unter dem überwuchernden Gemeinen. Allein auch so noch gewinnt selbst der rohere Stoff gelegentlich gefällige Form und Boccaccio wenigstens hat selbst in den derbsten Schwänken die heitere Ueberlegenheit des Novellisten behauptet. Vielleicht weil er nie Mönch gewesen und weil er glücklich geliebt hat.

Bei Burchard Waldis schlägt eine trübere Saite an. Ich meine nicht die rührende Klage Petrarca's. Vielmehr er hat genossen das irdische Glück, oder, wie er selbst sagt: „Der bossen sein wol mehr geschehen Der ich hab selb erfaren viel Die ich kürtz halb nachlassen wil". Aus seinen Fabeln allein hätte ein aufmerksamer Leser entnehmen können, dass er gethan, was einem verlaufenen Mönche gebührte. Es giebt jedoch auch unmittelbare Zeugnisse seines lustig-traurigen Ehestandes.

Er führte Barbara Schulz aus Königsberg heim. Es war das zweite Mal, dass sie in die Ehe trat. Der Rath von Königsberg hat ihr nachmals das Zeugniss ausgestellt, dass sie als Jungfrau und in der Ehe mit ihrem ersten Manne christlich und friedlich gelebt. Allein: „Wie man sonst von einr andern sagt" — so reimt Burchard Waldis in einer Fabel — „Welch auch irn todten Mann beklagt, Der am Karfreytag war verscheiden Drumb sie sich müht mit grossem Leiden Ir Mutter tröstet sie vnd sprach, Mein Tochter, lass das trauwren nach Was geschehen ist das ist geschehen Will dir einst vmb ein anderen sehen

Das du dich trösten mögst damit, Sie sprach vor diesen Ostern nit Er hat mirs hertz also besessen Das ichs nit kann so bald vergessen."

Von den Flitterwochen ist nichts überliefert, um so mehr von den Bitterwochen. Er liebte den Wein und sie das Bier. „Die Preuschen Frauwen" — so spricht er in der Moral einer anderen Fabel; wie alle verlaufenen Mönche schloss er von sich auf die Welt, von seiner Frau auf alle: wo bliebe auch sonst die Moral der Fabel? „Die Preuschen Frauwen sein damit Ins gemein begabt — — Das ich zum theil erfahren han, Das der daselben ein Frauw nimpt Vnd eine solche vberkümpt Die das stark Dantzer Bier nit mag, Der trifft ein guten Heiratstag."

Er hatte den guten Tag nicht getroffen. Zu Pfingsten 1531 schreibt er an seine Schwägerin, herzliebe Christina, und schüttet sein Herz aus: Sie wird mir in Sempiternum nichts Gutes gönnen; der allmächtig Gotte wolle mein Hülf und Trost sein. Ich habs gut mit ihr gemeint von Anbeginn, das weiss Gott; ich habe ihre Schulden bezahlt, mehr dann 200 Mark; ich habe mein Weib mit Mänteln, Röcken, mit silbernen und anderen Kleinoten beschenkt und geziert, dass sie wol mit Ehren unter die Leute gehen konnte; habe sie in allen Ehren gehalten, mit guter Speise, Wein und Bier so gut ichs vermocht, gespeist und getränkt, dafür sie mir insonderheit und vor den Leuten gedankt hat mit diesen Worten: du magst dies und das haben mit deinen Kleidern und Geld, da liegens; du Bösewicht sollst den Tag nicht erleben, dass ichs an meinen Leib ziehe (hatt' sie aber dennoch gern); wer hat dich gebeten, dass du mir oder den meinen zu Gute thun sollst; hättest du Schelm und verlaufener Mönch mich armes Weib ungelassen, ich wollte mich ohne dich wol ernährt haben und zu deiner Thür nit kommen sein. — Am Sonntag vor Himmelfahrt, früh um acht Uhr, da er in die Predigt gegangen, hat sie heimlich gesackt und gesackt, so viel sie hat los funden und ist auf und davon gegangen. Die Obrigkeit hat ihm angeboten, sie gefänglich zu setzen. Er hat's nicht thun wollen, um ihrer lieben Eltern, der lieben Schwägerin und seiner eigenen Ehre zu schonen. Kein Prediger, kein Burgemeister, kein Rathsmann will sich ihrer mehr annehmen. Und aussieht sie wie eine Sackpfeife. Er will nimmer mehr von ihr wissen.

Aber sie will von ihm wissen. — Als Alles vergeblich ist, sucht sie den mächtigsten Schirmherrn. Es sind unterdess Jahre vergangen, als sie den Ordensmeister selbst angeht: er soll Richter sein zwischen ihr und ihrem Manne.

Ihre Klageschrift ist erhalten. Sie hat sie ausgestreut in alle Winde; sie hat sie dem Rath zu Danzig, dem Rath zu Königsberg überreicht; sie bringt sie an den Orden: wenigstens ihr Hab und Gut will sie wiederhaben, das sie dem verlaufenen Mönch zu seiner Kappe ins Haus gebracht.

Er hat sie gehasst, weil Meister Johannes Lohmüller ihm mit Eidesverfestung gelobt, er solle wol noch in den Rath, wenn er nur erst des Weibes ledig würde. Und mit unnützen, spitzigen Reden hat er sie gezwungen, ihm ihren Trauring zu geben. Und als er ihn in der Hand gehabt, hat er gesprochen: Sieh nun, Deinen Trauring hab' ich wieder erlangt und sage Dir auf: Ehre und Treue, Liebe, Freundschaft und alle Güte. Du darfst Dich auch nun und in Ewigkeit nichts Gutes zu mir versehen. Ich will Dich verfolgen bis in den Tod, sollte ich auch nimmer hinkommen, wo Gott ist. Ungemach, Wehmuth und Elend, Armuth, Zauberei, Widerstellung, was ich nur immer zu Wege bringen kann oder mag, will ich Dir zufügen und wenn Du oben auf St. Peters Thurm in Riga ständest, solltest Du solches Alles nicht überschauen können. — Und wie er gesagt, so hat er gethan. Von Stund an hat er sie gemieden, in Lohmüllers Hause drei Tage lang rothen Wein getrunken und ist nach Hause gekommen und hat nach Wulff, dem Münzmeister, geschrieen, der solle zum Bürgermeister: die Frau habe ihn vergiftet. Der Bürgermeister aber war ein kluger Mann und verstand sich auf solche Krankheit und hat ihm nicht willfahren wollen. Da hat sie der Burchard eines Sonntags früh — es wird der Sonntag gewesen sein, wo sie sackte und sackte — aus dem Hause gewiesen und, da sie die Klinke der Thüre nicht fahren lassen, auf die Strasse geworfen ohne einen Heller. Da hat sie in ihrer Noth lange nicht gewusst, was beginnen und endlich ihrer Freunde in Preussen gedacht und hingewollt zu ihnen und dem Rathe das anzeigen lassen, dass, wenn sie wiederkäme, es nicht hiesse, sie wäre selbstwillig gegangen, und hat Burchard um ihr Habe und Gut angelangt, worauf er ihr 10 Mark gegeben, einen braunen zerrissenen und noch einen schwarzen Rock, drei Ohrkissen, einige Hemden und Tücher

und ihr sagen lassen, sie solle ziehen in sieben Paar Teufels Namen und nimmer wiederkommen.

Darnach — so fährt sie wörtlich fort — hab ich all meine Dinge, damit ich von dort nach Preussen zu meinen Freunden reisen möchte, gesetzt und mich zu Schiff zu begeben entschlossen. Da nun Borchart genugsam vernommen und ernstlich gewusst, dass ich zu Wasser meinen Weg nehmen würde, hat er sich öffentlich verlauten lassen: ich sollte nur mit dem Schiffe, Schiffer und anderen Kaufgesellen von hinnen ziehen, wir sollten noch sämmtlich die Füsse in der See waschen. Dem leider also geschah. Denn da das Schiff erstmals aus der Düna absegelte und auf den Rigischen Boddem kam, stand es drei Tage lang daselbst ganz stille und wiewol der Allgewaltige schön Segelwetter verliehen und viele mehr andre Schiffer uns flott vorbeiliefen, die sich solches unerhörten Unfalles ausser Massen mit Lachen verwunderten, so konnten wir doch keineswegs von dort kommen. Welchs Männiglich, so auf dem Schiffe waren, ganz fremd deuchte und zu grosser Erschreckung insonderheit den Schiffer bewegte, der aus ganz vergrimmtem, zornigem Muthe mir sagte: Dass wir jetzunder in solcher Gefahr stehn, ist Niemands ausser des Bösewichts Borchard, Deines Ehemannes, Schuld, denn das hat er Deinthalben durch seine Zauberei angestiftet, — und wollte mich auf ein Bret binden und über Bord werfen lassen. Solches nahm ich theils für Scherz, weil mir die Worte, die Borchard vor meiner Heimreise gesprochen, noch nicht bekannt waren, theils aber brachte es meinem Herzen doch nicht geringe Beschwerung. Indem aber blieb der Schiffer auf seinem Vorhaben hartherzig und unbeweglich und liess ein Bret hervorholen, mich über Bord zu werfen. Als ich nun endlich vernahm, dass Solches im ernsten Muthe geschah und zu einem unverhofften Aergern, nämlich zu meines Lebens Gefahr, gereichen würde, bin ich in so grosser Herzensangst und so beschwertem Jammer am Mastbaume niedergesunken und einem machtlosen todten Menschen gleich worden. Da hat auf dem Schiffe ein Geselle, Barthold genannt, gesagt: Ein Jeder thue gleich wie ich tun werde, alsdann sollen Gott helfend alle Dinge zu einem guten Ende noch wol gelangen, — und zog seinen Schuh, den er über dem vorderen Fuss hatte, auf den linken und kehrte seine Kleider um sammt Allen, die da zur

Zeit auf oftgedachtem Schiffe waren. Da nun dem also geschehen, begann das Schiff so eilig und schnell zu laufen, dass wir selbst nicht inne wurden, wohin wir segelten, ehe wir an Gothland kamen und beinahe das Schiff in Stücke gerannt wäre und seine Zauberei, ja heidnische Behexung, ihren Fortgang genommen hätte, so uns der Allmächtige nicht gnädiglich vorgesehen, mildiglich erhalten und von gedachtem unerhörtem, gräuelichem Zauber erlöst hätte. — Also, gnädiger Fürst und Herr, Ja noch viel unchristlicher, schändlicher und giftiger, als dieser erste Theil seiner boshaften, geschwinden und unmenschlichen Thaten und Handlungen ist mir armen, elenden, betrübten Weibe von dem bösen Menschen Borchard begegnet, dass Alles hierinne nicht mag, noch kann verzeichnet werden. —

So sammelte sich über dem armen, verlaufenen Mönch das Wetter seines Hauskreuzes nach kurzer Pause drohender und furchtbarer, als je zuvor. Allein, ehe es vollends losbrach, hatte ihn in seiner mönchischen Sorglosigkeit ein viel gewaltigeres Gewitter übereilt und zu Boden geworfen.

Bei allen Mängeln und Schwächen würde man den nicht gewöhnlichen Mann doch zu niedrig schätzen, wenn man nun meinte, es wäre Alles nur Derbheit und Genusssucht gewesen ohne sittlichen Kern. Aufrichtig war er erfüllt vom Geiste der Reformation, Man muss sein Fastnachtsspiel lesen, seine Psalmen, seine Lieder; überall bricht dies Zeugniss lebendig und kraftvoll durch. Sein Innerstes war durchdrungen von dem Heile, ausser dem er kein Heil wusste. Selbst in den leichthinschreitenden Vers seiner Fabeln fasst er an vielen Stellen Worte des Evangeliums und man sieht es ihnen an, sie sind nicht um der Reime willen gefunden. Von seinen Liedern ist das Meiste in die Strassburger Gesangbücher übergegangen und unter den Dichtern des Kirchenliedes nimmt er einen ehrenvollen Platz ein.

Er hatte seine Ueberzeugung und er hielt fest an ihr. Er war kein Held, aber in seiner Weise ist auch er Vorkämpfer geworden; auch er hat gelitten und nicht nur durch Barbara Schulz.

Als er den Mönchskittel abwarf, war die Reformation eben ins Land gekommen. Noch war sie beschränkt fast nur auf die grössern Städte; noch hatte sie wenig ins Herz des Landes

gegriffen; ihre Jünger waren begeistert, doch wenig zahlreich; die Feinde schienen rücksichtslos und waren weit überlegen. Jeder Kampf war ein Kampf zur Ehre Gottes. Kein Gebot politischer Pflicht kam in Frage: gegen den Himmel musste die Erde weichen.

Man kann nicht leugnen, dass eben in der Reformation selbst ein Gegensatz lag gegen jede ältere politisch-gedrungene Staatenbildung. Das sittlich-politische Moment der Gewöhnung musste zersetzt werden von den frischen Säuren ihrer Grundlehre. Je menschlich bequemer sie sich der Menge darstellte, um so mehr verlor das Herz seine Sehnsucht nach Traditionen. In ihrem tieferen Wesen war sie doch erst wenig begriffen; was sie forderte lag den Herzen meist ferner, als wovon sie lossprach; die nächste Wirkung war weniger, dass man sich gebunden fühlte im neuen Gesetz, als befreit vom alten. Einzeln fanden sich die Seelen plötzlich vor Gott, jede mit eigenem Schwerpunkt; einzeln meinten sie auch auf Erden stehen zu dürfen. Eines that Noth. Für andre Arbeit, für andre Interessen ist lange kein Raum gewesen in den Herzen. Ueberdies hat man jederzeit erfahren, dass in Zeiten religiöser Bewegung das Bewusstsein politischer Ehre und Pflicht wie todt war. Es wäre denn beides etwa eins gewesen in Ziel und Mitteln.

Nirgends aber wirkte diese zersetzende Kraft der Reformation so tief, als in Städten wie Riga mit seinem selbstgenügsamen Reichtum, seinem Ueberschuss an Menschen und Kräften. Nirgends zugleich war der Verkehr so lebhaft, kam soviel Zuzug von aussen. Nicht nur Predicanten und Reformatoren, nicht nur Kaufleute und Schiffer. Aus Deutschland strömten erwerblose Männer der Künste herbei, der Wissenschaften, des Rechts und suchten nach Herren oder Clienten. Es sammelte sich eine Schar heimathloser Köpfe, bedacht auf den eigenen Vortheil, entschlossen, wo nöthig, Alles zu wagen, wo für sie nichts zu verlieren stand: heute Eiferer für Glauben und Recht, morgen Abenteurer, endlich Verschwörer,

Nahe an diese Strömung war der verlaufene Mönch gestellt.

Wol war er vor Jahren ins Land gekommen; wol hatte er sich eine Heimath gegründet; man zählte ihn unter die Bürger und er meinte es sicher gut städtisch. Allein was war ihm das Land und das Gesetz dieses Landes?

Seine Politik war gemischt aus Mönchsklugheit und zünf-

tischer Engherzigkeit. Es war die Politik der gewitzigten Tauben, welche, da die Sperber mit einander hadern und im Hader vergessen, die anderen Vögel zu fressen, Frieden stiften zwischen ihnen und nun selber gefressen werden. Die Moral zieht er so: „Wenn der bosshafft vnd die reichen In freundtschafft komen mit irsgleichen. So muss ir Schwerdt den armen schneiden Zur zeugniss han wir Christus leiden". Wen sich der dichtende Kannengiesser unter den Bosshaften und Reichen dachte, hat er in einer Fabel von Wolf und Fuchs launig und mit zünftischer Uebertreibung geschildert. Der Wolf erzählt dem Fuchs, wie er in Winterszeit vor Hunger in eine Stadt geschlichen und unter der Mauer versteckt mit Staunen einem prächtigen Aufzuge von wol hundert Männern und Frauen zugeschaut, die alle in reichster Kleidung mit Pfeifen und Saitengespiel vorübergezogen. Die Besten aber unter den Männern trugen Pelze von Wolfshäuten und Eines vor Allem war gar wunderlich: Die Einen, wie sichs der Wärme wegen schickt, trugen das Rauche nach innen, die Andern aber, als wären sie gar thöricht, nach aussen. Weisst du etwa, was das bedeutet? Der Fuchs lacht spöttisch und meint, das verstehe freilich nicht jeder Bauer. Der Wolf wird noch neugieriger: „Es muss gar wunderlich sein drumb." „Es ist ein gross Mysterium Sprach der Fuchss, doch wil ich dirs deuten Die Gsellschafft von zweierley Leuten Wie mich bedunckt, etlich vom Adel. Dieselben leiden keinen tadel, — — Sie wüten stets wie die Tyrannen, Wenn mans vnfreundlich thut anzannen, So schlahens, beissens vmb sich her, Gleich einem Leuwen oder Bär — — Vnderdrücken beyd Leut vnd Land Vnd sind irs raubens wol bekannt Gleich wie du deine grauwen har, Ausskerst, vnd tregst sie offenbar. — Das man sie bey den Federn kennt Dennoch man sie gnad Juncker nennt. — Solch Wölff helt jetzt die Welt in ehren, Drumb sie das rauhe aussen keren, Die andern welch man nennt Kauffleut, Kleiden sich auch in Wolffesheut, Mit Geitz den gmeinen Mann bestehlen, Doch wissen sies so fein zu helen — Sind Wölff vnd wöllens doch nit sein, Schmücken den Wolff mit frommen schein Vndr einer Schafshaut vnd frommen schalck Verbergen sie den Wolffesbalck Mit gutem gwandt vnd seiden Röcken Sie allezeit den Wolff bedecken." Und die Moral der Fabel? Dass ein Kannengiesser kein Politiker ist.

Unter den Männern, welche in Riga durch ihr Talent eine hervorragende Stelle gewonnen, nahm dazumal Magister Johannes Lohmüller offenbar nicht den letzten Platz ein. Beim Erzbischof Jaspar, demselben, für welchen Burchard Waldis ehemals den Pfaffendiener gespielt, war Lohmüller als Kanzler gestanden, als ihn die Stadt in ihre Dienste nahm und nachmals zum Syndicus erhob. Selten ist ein Mann zweideutigen Charakters und verächtlicher Politik so hoch gepriesen worden, als dieser Syndicus der Stadt Riga. Weil er an Luther geschrieben, weil er der Reformation unstreitig grosse Dienste geleistet, hat man übersehen wollen, dass er sich selbst gebrandmarkt hat durch eine Reihe politischer Vergehen, welche aus beispielloser Schwäche des Charakters erklärbar wären, wenn sie nicht zu kenntlich den Stempel des Verraths trügen. Als er bereits Secretaire der Stadt ist, bezieht er noch ein Jahrgeld vom Erzbischof Johannes und während er im Solde des Erzbischofs steht, sucht er dem Ordensmeister den Weg zur Alleinherrschaft über Riga zu bahnen und während er dem Orden zu dienen scheint, bewegt er die widerstrebende Stadt dem Erzbischof zu huldigen und als sie dem Erzbischof gehuldigt, erwirbt er ihr den Schutz auswärtiger Fürsten. Als er darüber mit dem Erzbischof zerfällt, der ihm das Jahrgeld entzieht, schreibt er einen Beweis: Dass Papst, Bischöfe und geistlicher Stand kein Land und Leute besitzen, vorstehen und regieren mögen aus der heiligen Schrift verfasst, und überreichte seine Abhandlung dem Landtag und den Comthuren des Ordens. Und als ihn die Stadt mit dem neuerwählten Erzbischof Thomas zu handeln bevollmächtigt, weiss er sie der Vollmacht entgegen dem Erzbischof wieder in die Hände zu spielen; tritt in den Sold des Herzogs Albert, des Markgrafen Wilhelm und muss endlich bei Nacht und Nebel nach Preussen fliehen, sein Leben zu retten. Dann aber hat er bereits mitgesät an der Saat, die nun lustig in Halme schiesst.

Wir haben gesehen, wie Burchard Waldis bei Lohmüller ein- und ausging; wie er einmal drei Tage lang sein Haus nicht verlassen. Der Syndicus hat ihn ganz gewonnen: einmal hat er ihm gelobt, er solle wol noch in den Rath kommen. Den glaubenseifrigen Mönch bestach der beredte Schein der Ueberzeugungstreue des Mannes; in ihm fühlte er sich den Grössen der Reformation gleichsam näher gestellt; er war

nicht welt- und menschenkundig genug, zu durchblicken, in welchen Kreis er gebannt ward. Und war es zu verwundern, dass der verlaufene Mönch sich täuschen liess, wo die Stadt Riga und drei Ritterschaften das Netz nicht fühlten, in das sie enger und enger versponnen wurden?

In der Reformation dieses Landes bezeichnet das Jahr 1532 fast eine Epoche. Es ist der Wendepunkt aus der alten Zeit in die neue. Von da ab treten Gewalten auf die Bühne, mächtiger als die ganze Conföderation. Anfangs unbemerkt, gewinnen sie zusehends an Boden; endlich entschleiert, bekämpft, bedrängt, sind sie bereits zu erstarkt, um ganz niedergerungen zu werden; sie weichen einen Schritt, dann richten sie sich auf, wechseln den Angriff und zertrümmern, was ihnen in den Weg tritt.

Das Jahr 1532 gibt Livland seinen schmalkaldischen Bund. Vielmehr es ist eine Reihe Verbindungen, scheinbar getrennt, doch alle verknüpft durch die gemeinsame Sache. Derselbe Kern, zuletzt derselbe Körper: wer sich der Seele bemächtigt, wird Herr über Centrum und Glieder.

Am 6. Februar schliesst die Stadt einen Bund mit Mannen von Kurland. Es ist schon deutlich ein Bruch in die alten Formen der Staatskörper. Nicht das Land, nicht die gesammte Corporation untersiegelt. Mittenheraus treten Einzelne und übernehmen politische Pflichten, die Buttler, die Sacken, Hahn, Schöpping, Brinken, Korff u. A. Man gelobt zwar, der ordentlichen Obrigkeit recht zu gehorsamen, alles nach Mass und Regel desselbigen Wortes Gottes, was Gott gehört Gott und der Obrigkeit das ihre zu geben. Allein es ist schon ein bedenklicher Zusatz, wenn man nun doch nur solche Obrigkeit meint, die Gott, seinem heiligen Worte und Reiche, dazu dieser christlichen Einigung und allen anderen Evangelischen Einigungen nicht widerstände. Das war der gefährliche Sinn der Scheidung dessen, was Gottes und was des Kaisers sei.

Einen Monat zuvor, am 4. Januar, ist ein gleiches Bündniss beschworen zwischen Stadt und Ritterschaft des Erzstifts. Am 30. Januar mit dem Comthur von Windau, Am 25. October folgt das Verlöbniss mit der Ritterschaft von Oesel. Am 27. December mit dem Herzog zu Preussen. Am 1. April des folgenden Jahres endlich erwirkt Lohmüller — er ist damals

noch im Lande — den Bund auch mit des Herzogs Bruder, dem Markgrafen Wilhelm, welcher Coadjutor des Erzstifts geworden und sich zu behaupten denkt gegen Plettenberg und die ganze livländische Conföderation.

So vollzieht sich die Vorbereitung. Glied an Glied schliesst sich zur Kette. Vom Erzstift aus umfasst der gefährliche Bund Oesel und Kurland und lehnt sich an Preussen. Im Rücken durch das Meer, durch Polen im Süden gesichert, wendet er die Fronte, durch alle Landschaften ausgedehnt, drohend dem Orden entgegen. Alles im Namen Gottes; zum Theil in wahrer evangelischer Begeisterung. Brief und Siegel hatten die Bundesgenossen daran gesetzt, das Evangelium zu behaupten; das war das Siegel, von dem Alle wussten, das Alle beschworen hatte.

Und doch war es eine förmliche Verschwörung. Blieben nicht Alle unverändert, Werkzeuge nur des einen Gelübdes; folgten sie anderen Berechnungen, liessen sie sich bewegen von anderen Wahlverwandschaften: dann, während die Masse noch meinte, auf dem alten Boden zu stehen, hatten sich schon die Klügsten, die best Eingeweihten, die Rücksichtslosesten ganz der Bewegung bemächtigt. Auf der geneigten Ebene des Verraths bewegts sich jederzeit von oben her unmerklich; nur je tiefer herab, um so haltloser vollzieht sich kopfüber die reissend wachsende Bewegung.

Die Dinge kamen wie immer anders, als man berechnet.

Deutlich scheiden sich in dem evangelischen Bunde zeitig drei Gruppen. Die Stadt will nur das Evangelium festhalten und es behaupten; was dazu dient, ist sie entschlossen nicht zu scheuen.

Anders die Ritterschaft des Erzstifts. Wir haben gesehen, wie sie auf dem Ständetag von 1526 lange sich wehrt, dem Erzbischof aufzusagen; nur widerstrebend erkennt sie den Meister als alleinigen Herrn an. Als Plettenberg die dargebotene Herrlichkeit zurückweist, fällt sie rasch auf den eignen Schwerpunkt zurück und dient nur den eignen Interessen. Ihren Vorrang ist sie entschlossen zu behaupten auch auf Kosten der Conföderation: sie verlangt einen erblichen Fürsten. Nun findet sie ihn mitten im Bunde. Sie wartet nur auf den Tod des Erzbischofs; dann soll Markgraf Wilhelm den Krummstab ergreifen und, des Besitzes sicher, sich vermählen, der

erste Schritt zur Säcularisation. In Allem, was folgte, schwor man, zu ihm stehen zu wollen.

Diese Constellation benutzt der Markgraf zu kühneren Anschlägen; seine Pläne gehen weit über das Erzstift hinaus. Als Bundesgenosse gebot er über die geheimen Mittel des Bundes: er war entschlossen, seine Herrschaft zu festigen soweit der Bund reichte. Der Bischof von Oesel lag eben im Hader mit der Ritterschaft der Wieck; der Markgraf versicherte sich der Missvergnügten und liess sich zum Gegenbischof ausrufen: bewaffnet fiel er ins Erzstift; zu Hapsal nahm er die Huldigung entgegen. Mit durchdringendem Blicke erkannte Plettenberg die grosse Gefahr dieser Stellung, aber mit unerschütterlicher Mässigung wählte er unter den Mitteln, ihr zu begegnen. Gewalt der Waffen hätte die wieckische Fehde in livländischen Bürgerkrieg verwandelt: Alles, was von Abenteurern und Verschwörern im Lande war, hatte sich in die Bewegung geworfen. Unermüdlich suchte er zu vermitteln; von Landtag zu Landtag verhandelte er die Ansprüche der Parteien; die Heftigkeit des Krieges brach er durch wiederholten Stillstand. Und seine Politik behielt Recht. Noch ehe er starb, war dem Anschlag die gefährlichste Spitze gebrochen. Der Markgraf gab seine Ansprüche auf; wenigstens wollte er gelegnere Zeiten erwarten. Allein, wie jeder Sturm früher sich legt, als die Brandung, die er erzeugt und wie das empörte Element oft dann erst die zahlreichsten Opfer fordert, so droht nun, als der alte Meister todt ist, die zerstörende Nachwirkung jener Fehde. Scheinbar ist sie verglichen, allein die Parteien sind nicht versöhnt. Der alte Meister ist gestorben, ehe er die Gemüther besänftigen können: die gescheiterten Ritter und Abenteurer sind nicht befriedigt. Der offene Anschlag ist missglückt; um so tiefer unterwühlt Verschwörung den Boden.

So entschieden die Stadt eingetreten war für das Evangelium, die Ritterschaft für die Säcularisation des Erzstifts: die Verschwörer gingen weit über beide Pläne hinaus. Glauben und Kirche waren ihnen Mittel zum Zweck, das Erzstift nur der kleinere Teil der Beute. Mit wem sie ihr Bündniss schlossen, galt ihnen gleich. Nur siegen, war ihre Losung.

Aus ihren eigenen Bekenntnissen erfährt man ihren Anschlag. Würde der Markgraf nebst seinem Anhange zu hart bedrängt,

so sollten ihm die Verbündeten zu Hilfe kommen zu Wasser und zu Lande. In diesem Bunde standen der Herzog von Preussen und drei Könige. Der König von Dänemark sollte seine Flotte auf Riga beordern; der König von Schweden auf Oesel und Reval; der Herzog von Preussen mit Reitern und Fussvolk in Kurland einfallen und beistehen sollte ihm — der König von Polen. Der König von Polen! Der Schirmherr des katholischen Erzstifts, selber katholisch mit seinen katholischen Schaaren!

Was war evangelisch geblieben an jenem Bunde? Zu Ehren Gottes war er geschlossen: in eine politische Verschwörung war er verwandelt. Auf Freiheit des Glaubens war er errichtet und eingeleitet hat er nichts, als den Untergang des Landes, der sich mit kurzen, angstvollen Pausen von da ab unaufhaltsam vollzog.

Es war jene Combination feindlicher Gewalten, welche zu hindern Plettenbergs Lebensaufgabe gewesen war.

Die Unbefangenen, die Gläubigen, die Aufrichtigen ahnten nichts von den Dingen, welche sich vorbereiteten. Sie träumten immer noch, das Evangelium zu schirmen, als schon der König von Polen im Bunde stand und nichts des Schirmens bedurfte, als ihre eigne, armselige Freiheit.

In jenem Anschlage war den Unzufriedenen im Lande eine nicht gemeine Rolle zugefallen. Der Ausgang der Oeselschen Händel fand sie missmuthig auf ihren Gütern zerstreut, die Ungern, die Sass, Maydell, Taube, Frank, Uexküll, lauter angesehene Geschlechter. In Kurland schaarten sich die Missvergnügten im Bauskeschen; dort hatte Diedrich Buttler von Tuckum seine Güter. Andere waren ausser Landes geflohen: Conrad Uexküll weglagerte vor Lübeck; zwanzig Reisende hat er dort geplündert und erstochen; Valentin Bulgerin, Reinhold Sass u. A. waren in des Herzogs Albert Dienste getreten und spannen die Fäden von dort aus.

Sie fanden dort jenen Mann, der eingeweiht war, wie kaum ein Zweiter, in die Geheimnisse der livländischen Händel. War er doch lange selber ein Theil ihrer gewesen. Magister Johannes Lohmüller hatte sich unter dem Schatten des Herzogs zu Königsberg niedergelassen. Um ihn schaarten sich die Emigrirten; mit seiner geistigen Spürkraft witterte er die Wege; er war der Kopf; an Armen sollte es nicht fehlen. Immer

im Namen Gottes, unter dem Schirm des evangelischen Bundes vertheilte man die Rollen: Reinhold Sass sollte in Oesel landen, der Hauptangriff auf Kurland erfolgen; auf der Grobinschen Strasse wurde der Herzog erwartet; sobald er erschiene, wollte Dietrich Buttler ihm zuziehn.

Heimlich und sorglich war Alles vorbereitet. Unsichtbare Fäden spannen das Netz. Spione und Agenten des Herzogs meldeten nach Königsberg jede Bewegung in Riga, im Lande; Botschaften kamen und gingen und treue Boten hatten sich gefunden.

Wie hätte unter den Boten Burchard Waldis gefehlt? Der Freund von Lohmüller, der Kannengiesser, der evangelisch im Innersten Entzündete. Was vermochte ihn zu rettten aus der allgemeinen Bewegung? Er schlug sein Blech; er reimte seine Fabeln; er glaubte an seinen Erlöser: was kümmerte ihn die livländische Conföderation!

Und wer hätte sich besser geeignet zu heimlicher Botschaft? Wo war er nicht gewesen, als Mönch, als Blechschläger! In Rom, zu Nürnberg auf dem Reichstag, in Preussen, in Hessen, am Rhein oben und unten, in Holland, in Lübeck, in Breslau, zu Wasser und Lande, auf Messen und Märkten, überall geschäftig mit Fuss und Hand, mit Gedanke und Wort, ausbietend, sammelnd, erzählend, betrachtend. Man war gewohnt, ihn jährlich gehen und kommen zu sehen: sein Geschäft brachte es so mit sich. Er war leicht gewonnen zu dem gefährlichen Amte.

Ob er eingeweiht war in die bedenklichen Händel; ob ihm die Augen geschlossen blieben und er nichts ahnte von der Mission, die er übte? Ob ihn neben der evangelischen Treuherzigkeit die alte Erinnerung trieb an sein mönchisches Gewerbe, überall zu sein und nirgends, überall zu horchen und zu reden, Gutes zu stiften oder Unheil, immer in maiorem Dei gloriam?

Jährlich zog er aus; jährlich kam er heim. In Königsberg fand er seinen Gönner und Lohmüller wusste ihn zu benutzen.

Wie lange er „Briefträger" gewesen — es waren nur katholische Briefträger, welche die Rigaschen ehemals unter den Thoren der Stadt aufzuhängen waren bedacht gewesen — ist nicht überliefert. Wann er zuerst damit begonnen, ist nicht verzeichnet. Im Herbste 1536 — in seinen Fabeln er-

zählt er es selbst — war er wieder draussen; vor dem Winter wird er wieder heimgekommen sein; sein Weg ging durch Kurland; im Bauskeschen hatte er Verwandte durch Heirath; auf dem Durchzug pflegte er sie wol zu besuchen. Auch diesmal kam er zu ihnen, als eine Krankheit ihn überfiel, von der uns ein wunderliches Zeugniss erhalten ist.

Lieber Vogt, schreibt der Ordensmeister an den Ordensvogt zu Bauske — es wird Ende Januar 1537 gewesen sein — wir haben euer Schreiben empfangen und daraus ersehen, dass Burchard Waldis etlicher Krankheit ferner beschwert ist, davon ihn dann euer Barbier mit Baden oder sonst wol heilen wollte; zugleich begehrt Ihr zu wissen, wie Ihr Euch verhalten sollt, wenn er tödtlich verbliebe. Darauf wollen wir Euch nicht bergen, dass uns in keinem Wege gerathen scheint, gemeldeten Burchard in der Badestube ein- und auszuführen; ist euer Barbier vielmehr auch jetzt noch des Sinnes, so begehren wir, dass ihr den Beiden eine Kammer einweist und sie in guter Verwahrung haltet, auch dass zum Kannengiesser nur Vertraute gelangen und Niemand sonst mit ihm rede und, weil er sich der Krankheit, wir Ihr meldet, merklich beklagt, so dünkt uns gerathen und begehren wir, Ihr nehmet etliche Vertraute, die Krankheit zu besichtigen, dass, falls er sterbe, solche Krankheit bezeugt werden könne. Dessgleichen sind wir gesonnen, einige unserer Räthe und Getreuen mit vollkommenem Bescheid und Befehl an Euch zu senden, um in der Sache weiter zu procediren. Sollte aber der Kannengiesser mit Tode abscheiden, so ist abermals unser Befehl, Ihr lasst ihn in einem Sarge an einen heimlichen Ort bringen und verwahrt ihn wol, bis dass Ihr weiteren Bescheid von uns erlanget.

Was war diese Krankheit? Was bedeutet der Barbier? — einen Arzt? Und die Räthe des Meisters? Und der Sarg?

Um weniges früher, nach Weihnachten 1536, ist ein Protocoll aufgenommen zu Bauske; ein Bruchstück ist erhalten. Es sind Aussagen des Kannengiessers; über einigen Sätzen steht das Wörtchen „peinlich"; bei andern, dass er freiwillig bekannt habe.

Damals, auf seiner Rückreise, bei seinen Freunden, muss er aufgegriffen worden sein; man hatte ihn wol längere Zeit schon beobachtet. Er wurde gefangen, verhört, gemartert.

Und hatte die Marter so unbarmherzig gewüthet gegen seinen armen, mönchischen Leib, dass ihm schon wenige Wochen darauf der Meister einen Sarg zudachte. Daher seine Krankheit? Daher der Barbier! — es war kein Arzt: es war der Henker, ihn zu martern.

Und selbst diese Marter war nur ein gelindes Vorspiel. Was er aussagt ist nicht gar gefährlich. Doch muss er gestehen, um Lohmüllers Flucht zu wissen, um seine geheimen Verbindungen mit Riga, in Königsberg hat er ihn aufgesucht. Ob er das Aergste trotz der Marter verschwiegen? Ob er es selbst nicht geahnt hat?

Vor Weihnachten 1536 war er ergriffen. Im Frühling 1537 führte der Ordensmeister seinen Hauptschlag. Herr Hermann von Brüggeney, der Erbe von Plettenberg's Mantel, hat nichts ererbt von des alten Meisters Milde und Würde: er ist jähzornig, hartherzig und entschlossen, eher zu brechen, als zu weichen.

Ueberall hat er Späher vertheilt; Wege und Stege werden bewacht; mit einem Schlage trifft die entschlossensten Verschwörer, Edle aus Oesel, aus Kurland, unter ihnen Dietrich Buttler von Tuckum. Gefangen wird er nach Wenden gebracht; freiwillig bekennt er, was ihn allein schon unter das Schwert bringen muss; am selben Tage, am 17. April, wird er unter die Tortur gelegt: ein langes Protocoll verzeichnet seine Enthüllungen. Bald darauf im Gewahrsam ist er gestorben, ob natürlichen Todes, ob gerichtet, ob zu Tode gepeinigt? Als er todt ist, hebt die Jagd an auf Alle, die ihm angehangen; seine Freunde und Diener werden ergriffen; die Edlen von Bauske müssen sich förmlich losschwören von jeder Gemeinschaft mit seinen Plänen; seine Güter werden eingezogen: durch Felonie wird der Vasall jedes Rechtes verlustig.

Nun erst beginnt für Burchard Waldis die Zeit der furchtbarsten Prüfung. Nicht als gemeiner Bote und Briefträger, als Mitverschwörer wird er gehalten. Bei allen Ordens-Gebietigern frägt der Meister um Rath, wie mit ihm zu verfahren; es ist das nur in gewichtigen Fällen üblich. Der Comthur zu Fellin — sein Schreiben ist erhalten — erwiedert; der kurze Sinn seines Rathschlags ist: Tortur und wieder Tortur, geheim im Gefängnisse, im Beisein zuverlässiger Ordensverwandten, nicht lautbar. Es ist im April 1538.

Von nun an dringt keine Kunde aus seinem Kerker. Welche Qualen er erduldet, was er gestanden, was er verschwiegen, steht auf keinem Blatte verzeichnet. Nur wie seine Seele gerungen, spricht aus den Psalmen, die er in den Tagen der Angst gedichtet, um, wie er selbst in der Vorrede sagt: „die langweilige und beschwerliche gedancken, und Teuffeliche anfechtung damit zuuertreiben, odderje zum theyl zu vermindern." „An allen Menschen gar verzagt" — so schreit der 25. Psalm aus seiner Seele — „Zu dir mein seel will geben, Herr Gott auff dich hab ichs gewagt, Erhalt mich bei dem leben, All mein Zuflucht stell ich an dich, Lass nit zuschanden werden mich, Dass sich mein feind nit frewen! — Mein Augen sind all zeit zu dir, O Herr mein Gott gerichtet Dass du helfst aus dem netze mir Dern die mich han vernichtet, Erbarm dich mein, vnd sihe mich an, Dann arm bin ich von jedermann Auch gar vnd gantz verlassen. — Meins hertzen weh richt mich jetz hin, Komm Herr und tröst mich wider, Schaw wie ich gar vernichtet bin, Im elend lig darnider, Darumb vergib die Sünde mein, Sieh an wie viel der feinde sein, Die mich an sach verfolgen." —

Die Tage gingen und kamen, aber kein Erretter. Wer hätte seiner gedacht? Die Freunde, denen er Briefe getragen, waren todt oder verbannt oder wagten sich nicht zu zeigen. Undank, der Welt Lohn: in wie viel Fabeln hat er dies nie endende Thema gesponnen, unter wie viel Bildern der Fabel, in wie viel Formen der Moral! Und wie sagt er da immer mit schmerzlicher Versicherung; „Glaub mirs, ich bin mit schaden gelehrt". „Es ist gross Ding freundt in der not, Noch grösser Freundt biss in den tod, Im bösen Gricht, Freundt hinder rücken Die drey machen eine feste Brücken". Brücken- und steglos lag die Zukunft vor ihm. „Solch vntreuw und solch elend wesen Hab ich viel von den Alten glesen, Welchs jetzt wird auff ein hauffen gar Mit schaden an mir selber war Denn jetzt sein kaum zwen oder drey, Die mir in nöten treten bey Den andern hauff muss faren lassen, Sie sein allein dess glücks genossen, Denn da michs vnglück erst anstiess Auss forcht ein jeder Freundt abliess, Da hett all Freundtschafft gar ein end Mir ward der rücken zugewendt".

Einsam sass er und verlassen. Zwei Jahre sind so über ihn hingegangen. Dann wurde er von Bauske abgeführt, das

Gerücht ging: nach Wenden. In Wenden war der höchste, geheimste Richtplatz des Ordens.

Nur einen Augenblick noch und wir schliessen ab mit Burchard Waldis. Nur einige Worte der Betrachtung: der Fabel steht es übel an, in die Welt zu gehen ohne jede Moral.

An Gegensätzen sollten die Pole unsrer Geschichte, vielleicht unsrer Gegenwart, anschaulich werden. Nun könnte leicht Jemand die Gegensätze vermissen; denn solche erscheinen nur am Verwandten. Hier aber scheint eine unübersteigbare Kluft gefestigt: dort der Meister deutschen Ordens, mitten im Centrum des Landes, auf der Höhe des Staates, hochedlen Geschlechts, wortkarg, unerschütterlich im hereinbrechenden Ruin, kaum bewegt vom Schlage des eignen Herzens, ganz hingegeben an den Beruf, den er würdig vertritt, wie kein Andrer, — und nun der verlaufene Mönch, der Fabeldichter, mönchisch bewegt vom Scheitel zur Sohle, geschwätzig, ganz Herz, ganz Glaube, an Einsicht arm, Blech schlagend an der Peripherie des Staates, vom Sturz, den er mitvorbereitet zu haben vielleicht nicht ahnt, selber als einer der Ersten getroffen, niedergeworfen und machtlos.

Dennoch ist etwas, das sie verbindet. Als Pole erscheinen sie abgewandt von einander, getrennt durch den ganzen Durchmesser einer politischen Welt; allein eben diese Welt selbst, die sie scheidet, verknüpft sie; es bindet sie aneinander eben die Geschichte dieses Landes. Und wäre das nicht genug, so binden wir sie aneinander durch eine bündige Moral: Ob im Centrum des Staats, ob an der Peripherie, auch im äussersten Winkel ist man nicht ungestraft Kannengiesser. Je kleiner die Menschengemeine, um so mehr thut, doppelt und dreifach, Eins Noth, bei Hoch und Niedrig, bei Edel und Gemein: politische Einsicht und politischer Wille. Politischer Wille; in keine Schablone der Schule passt der Begriff. Aber gebieterisch tritt er in die Wirklichkeit ein und beherrscht das Geschick der Völker. Weder Frömmigkeit noch bürgerliche Tugend, weder Glauben noch persönlicher Charakter ersetzen dies Eine. Mit blos persönlicher Würde ist auch politische Ohnmacht vereinbar, mit der frommsten Gesinnung politische Indolenz. An Ohnmacht und Indolenz aber zerfallen kleine Gemeinen. Verlaufene Mönche kennt dieses Land nicht mehr. Allein, kommen die Zeiten der Prüfung, dann wird es auch

nachmals an Leuten nicht fehlen, welche bei Lohmüllers rothen Wein trinken und Psalmen singen, während sie an ihrem Theil helfen, das Vaterland verrathen. Und das ist auch eine Moral der Fabel. — —

Langsam brach sich die Kunde vom Elend des armen, hessischen Mönches Bahn. Langsam kam sie nach Hessen, nach Allendorf, wo seine Wiege gestanden. War ihm auch Alles todt, hatte ihn Alles vergessen, Freunde und Bürger, Gönner und Verschwörer —: mit denen ihn Nichts verband von Entwürfen von Plänen, Nichts, als das Blut des Herzens, als treumenschliche Liebe, die konnten ihn nicht vergessen. Zwei Brüder machten sich, auf den Bruder zu holen, arm, machtlos, ohne Mittel, in fremde, unbekannte, weit abgelegene Lande, mitten hinein in Gefahr und Beschwerde. Weiber und Kinder liessen sie zurück und nahmen Nichts mit, als ein Schreiben des Landgrafen Philipp und ihr unerschrockenes Bruderherz.

Jahre waren vergangen. Hatte der Mönch nicht abgebüsst; waren nicht die wirklich Schuldigen gerichtet oder geflohen? Das armselige Werkzeug hatte seinen Theil der Marter getragen. Die Fürsprache des Landgrafen, die Mahnung des Raths zu Riga, die unermüdeten Bitten der Brüder erweichten das harte Herz des Meisters. Er liess den Gefangenen ledig und gab ihn zurück in die Hände der Seinen.

Im Sommer 1540 ist er nach Hessen heimgekehrt; was sollte er in dem Lande, wo, wenn er die Summe seines Lebens zog, er den bittersten Jammer erfahren? Und war er weise geworden durch alle Erfahrung? —

In Einem wenigstens ist er unverbesserlich geblieben, ein echter, verlaufener Mönch. Der berühmte Landgraf hatte zwei Frauen, nämlich auf einmal, beide, zum grossen Aerger der Reformatoren, ihm angetraut; Frau Margaretha hiess die eine. Frau Margarethen widmete Burchard Waldis — er war in Hessen Pfarrer geworden — seine Dienste: sie haben ihm die reiche Abtei Abterode eingetragen. Und als wäre das nicht genug der Huldigung für jenes Geschlecht, dem er manche seiner wunderlichsten Erfahrungen dankte: er nahm sich zum ander Mal eine Frau. Diese hat er dann freilich nicht überlebt.

Dante.

Zwei Vorträge,
in der Aula der Universität zu Dorpat,
gehalten
am 19. und 22. Februar 1866.

I.

Den Erwartungen, welche der Name Dante gemeinhin erweckt, besorge ich wenig entsprechen zu können.

Man ist zu gewohnt, in seiner Commedia in Untiefen gelehrter Mystik zu tauchen und nach verwickelten Wundern zu suchen, als dass man sich gern darein fände, aus dem Meere seiner Gedanken allbekannte Gestirne wiederleuchten zu sehen.

Nicht von der Commedia, sondern von Dante will ich zu Ihnen reden.

Aber freilich ist mir die Commedia das Buch, aus welchem er am vernehmlichsten redet.

Mit seinem gewaltigen Geiste steht er zwischen der sichtbaren Welt und der unsichtbaren; das Bild der irdischen Wirklichkeit fängt er in seinem Seelenspiegel auf, bricht und wirft es in die Unendlichkeit und, wie es von dort auf ihn reflektirt, so stellt er es dar. Meine Aufgabe wird sein, die Strahlen zu fangen und in entgegengesetzter Richtung zu binden: in der Begegnung des Endlichen und Unendlichen soll Ihnen sein Bild sich darstellen, nicht in der historischen Vereinzelung, behaftet mit dem Krame florentinischer Annalen. Es ist genug, wenn Sie wissen: im Jahre 1265 ist er geboren; 1321 gestorben; er hat Beatrice geliebt und die Commedia gedichtet.

Mittwegs zwischen Wiege und Grab irrt er von seinem Lebenswege. Er hat geliebt — es ist vorbei; Genuss und Wechsel geben ihm nicht Frieden; — er hat gekämpft; er hat gestrebt; er hat sein Ideal von Freiheit und Ordnung zu verwirklichen gesucht; er hat Florenz gedient — es ist vorbei; er hat auch gehasst und verachtet.

Er wandelt wie ein Träumender und verirrt sich in einen rauhen Wald, dessen Schrecken so furchtbar sind, fast wie der Tod selbst. Er ist Grames voll; die See der Trübsal steigt ihm ans Herz, als er mit der weichenden Nacht in der Tiefe des Thales einen Berg erreicht, dem die Sonne eben den Gipfel streift und er schickt sich an, emporzusteigen und so zu entrinnen. Da verlegt ihm ein Pardel, scheckigen Felles, den Weg, leicht und geschwind, wie die Lust der Sinne. Noch hofft er — es ist Frühling; die Sterne scheinen, welche damals schienen, als Gott zuerst sie bewegte. Aber wüthend vor Hunger und brüllend, dass die Luft zittert, hocherhobenen Kopfes, wie der Stolz, der nicht duldet, was ihm widerstehe, tritt ein Löwe ihn an: da wächst ihm die Furcht, und eine Wölfin, mager, gierig und wie gesättigt, wie die Alles verlangende, verzehrende, elend machende Menschenbegierde, drängt den Verzagenden vollends in das Thal zurück, wo er rathlos hinirrt, bis ihm der Schatten Virgil's erscheint, der Meister seines Ruhmes, und ihn von der Wölfin errettet und mit sich führt den einzigen Weg aus diesem Thale der Seelenangst, des Jammers, der Sünde und des Todes: den Weg durch das Jenseits.

So beginnt er die Wanderung durch die Hölle. — Und mitten aus Schrecken wird er hinab in Schrecken gestürzt.

Denn unter der Erde steigt die nächtliche Welt in neun, durch Gräben getrennten, durch Dämme verbundenen Kreisen trichterförmig verengt gegen das Erdcentrum ab, dorthin, wo Lucifer, als er vom Himmel stürzte und die Südsee das Bett seines Sturzes begrub, mittenhinein geschleudert ist, um aus dreimal zwei Augen blutige Thränen zu weinen und mit dreimal zwei Flügeln Kälte zu wehen und seinen eigenen Kerker und den Brunnen der Tiefe in Eis zu verwandeln. Während in den oberen Kreisen, nächst dem Eingange aus der Oberwelt Dämmerung und Sturm und ruhelose Bewegung, oder ewiger Hagel und Schnee und Regen und Schmutz und regungslose Pein herrscht; oder Sisyphus-Qualen; oder die Verdammten

stecken in schlammigen Sümpfen, oder liegen in glühenden Särgen begraben; andere tiefer unten sitzen in Blutströmen; andere in blutenden Bäumen, körperlos, weil sie sich selber den Körper genommen haben; oder wandern auf Wüstensand unter dicht fallenden Feuerflocken; oder pilgern gepeitscht auf und ab, zwei Schaaren, die sich ewig begegnen; oder sitzen in Kloaken oder stecken kopfunter in Felslöchern. Andere wieder tragen das Antlitz zum Rücken gewendet; andere stecken in siedenden Pechteichen; oder die gemarterten Schultern drohen ihnen zu brechen und brechen ewig nicht unter der ewig marternden Last bleigefüllter Mäntel; andere wieder werden von Schlangen umschlungen; mit Schlangen gekuppelt, dass beider Leiber in eine gräuliche Einheit verschwimmen, die langsam ihres Weges dahingeht; oder in Schlangen verwandelt, während die Schlange zum Menschen wird und mitten in der Wandlung Auge von Auge, das Menschenauge vom Schlangenauge, nicht lassen kann: so magnetisch ist Blick an Blick gebunden. In lodernde Flammen gekleidet büssen andere; oder kreisen ruhelos, nach jedem Kreisgang von Dämonen mit schneidenden Schwertern zerhauen, dass sie ewig wandern, das Herz ausser dem Busen; andere wieder fahren auf und ab in der Qual des Aussatzes. Endlich ganz in der Tiefe liegen die Tiefstverdammten im Cocytus eingefroren und ewig unter ihnen bewegt Lucifer die federlosen Flügel in Nacht und Frost.

In Schattenleibern, bis zur Auferstehung des Fleisches, wandeln die Unseligen, meist gewaltig in Gliedern und Bau, den Martern gewachsen, die sich an ihnen ewig erneuern. Und in den Leibern, wie die Hölle sie fordert, wohnt ein höllischer Geist, voll Thränen und finsteren Grames oder voll Trotzes und himmelverachtenden Stolzes. Den Gebilden entspricht die Handlung. Die Ruhe selbst wird zum Spiegel der Ruhelosigkeit; aber die höllische Bewegung ist ziellos; ewig kehrt sie in ihren Anfang zurück, ohne — und das ist das höllischste Gesetz der Hölle — ohne dass die Gewöhnung den Schmerz lindert und mit den endlos wiederholten Qualen versöhnt.

Dort, wo Lucifer in die Erde hineingeschleudert worden, hat sich über ihm der Stoff des irdischen Auswurfs zu einem Berggebilde emporgehoben, das von dem Spiegel der Südsee dorthinauf führt, wo Lucifer herabgekommen ist. Am Saume dieses Berges — es ist der Berg des Purgatorio — tritt, wer

die Hölle durchwandert und den Mittelpunkt der Erde und Lucifers selber erreicht hat, aus der Tiefe empor — aber wer ist je diese Strasse gegangen? — und beginnt den Aufgang durch sieben concentrische Kreise, die durch Bergabhänge geschieden, durch Felsentreppen verbunden, je höher um so enger den Gipfel umschweifen, auf dessen Höhe das irdische Paradies mit Gärten und Quellen den Pilger gereinigt aufnimmt, wenn er büssend den Saum des Berges umkreist und in die Pforte des Purgatorio Einlass gefunden hat und emporgeschritten ist, wo die Büssenden Lasten tragen, unter denen sie fasst erliegen; andern sind die Augenwimpern durch ein Drathgeflecht in einander geschlossen; die wandeln in lichtem Rauch; jene mit rastloser Eile; andere liegen weinend, das Antlitz am Boden; oder irren hungernd und dürstend mit ungestilltem Verlangen; oder stehen von Flammen angeweht — und durch die Gluth der Flammen steigt der Errettete empor und geht durch das irdische Paradies in das himmlische ein.

In der Hölle, wie im Himmel, ist Alles ewig. Das Purgatorio ist keine ewige Heimath; aus den Schattenleibern der Geister spricht die Pilgerbildung: Alles wandert, Alles sehnt sich, Alles härmt sich; Alles büsst, voll Qualen, voll Entzückens in den Qualen; die Busse ist der Weg zur Erlösung und die Sehnsucht an sich ist hinreichend in ihrer Gewalt, so lange die Hoffnung nicht todt ist. Hier ist die Welt der Verlangenden, die entbehrend geniessen, denn der Genuss ist ihnen gewiss; hier ist die Welt der Müden, der Gebeugten: aber der Schmerz ist Wollust; denn er wird verwandelt werden in himmlische Leichtigkeit; hier harren die Blinden in Nacht auf den Morgen, der ihnen aufgehen wird; die Hungernden und Dürstenden härmen sich im Anschaun fruchtbeladener Bäume und klarer Quellen zu Gerippen, mit Augen, wie steinlose Ringe; ihr Leib verzehrt sich: ihre Hoffnung wächst; hier stehen die Büsser lobsingend in Flammen, denn einmal gehen sie aus ihnen hervor, um dann nie wieder gebrannt zu werden mit der Pein ungestillten Verlangens. Es ist das Menschenleben selbst in seiner sehnsüchtigen Richtung auf das Ewige.

Und wie das Purgatorio in der Unermesslichkeit gipfelt, so wurzelt es im gemessenen Raum. Es ist, wie der Schlaf des Todes, der Zwillingsbruder der Erde. Jerusalem ist Mittelpunkt der menschenbewohnten Hemisphäre: der Berg des Purgatorio

das Centrum des westlichen Oceans. Er liegt nicht so weit jenseits, dass ihn nicht mitunter ein verirrtes, sterbliches Auge sähe: in seinem Anschaun ist Ulysses untergesunken. Seinen Pilgern ist mit den Menschen dieselbe Sonne gemein, die, wenn sie im atlantischen Meere untergeht, dem Purgatorio den Morgen bringt; wenn sie den seligen Büssern im Mittag steht, wird es Morgen in Asien, und, wenn im Purgatorio die Nacht beginnt und der Mittag am Ganges, dann bricht für Jerusalem der Tag an. So sind die Sünder und die Büsser in einen Kreislauf der Dinge verwebt und so begegnen sich Himmel und Erde. Die Pflanzen welche auf Erden sonnenlos keimen, sie haben ihren Samen obenher aus dem irdischen Paradiese durch die Luft empfangen. Und wie die Erde obenher empfängt, so wirkt sie nach oben. Zwar in die Höhe jenseits des Thores, vor welchem der Hüter des Purgatorio sitzt, reicht der irdische Wechsel der Lüfte nicht mehr hinauf; da giebt es nicht Regen, nicht Hagel, noch Schnee; nicht Reif, noch Wolken, noch Thau und, wie auch unten auf Erden eingeschlossene Stürme die Berge erzittern machen: dieser Berg steht ewig stille; nur, wenn eine Pilgerseele frei wird, in die Himmel aufzusteigen, dann erbebt er vom Gipfel bis in die Tiefe. Aber weit über die Grenze der irdischen Luft reicht der Schatten der Erde. Wenn die Sonne hinter sie tritt, so dehnt sich ihr Schatten durch die Himmel, umfängt den Mond, den Mercur und erst jenseits der Venus schliesst sich ihr Schattenkegel und darüber hinaus scheinen die Himmel jedem irdischen Einfluss entrückt zu kreisen. Allein noch weiter reicht die irdische Nacherinnerung und, woher er gekommen, vermag kein himmlischer Geist zu vergessen. Die Seele nimmt ihr menschliches und ihr göttliches Theil mit sich und bis zum Tage der grossen Auferstehung schafft sie sich, dem ihr eingeborenen Gesetze gemäss, einen Schattenleib, zu leiden, sich zu freuen, zu lächeln und zu weinen, wie auf Erden. Selbst in den höchsten Himmeln, wo die Geister in Flammenleibern weilen, wo sonst jede Sehnsucht gestillt ist, sehnen die Seligen sich nach der Zeit, wo sie ihre Leiber wieder annehmen dürfen, nicht nur um ihrer selbst willen, sondern um ihre Mütter, um ihre Väter, um Alle, die ihnen auf Erden lieb gewesen sind. Und in der Sonne, dem Himmel der Theologen, beginnen, als sie aufgerufen werden, dem Erdenpilger die Theorie der verklärten Leiber vorzutragen, vierundzwanzig weise und

fromme Dominicaner und Franciscaner in ihrem Flammenreigen lustiger zu tanzen und zu singen vor Sehnsucht nach ihren todten Leibern, in deren Organen sie einst unermüdliche Kraft zu himmlischem Genusse wiedergewinnen werden.

So lebt selbst in den Himmeln eine Nacherinnerung irdischen Glückes, ein menschliches Gedenken und der Mensch ist nicht zu niedrig geboren, einzugehen in diese Welten der Busse und des Lichtes.

Aber noch ist Dante in den Tiefen der Hölle gefangen und fast erliegt er den Schrecken, die auf ihn eindringen.

Schüchtern und angstvoll tritt er durch das Höllenthor und, als ihm unten in der sternenlosen Luft die Seufzer und Klagen und der Verzweiflungsschrei und die tausenderlei Sprachen und die Laute des Schmerzes und der Wuth und der ganze höllische Tumult entgegenschallen, da bricht er in Weinen aus und die Stirn ist ihm wie von Wahnsinn umgürtet. — Mehr als einmal schwindet ihm das Bewusstsein und ihn ergreift Angst des Todes, oder er fürchtet in schwindelnde Abgründe zu stürzen oder verzagt, die steilen Felsen ersteigen zu können, oder satanisch-boshafte Dämonen schrecken ihn mit Martern und ewiger Gefangenschaft. Aber Virgil ist bei ihm; Virgil mit dem Blick seines Freundesauges; Virgil mit seiner ernsten Rede: er stützt, er hebt ihn, wie die Mutter aus Flammen ihr Kind, so nimmt er ihn hastig an die Brust und weiss ihn zu retten.

Und wie sollte Dante lange verzagen? Ihn bändigt selbst die Hölle nicht auf ewig; seine Stirn wird frei; seine Seele weiss sich zu fassen und hat er nicht eine Verheissung? Er wächst; er ist bald, wie selbstbewusst! Wie stellt er sich mitten in die Schrecken der Unterwelt und lässt sich dienen! Welcher Stolz darin allein, dass er unter die Geister eingehen darf mit seinem Leibe; mit seiner irdischen Schwere; mit seinem Schatten, der das Licht theilt; mit seinem Athem: man hört und man schaut ihn anders als die Schatten dort unten und sie entsetzen sich vor ihm oder werden zu ihm gezogen, wie Verirrte zu einem Boten der Heimath. In der Hölle, wo nichts die Gerechtigkeit Gottes und die furchtbaren Strafen, welche sie verhängt, zu beugen vermag: seine blosse Erscheinung bricht ihr Gesetz; in den unteren Kreisen, in den Tiefen ihrer Gräben bleiben Hunderte von Schatten stehen, um den Lebenden, der über ihnen hingeht, zu schauen und vor Staunen, so singt der Dichter,

vergessen sie die Marter. Und wie sich die Gewaltigen der Hölle, die Wächter der Kreise, einer nach dem andern ihm fügen, sobald Virgil sie bedeutet: so ist es im Himmel beschlossen! Charon, der Fährmann, der die Schatten mit seinem Ruder treibt; Minos, der den Verdammten die Tiefe zumisst; Cerberus, der wüthende; Pluto, Phlegyas, Minotaurus: der eine, eben noch schrecklich aufgerichtet, fällt wie mit durchhauener Stange ein Segel zu Boden; der andere rast und giebt vor Wuth die Strasse frei. Oder Geryon, der Dämon des Trugs, mit Menschenantlitz und Drachenleib und mit dem Stachel, der alle Mauern der Erde durchbohrt, taucht aus der Tiefe auf und bietet seinen Rücken: in sanften Windungen, um Dante nicht zu schädigen, schwimmt er mit den Pilgern durch die Höllenluft den Abgrund hinab. Oder Antäus, einer der Titanen, bis an die Brust in die Erde gestampft, dem selbst Virgil schmeichelt: — O du, ruft er ihn an, der in den Gefilden, wo Scipio siegte und Hannibal floh, wol tausend Löwen erlegt hast und der, wärest du dabei gewesen, den Kampf der Deinen wider die Götter leicht zu Gunsten der Erdgeborenen entschieden hättest; setze uns dort unten ab; — dann freilich, wie er erschreckt über die eigne blasphemische Schmeichelei, fügt er energischer hinzu: So bück' dich und verzieh nicht die Schnauze! Und Antäus, dem schiefen Thurme zu Bologna vergleichbar, neigt sich mit Virgil in den Armen — und Virgil hat Dante umfasst — und setzt sie in der Tiefe ab und richtet sich wieder auf, wie der Mast im Schiffe.

Zwar setzt sich die Hölle auch zur Wehr. Sie schliesst ihre vornehmste Burg, die feuerdurchglühte Stadt, durch welche der Weg geht. Die Erinnyen schrecken den Lebenden mit dem Haupte der Gorgo; aber Virgil deckt ihm die eigenen zu seinen Händen über die Augen. Die teuflischen Legionen schliessen die Thore und vergebens hat Virgil sie zu weichen ermahnt; sie lärmen und toben und in wachsender Angst harren die Ausgeschlossenen, als, mit der Rechten die athembenehmende Höllenluft theilend, ein Engel des Himmels herabsteigt: die Dämonen schreckt er mit furchtbarer Drohung; mit seiner Gerte sprengt er die Thore; dann geht er, wie er gekommen und vor den Pilgern liegt der Weg offen.

Und Dante geht herrisch dahin. Die ihn belästigen und kränken, wie weiss er sie zu höhnen, zu verwünschen, zu zer-

treten. Er flucht sie in den Schlamm der Sümpfe zurück, aus welchem sie auftauchen; er fährt vorbei und machtlos, vom Gesetze der Hölle gebunden, schlagen sie wüthend in sich selber die Zähne. Er weiss die Päpste zu finden in ihren Felslöchern, in welche sie gebannt sind; er schleudert fulminante Reden gegen die verderbte Kirche und die kopfüber Gefangenen zappeln heftiger mit den flammenbedeckten Sohlen — ob vor Gewissensbissen, ob vor Wuth, wer sagt es? Im Schlangenthal, unter entsetzlichen Qualen in ewiger Verwandlung aus Asche in Menschengestalt, aus Menschengestalt in Asche, bald Mensch, bald Schlange; von Schlangen gebissen, von Schlangen umknotet: — einer der Unseligen steht auf und weissagt der Partei der Weissen in Florenz Unheil. Um dir — so ruft er Dante zu — um dir Wehe zu thun, verkünde ich es — und flucht Gott. Und Dante segnet die Schlangen, die ihn peinigen, denn jener hat Gott gelästert und — Dante.

Kein Mitleid! Der Mensch wird zum Dämon! So rasch hat er die höllische Schule durchgemacht. Welche Kluft trennt sein Herz von seinem Herzen, wie es war in jenem Kreise, wo aus den kranichgleich hinziehenden Schattenschaaren auf seinen Ruf das ruhelosest umgetriebene Paar sich löste, um mit ihm zu reden, während der Sturm, der dort nie schweigt, schwieg; wo dann Francesca ihn für sein Mitleid segnete und ihm öffnete sie Herz und Erinnerung, so bitter es schmerzt, im Elend vergangener Seligkeit gedenken; ihm schilderte sie den ersten Anfang des süssen Wahnsinns, die erste Regung der genusssuchenden Sehnsucht, und so war in dem fremden Leid das eigenempfundene in seine Seele zurückgekehrt, dass er zu Boden fiel, wie dem Tode verfallen.

Nur was er liebt, rührt ihn; was er hasst, tritt er mit Füssen.

Und er fühlt sich als Fremder in dieser Welt. Wo fühlte er sich nicht als Fremder; hat doch die Erde ihn verstossen! Und die Geister, die verdammten, und, als er gerettet ist, auch die seligen, empfinden es nicht minder und lassen es ihn empfinden: in der Hölle mit Knirschen; im Purgatorio nachmals mit süsser, mitempfindender Freude; geht er doch den Weg, der künftig auch ihnen, den Büssenden, der einstgeliebten Erde weit ab, dem Himmel zu, erschlossen wird. Und wie sie ihn empfangen werden im Purgatorio! Mit Liedern, ihm den Seelengram der Hölle zu verscheuchen, und, vergessen im Singen

und Anhören selber die Bahn zu betreten, die zu Gott führt. Hier wird Niemand wider ihn sein: alle leiden, alle sehnen sich wie er; aber ein Fremder ist er auch unter ihnen; sie sehen ihn staunend kommen und gehen; sie wenden sich zu ihm und wenden sich ab. Die Seligen vollends, wie sie ihn begrüssen werden! In ihren Flammenleibern, wie sie ihn umtanzen, wenn er durch ihre Himmel schwebt! Gott ist allen der ewige Spiegel. Aus seinem Antlitze lesen sie einer des anderen Gedanken und flammen in Liebe zu einander auf. Aus diesem ewigen Spiegel lesen sie auch Dante's Gedanken und es kreist dann vor ihm ihr Chor in nicht ermüdendem Reigen. Aber — ein Fremder ist er auch ihnen. In der Tiefe und in der Höhe kennen ihn die Geister: in der Hölle werden ihm Verlust und Verbannung geweissagt; im Fegefeuer Trost in Leiden und in der Fremde; im Paradiese Ersatz in alle Ewigkeit. Seine Vergangenheit und seine Zukunft liegen offen. Sein Herz liegt erschlossen. Aber ein Fremder ist er doch: ein Mensch unter Unsterblichen. Alle nennen sich bei Namen, in Hölle und Himmel — ihn nennt Keiner; sie reden ihn an; sie fluchen ihm; sie weinen mit ihm; sie segnen ihn; namenlos geht er durch Hölle und Himmel.

Und immer härter, da er noch in der Tiefe hingeht, wird der namenlose Mann.

Kein Erbarmen bindet ihm Herz und Hand. Wehe, wer von den Verdammten das Auge senkt! Was siehst du mich an, stöhnt aus der Tiefe der Kloaken, bis über den Scheitel aus ihnen gebadet, ein gepeinigter Geist; was siehst du m i c h an vor Allen? Weil, ruft Dante hinab, ich dich schon auch in trockenen Haaren gekannt habe; du bist Alessio Interminei aus Lucca. D a r u m sehe ich dich starrer an, als die anderen Alle.

Und in der untersten Tiefe liegen die Verbannten eingefroren im Eisteiche des Cocytus, die einen bis an das Kinn; die anderen ganz überdeckt, wie Halme in durchsichtigem Glas. Die einen nach vorn gebeugt, zähneklappernd; wenn sie weinen, treten die Thränen an den Rand des Auges und frieren und ketten die Lider an einander, wie die Eisenklammer Holz mit Holz verbindet; aber furchtbarer ist die Qual der andern, die rückwärts eingebettet liegen: die Thränen, sie treten kaum hervor, sie peinigen das Auge und fallen auf das Herz zurück und machen es um so schwerer in seinem Grame.

Auf diesem Eisbette über den Frierenden hin wandert Dante, von Virgil begleitet, und einem der Unseligen stösst er den Fuss ins Gesicht. Ob mit Absicht, ob aus Fügung, ob aus Zufall? Ich weiss nicht, sagt er. Der Getroffene schreit auf und verräth, dass er die Florentiner Fahne verrathen habe. Dante frägt nach seinem Namen und verspricht ihm Nacherinnerung auf Erden. Lass ab, ruft der Gepeinigte, von deiner Lockung; mich verlangt nur vergessen zu sein. Da fasst ihn Dante an den Haaren und droht sie ihm, wenn er nicht rede, bis auf das letzte auszureissen. Und rissest du sie mir tausendmal aus; ich sagte dir nichts, erwiedert der Bedrohte, und, wer ich bin, erfährst du nimmer. Und Dante greift zu und reisst ihm Büschel auf Büschel vom Scheitel und der Unselige, die Arme in Eis geschient, regungslos, bellt mit gesenkten Augen vor Qual, so dass sein Nebenmann ausruft: Was hast du Bocca; ist es nicht genug, mit den Zähnen klappern; was kläffst du noch? Nun, ruft Dante und lässt ihn fahren; nun verzichte ich auf deine Rede; aber zu deiner Schmach, verfluchter Veräther, werde ich oben von dir zu melden wissen. Nur zu, so spricht der Verdammte, erzähle, was du willst; aber vergiss dann auch jenen nicht, der sein Maul nicht hat halten können; er weint hier unten, weil er sich von den Franzosen hat bestechen lassen. Ich habe, so magst du oben erzählen, den von Duera gesehen, dort, wo die Sünder es kühl haben.

Erbarmt Euch, ruft den Weiterschreitenden ein rücklings Eingeeister zu, erbarmt Euch meiner und löst mir die Decke von den Augen, dass ich nur einmal den Schmerz ausweine, der mir das Herz erdrückt. Ich will es thun, doch sage zuvor, ruft Dante, wer bist du und was hast du verschuldet? Und als der Angstgefolterte sich genannt und seine Sünden gebeichtet hat — nun aber, so schliesst er, strecke deine Hand aus und öffne mir die Augen! Und ich, berichtet Dante, öffnete sie ihm nicht und hart sein, war edel sein.

So ist er hineingefangen in das Gesetz der Hölle; in ihre unterste Tiefe ist er hinabgestiegen; und am tiefsten entfernt von Gott; wer vermöchte ihm das frierende Herz zu erlösen, ausser Beatrice?

Wer hat mich berufen, so hat er damals im Walde gefragt voll Angst vor der Hölle, in die er hinabsteigen soll, um

gerettet zu werden. Nur Aeneas ist lebend zu den Gestorbenen gewandelt, der Stammherr der römischen Kaisergeschlechter und Paulus, der Apostel; jener das Reich, dieser die Kirche zu gründen. Was aber bin ich? Wer hat mich berufen?

Beatrice hat mich gesandt, antwortet Virgil.

Sie hat des Untreuen, der sie vergessen, als hätte er sie nie geliebt, vergessen gehabt. Im Himmel sitzt sie im Licht und im Anschaun Gottes, als ihm auf Erden in Angst und Sünden das Wasser der Trübsal an die Kehle steigt. Aber die Jungfrau Maria, die Allerbarmerin, sieht seine Noth und ruft Lucia, die alle Härte hasst, ihrem Getreuen beizustehen. Lucia ist die erleuchtende Gnade; die Heilige der Augen, die sie öffnet. Und durch das Auge war Dante in sein verlorenes irdisches Paradies eingegangen; durch das Auge soll er das himmlische erlangen. Schauen, singt er im Paradiese, ist das vornehmste; selbst die Liebe kommt nach dem Schauen. Und Lucia eilt zu Beatrice, die hoch oben im Empyreum zur Seite Rahel's sitzt; — denn wie Jacob um Rahel, hat Dante um Beatrice gedient — Beatrice, ruft sie, gelobt sei Gott! Was kommst du dem nicht zu Hilfe, der dich so geliebt hat, dass er um dich aus der gemeinen Menge sich erhöht hat? Hörst du nicht, wie er jammert; siehst du nicht, wie er mit dem Tode ringt in den Wassern, die schrecklicher sind, als das Meer in seinem Toben? Und rasch wie das Herz, dass sich dem, was es liebt, zuwendet und ab von dem, was es hasst, steigt Beatrice von ihrem himmlischen Sitze aus dem höchsten Himmel, der keine Grenzen hat ausser Licht und Liebe; aus dem Anschauen Gottes reisst sie sich los. Von der Grenze des Todes soll der Freund eingehen in das Leben; aus dem Leben schwebt sie um ihn herab an die Grenze des Todes. Durch die Hölle soll ihm der Himmel sich aufschliessen; aus dem Himmel steigt sie für ihn in die Hölle — sie sucht Virgil; sie beschwört ihn, den Bedrängten zu retten und ihr entgegenzuführen. Ihm ist Alles abgefallen; von Allen ist er verstossen: in Jammer und Elend ist er vereinsamt; aber sie will mit ihm sein. Nicht des Glückes, aber er ist ihr Freund. Mit leuchtenden Augen hat sie begonnen; mit weinenden Augen schliesst sie ihre Bitte: Ich bin Beatrice, die dich gehen heisst; ich komme dort herab, wohin zurückzukehren mich verlangt; mich trieb die Liebe, die aus mir gesprochen; wenn

ich wieder vor meinem Herrn stehe, will ich deiner oft gedenken.

So hat sie zu Virgil geredet; so berichtet Virgil dem zagenden Dichter und, was nicht die Angst vor den Schrecken des Waldes; was nicht die Sehnsucht, den Himmel zu schauen, vermocht hat: die Furcht vor der Hölle überwindet Beatrice. Geh' voran, ruft er dem Führer zu; jetzt ist dein Wille mein Wille; gesegnet sei, die meiner gedacht hat.

So waren sie in die Hölle getreten.

Nicht oft wird in der Hölle ihr Name genannt; nicht oft wird ihrer gedacht; aber, so oft es geschieht, geht ein Zug der Sehnsucht mitten durch die Nacht der unwandelbaren Sünde. Sie, deren Auge Alles sieht, wird diesen Zweifel lösen: das ist der Trost, der dem Strauchelnden gesungen wird. Ich werde es mir merken und sie werde ich nach der Lösung fragen; sie wird sie finden: so singt, von dunkelen Weissagungen der Hölle gepeinigt, Dante selber.

Aber, so himmlisch ihr Name, so reich an Trost ihre Erinnerung, wird sie ihn auch herauszuführen vermögen auf der Bahn, die Niemand zur Seligkeit, die nur in Verdammniss führt? Denn heiter, wie die Verheissung, die sich an seinen Gipfel knüpft, ist den abgeschiedenen Büssern der Weg von der Erde an den Berg der Läuterung. Alle steigen herab an die Ufer des Tiber; wo der Engel Gottes sie aufnimmt in sein rasch dahinschiessendes Schiff; es trägt nicht Mast, noch Steuer: der Engel steht aufrecht über den knieenden Büssern; mit seinen Schwingen beflügelt er den wasserdurchschneidenden Kahn und im Geleite bekannter Gestirne führt er sie unter neue Sterne, an das irdische Ufer des Himmels. Dante aber ist hinabgestiegen in die finstere Tiefe der Erde, in die frostige Nacht der Hölle; durch das Thor ist er gegangen, das die Aufschrift trägt, die jede Hoffnung tödtet. Das Menschliche in ihm ist wie von der Hölle verschlungen.

Und doch nach oben zieht ihn das menschlich-Himmlische.

Hat Beatrice nicht geweint um den verirrten Freund, die Selige unter den Verdammten? Hat sie nicht schon den Engel gesandt, die Pforten der Höllenstadt zu sprengen? Ist nicht Virgil ihr Bote? Und welche Schranke gäbe es, Dante zu binden, wenn sie ihn ruft? Wie sie harrt, ihm bis an die Schwelle des Himmels entgegenzuschweben, da zieht es ihn

aus der tiefsten Tiefe aufwärts zu ihr. Lucifer selber muss ihm den Rücken bieten: so steigt er empor.

Und als nun am Saume des Läuterungsberges der Qualm der Hölle mit Thau des Himmels von seinen Augen gewaschen ist und er die Sterne wiedersieht und in der Ferne das Zittern des Meeresspiegels und, als ihm von süssen Liedern der Gram der Seele und die Angst der Rückerinnerung genommen ist, — — wenn nun unter den Büssern, unter den Pilgern, unter den Sehnenden Beatrice genannt wird: welches Verlangen ergreift ihn! Das ist der Berg, spricht Virgil, während sie steigen, wo die Lösung deiner Zweifel werden soll durch Beatrice, die du lächelnd und selig oben auf dem Gipfel finden wirst. Lass uns eilen, ruft Dante, eben noch müde und gebückt; ich werde nun nimmer, nimmer ermüden. Und Virgil muss seinen Ungestüm zügeln; denn der Berg ist noch hoch und der Pfad, der sich hinaufwindet, noch lange und noch mehr als einmal wird Dante vor übergrosser Ermattung zusammenbrechen. Noch hat er lange mit den Büssenden zu büssen und er wandert weiter und büsst und büsst.

Nicht weiter, fromme Seelen, ruft an dem Ausgange des höchsten Kreises ein Bote Gottes, am Rande des Abgrunds neben den Flammen stehend; nicht weiter wandert, wen nicht zuvor das Feuer brennt. Schreitet hinein und horcht den Liedern, die von jenseits tönen.

Und Dante, als er vernimmt, fühlt, als begrübe man ihn; er faltet die Hände und schaut vorgebeugt in das Feuer und gedenkt der Menschen, die er auf Erden brennen sehen, und vermag sich nicht zu regen. Mein Sohn, bedeutet ihn Virgil: hier giebt es Qual, doch keinen Tod; erinnere dich, erinnere dich — und wenn ich durch die Hölle dich geleitet, was werde ich nicht vermögen näher zu Gott? Vertraue fest darauf: wenn du in dieser Gluth tausend Jahre ständest, nicht ein Haar vermöchte sie deinem Scheitel zu rauben und, wenn du es mir glauben willst, so tritt heran und prüfe es am Saume deines Kleides; leg' ab, leg' ab die Furcht; hier ist der Weg; komm mit; komm durch und du bist sicher. Aber Dante, wie das Gewissen auch ihn treibt, bleibt unbewegt; er regt sich nicht; er steht. Nun sieh — hebt nach kurzem Staunen Virgil von Neuem an — Nun sieh, mein Sohn: dies ist die Schranke zwischen dir und Beatrice. Und wie beim Namen Thisbe's

Pyramus im Tode das Auge aufschlägt und sie anschaut, so bricht der Bann. Nun, ruft Virgil, bleiben wir noch diesseits stehen? Und lächelt, wie man dem Kinde den Apfel reicht und lächelt. Und er voran, so schreiten sie ins Feuer. Das brennt so furchtbar, dass es Erfrischung wäre, in siedendes Glas zu tauchen; aber der süsse Freund redet zu Dante im Gehen von Beatrice und tröstet ihn in der namenlosen Pein. Schon ist es mir, so spricht er, als sähe ich ihre Augen. Und eine singende Stimme tönt von jenseits: so treten sie aus den Flammen.

Die Prüfung ist überstanden.

Als der Morgen aufgeht, empfängt sie das irdische Paradies mit seinen himmlich leicht nach Westen schwankenden Wipfeln, in deren Kronen Vögel singen, vom Rauschen des Laubes begleitet. Und mit Entzücken wandelt der Dichter durch die grünen Auen, den himmlisch klaren Bach entlang und sieht eine Donna wandeln, die Blumen pflückt und singt, und sie antwortet auf seine Fragen und deutet ihm die Natur des irdischen Paradieses, und er ist glücklich in dieser duftigen, müssigen Ruhe, als mit Blitzesschnelle ein Licht durch die Waldung bricht und nicht wieder verschwindet, und es erscheint ein mystischer Zug Himmlischer: zwischen den apocalyptischen Thieren ein greifgezogener Wagen, von Nymphen und weissgekleideten Männern, die Lilien tragen, geleitet. Engelschaaren werfen rings Blumen herab und in der Blumenwolke erscheint in olivengekränztem Schleier, unter grünem Mantel, in feuerfarbenem Gewande ein Frauenbild. Und Dante's Geist, der so lange nicht mehr die süsse Nähe Beatrice's zitternd gespürt hat, empfindet — noch hat das Auge sie nicht gesehen — geheimnissvoll bewegt der alten Liebe mächtige Gewalt und, wie das zitternde Kind zur Mutter, wendet er sich zur Virgil; der treue Freund aber ist verschwunden und Dante weint. Da trifft ihn die himmlische Stimme: Dante — es ist das einzige Mal, dass in Hölle, Busse und Himmel sein Name genannt wird und nur sie darf ihn nennen, die er als Dante auf Erden geliebt hat — weine nicht, dass Virgil gegangen ist; weine noch nicht; bald wirst du bitterer weinen. Und wie er aufblickt und sie zur Linken des Wagens herabgeschwebt stehen sieht, da spricht sie mit königlichem Stolze: Blick' fest auf mich; ich bin's; ich bin Beatrice. Wie wagst du diesen Gipfel

zu betreten? Weisst du nicht, dass hier der Mensch selig ist? Da senkt er die Augen voll Scham und, wie die Mutter dem Kinde stolz erscheint, so erscheint ihm Beatrice und in Bitterkeit schmeckt er ihre herbe Liebe. Als aber, da sie schweigt, die Engel singen: Auf dich, Herr, habe ich gehofft, und ihre Töne ihm voll Mitleids zu flehen scheinen: Warum, o Herrin, beugst du ihn so tief; da schmilzt, wie Alpenschnee im Wind aus Süden, sein Gram und durch die Augen und durch den Mund in Thränen und Seufzern, bricht die Angst. Sie aber steht hochaufgerichtet und redet auf ihn ein: vergessen hat er sie, da sie kaum gestorben war; zu welcher edlen Saat war er geschaffen; aber je besser der Boden, um so üppiger schiesst das Unkraut auf, das er aufnimmt: Mit ihren jungen Augen hat sie ihn gefesselt: da ging er noch die rechte Bahn; aber, da sie eingegangen war aus dem Fleisch in den Geist und ihre Schönheit wuchs; da ist sie ihm minder lieb und werth geworden und trügerischem Glücke, eiteln Verheissungen, die nichts erfüllen, ist er nachgegangen von Abweg zu Abweg; vergebens hat sie ihm Zeichen erwirkt; vergebens ist sie ihm in Träumen erschienen: er war verloren, wenn sie ihm nicht durch ihre Thränen die Hölle öffnete, dass er die Verdammten sähe und auf seiner Bahn umwendete. Und jetzt sollte er in die Wohnung der Seligen ohne Thränen eingehen dürfen? Sprich, ob ich wahr geredet? So gebrochen ist seine Kraft, dass er die Stimme regt, aber tonlos stirbt sie. Was denkst du, hebt Beatrice von Neuem an; antworte; noch hat dir Lethe die Erinnerung nicht genommen? Und wieder brechen ihm Thränen aus den Augen und unter Seufzern antwortet er: So ist es. Und wieder redet sie auf ihn ein: Warum, warum hast du mich vergessen? Und wie sie ihn aufruft, sie anzuschauen und er aufblickt, da haben die Engel mit dem Blumenstreuen innegehalten und in voller Klarheit steht sie vor ihm, so himmlisch und so viel schöner, als er sie je gesehen, dass ihm die Reue das Herz brennt und er bewältigt niedersinkt — und wie mir wurde, singt er, weiss sie allein, die das bewirkte. Da fasst ihn das schöne Weib, das ihm zuerst im irdischen Paradiese begegnet war, und leicht, wie ein Weberschiffchen, über das Wasser schreitend, taucht sie ihn tief in den Strom der Lethe und übergiebt ihn Beatricen's Nymphen, Sternen des Himmels, welche sie begleiten, ihr zu dienen. Thue nun auf die Augen,

so umsingen sie ihn und führen ihn vor Beatrice, die neben dem Greife sinnend steht: thue die Augen auf; wir stellen dich vor die Smaragde, aus welchen die Liebe auf dich gezielt hat. Und da ihm tausendfach wie flammenglühendes Verlangen nun, da er, in Lethe gebadet, seine Schuld vergessen hat und nur seiner Liebe gedenkt, das Auge zu ihrem Auge wendet, sie aber noch im Anschaun des Greifen versunken steht, da rufen die himmlischen Frauen sie an: Wende, Beatrice, wende deine heiligen Augen deinem Getreuen zu, der, dich zu schauen, so weite Wege gewandert ist. Sie wendet ihr Auge auf ihn. Da stirbt, wie in jener Zeit seiner ersten Liebe, wenn er sie erblickte, auch nun der ganze Leib; alle Gedanken und Sinne sind todt; regungslos, ummauert durch die Mauer der Gleichgiltigkeit; nur das Auge, das lange Jahre gedürstet und lange Jahre sie nicht gesehen hat, nun wiedergefangen im alten Netz des heiligen Lächelns, findet im Anschauen nicht Maass, noch Ende.

Und wie sie ihn dann in die Himmel hinanzieht! den Fremden; aber es ist ihr Freund!

Wie ein Adler schaut sie vom Gipfel des irdischen Paradieses in die Sonne und blickt nach oben und, sowie sein Auge das ihre trifft: rasch, wie der Pfeil, der, kaum von der Sehne befreit, schon das Ziel berührt, ist er mit ihr in die ewigen Himmel entrückt, in den Mond und von Planet zu Planet; er sieht sie an, und schöner, als eben noch, erglüht sie und, ohne es anders zu merken, als wie der Mensch etwa den ersten Gedanken wahrnimmt, ehe er da ist, ist er in die höheren Himmel aufgenommen: in die Sphäre der Venus, des Mercur, in die Sonne, in den Mars, Jupiter, Saturn; auf die Zwillinge, in deren Zeichen er geboren ist. Im Paradiese ist sie untrennbar bei ihm; sie ist ihm Alles; der harte Mann, der die Verdammten wild und dämonisch peinigt, vor ihr wird er zum Kinde. Sie hat geseufzt, ruft er im Paradiese, und ihr Auge auf mich gerichtet, wie die Mutter ihr fieberndes Kind ansieht. Immer kehrt sein Auge zu ihr zurück. Mitunter muss er es, wie von Blitzen getroffen, senken, wenn sie, an seiner wachsenden Liebe wachsend mit ihrer Liebe, ihn anschaut mit Blicken voll Liebesfeuer. Der Mercur, sobald sie ihn erreichen, glänzt heller auf. Und wenn der Stern, ruft der Dichter, in ihrem Anschaun sich lächelnd wandelte, wie wäre ich unverändert geblieben,

der von Natur wie wandelbar bin! Wenn er vor den Himmlischen zagt: sie winkt ihm Muth zu mit einem Lächeln, das den Menschen in Flammen selig zu machen vermöchte. In der Sonne wendet er sich mit Danksagungen Gott zu, erst, als Beatrice ihn dazu ermahnt und als er dann, von ihr getrieben, alle seine Liebe so völlig in Gott versenkt, dass ihm Beatrice selber in Vergessen zurücktritt, wie kann er auch da sie vergessen; denn, als er sie wieder anschaut und sieht, wie sie vor Freude, dass er um Gottes willen sie zn vergessen vermocht hat, lächelt, da reisst ihn der himmlische Glanz ihrer Augen wieder von Gott und aus der in Gott gebundenen Andacht in die eigne Seelenbewegung und zurück in die rettungslose Liebe zu Beatrice.

Und wer ist sie, dass sie ihn so an sich zieht, um ihn nimmer wieder frei zu geben an sich selber; dass sie ihm sein Herz vor der ganzen Welt verschliesst; dass sie ihn mit dem blossen Blicke ihres Auges lenkt; dass Himmel und Hölle auf ihr Gebot von dem unabänderlichen Gesetze, welches sie beherrscht, abweichen; dass alle Gewalten der Tiefe und der Höhe ihrem Freunde zu dienen eilen und dass sie, die Himmlische, sich selbst überwunden hat, in die Hölle hinabzusteigen um ihn? Welche Kraft; Welche Innigkeit; welche Hoheit und welche Weihe! Wer ist Beatrice?

II.

Beatrice ist die Theologie — so betheuern seit Altem Theologen.

Beatrice ist die Kaiseridee — so tönt es vornehmlich heute den Theologen entgegen.

Sie ist die Theologie, die Personification der Kirche, die göttliche Gnade. Aus dem irdischen Dunkel leitet sie in ewiges Licht. Ihre Diener sprengen die Pforten der Hölle. Wer ihr nachgeht, den hemmt kein Riegel, kein Damm. Alle weltliche Weisheit ist nur eine Verkündigung ihrer Herrlichkeit. Virgil, der weise Menschenverstand, geleitet seinen Jünger nur an die Schwelle des irdischen Paradieses: in das himmliche führt Beatrice ein. Der volle Apparat göttlicher Offenbarung begleitet ihre Erscheinung. Der Wagen, welchen der Greif

zieht, ist die Kirche; der Greif in seiner Doppelnatur ein Spiegelbild des Heilands; den Wagen umgeben die Propheten und Heiligen des Alten: die Jünger und Apostel des Neuen Bundes; die apokalyptischen Thiere schreiten neben den Rädern, und in den Visionen Dante's spiegeln sich die irdischen und himmlischen Geschicke der christlichen Kirche. — Welcher Zorn im Himmel über die abgefallenen Nachfolger Christi; über die heutigen Hirten, die üppig gestützt und gefolgt zu Pferde sitzen im Mantel, welcher ihr Thier bedeckt, so dass unter einem Felle zwei Bestien hingehn. Rom ist geworden wie die von Babylon, die über den Wassern sitzet und mit den Königen buhlt. Meinen Kirchhof, ruft Petrus im Himmel, haben sie in eine Kloake verwandelt, und Beatrice, deren himmlisches Auge nur einmal in der Angst um den Freund sich trübt, wie eine Jungfrau, wenn sie, frei von Fehle, von Anderer Sünden vernimmt, so steht sie und hört es, von Röthe der Scham übergossen.

Nein! Beatrice ist die Kaiser-Idee! Der Adler ist ihr Gesandter. Ist es nicht der Adler, den Aeneas aus Troja nach Alba brachte, wo er dreihundert Jahre gesessen hat, bis an den Zweikampf der zweimal drei Brüder; da schwang er sich nach Rom hinüber und unterwarf die Stämme ringsum und stiess auf Brennus und Pyrrhus; warf den Stolz Hannibals zu Boden; flog mit Caesar vom Var an den Rhein, an die Seine, in die Thäler der Rhône und flog ihm nach über den Rubicon und wandte sich gen Spanien und schoss auf Pharsalus nieder und sonnte sich am Nil; aber von Hectors Grab stürzte er sich auf Juba und erhob sich gen Westen, wo die pompejanische Tuba erscholl. Und wie er sich dann aufschwang und niederfuhr gen Osten, stiess er Brutus und Cassius in die Hölle, dass sie in der frostigsten Tiefe von Lucifer selber gemartert werden und Judas ist der Dritte; — den Tod des Heilands hat der Adler geschaut und ihn zu rächen ist er mit Titus ausgeflogen. Und Constantin ist er, dem Umschung der Himmel entgegen, nach Osten gefolgt und hundert und hundert Jahre und darüber hat der Vogel Gottes dort an der Grenze des Welttheils nahe den Bergen, aus welchen er einst mit Aeneas ausgeflogen war, gesessen und die Welt unter dem Schatten seiner heiligen Schwingen geschirmt, bis Karl der Grosse unter seinen Fittigen die Kirche rettete, da der Lombardische Zahn

ihr in den Leib fuhr. Kaiserlich ist die Gerechtigkeit auf Erden und in kaiserlichen Symbolen schmückt sich der Himmel.

Für die Kaiseridee hat Dante sein Leben und sein Glück eingesetzt; hat gelitten um ihretwillen; hat sie heraufbeschworen wider Florenz, das ihn verstösst, wider das kaiserlose, zerrüttete Land.

Wie Gott im Himmel einer, so soll auf Erden der Kaiser einer sein; ohne Nachbarn, ohne Nebenbuhler, ohne Neid, ohne Ehrgeiz; unter ihm Fürsten und Könige und Länder und Städte; aber alle soll er lenken und versöhnen: das ist das kaiserliche Amt, das nicht bestanden hat vom Sündenfalle bis an die Zeit der Erlösung, aber als die Zeit der Erlösung kam, sass der erste Kaiser auf seinem Throne. Denn der Thron ist Rom. Gott hat das römische Volk erhöht und seine Natur ist, zu gebieten. Unter dem römischen Adler ist Christus geboren und unter dem römischen Adler ist er gestorben; unter den römischen Adler soll die Menschheit gestellt sein, denn Christus ist für die Menschheit gestorben. Und das kaiserliche Reich, das gegründet ist zu Rom, ist von Gott und nicht vom Papste. Denn zwar hat Gott zwei Leuchten geschaffen, eine grosse und eine kleine; zwar Levi war der Erstgeborene in Juda und Saul wurde von Samuel erhöht und gestürzt; die Könige aus dem Morgenlande haben Gold und Myrrhen dargebracht; Christus hat Petrus Macht gegeben, auf Erden zu binden und zu lösen und die Jünger boten beide, zwei, Schwerter dem Heiland; Constantin hat den Papst beschenkt und Hadrian hat Karl den Grossen für Kirche und Reich zum Schirmvogt ernannt. Aber ehe denn die Kirche worden, war das Reich und das Reich ist von Niemandem, als Gott.

So Dante im Buche von der Monarchie. Und die Commedia ist das Kaiserlied wider den Papst; Virgil ist der Repräsentant der vorchristlichen Kaiseridee; Beatrice ist die christliche Monarchie; sie ist der unter der Universalmonarchie hergestellte friedliche Zustand des Staates: die politische beatitudo.

Nein, sagen Andere, ganz so ist es nicht. Die Idee der Commedia greift tiefer und weiter und beides umfasst sie: den Weltstaat verherrlicht sie und die Weltkirche. Sie verkündet die doppelte Weltordnung, ohne welche die Menschheit weder zeitlich, noch ewig ihre Bestimmung erreichen kann. Der Kaiser schirmt die Menschheit auf dem Wege zu Gott; die

Kirche führt sie zu Gott ein. Virgil ist der Repräsentant der politischen Ordnung des Kaiserthums; er führt Dante zum Pförtner des Purgatorio, welcher ist der Bussprediger im Amte der Kirche und aufschliesst und zuschliesst, und an der Schwelle des irdischen Paradieses übergiebt Virgil dem Pilger über sich selbst Krone und Mitra; denn nun ist Dante dem Himmel so nahe, dass er, Gott zu finden, weder des Kaisers noch des Papstes bedarf. Und Beatrice empfängt ihn: die göttlich vollendende Gnade.

Und in der That so ist es. Es ist wahr, was sie von Beatrice sagen. Es ist wahr, was sie an der Commedia bewundern. Und es ist viel mehr wahr, als dies.

Die Gottesgedanken und die Kaiserideen durchzittern die Hölle; die Büsser singen von ihnen; die Himmel wissen von ihnen zu erzählen. In Reden, in Bildern, bald in Stein gehauen, bald von den Geistern der Finsterniss und des Lichtes lebendig dargestellt, in Allegorien, bald reizend und einfach, bald tiefsinnig verwickelt, in halb gelösten und halb verdeckten Problemen: die Gottesgedanken und die Kaiserideen erfüllen die Commedia. Und es ist verführerisch, ihnen nachzugehen, sie zu Tage zu fördern, wo ein lockendes Merkmal sie anzeigt; sie zu läutern, zu verbinden, zu deuten: es beschäftigt den Scharfsinn und befriedigt das Gemüth.

Die grössten welthistorischen Ideen, welche das Mittelalter bewegen: sie überwinden die Hölle; die Himmel freuen sich, sie offenbaren zu helfen; sie zucken bald wie Blitze, bald breiten sie ihre Feuersee gross und gewaltig durch Dante's Visionen und ideal, wie sie selber, eine aufstrebende Flamme, ruhig, selbstbewusst, selig, schwebt mitten in ihnen Beatrice empor, dem Gemeinen und der Schwere enthoben, allgegenwärtig, unendlich deutsam, so dass für sie in dieser Welt der Gedanken und Auferstehung die heiligste Allegorie, das sinnigste Symbol, die allergeistigste Auffassung nicht zu hoch, nicht zu rein, nicht zu himmlisch erscheinen.

Und was berichtet Dante von Beatrice?

Neun Mal, — so spricht er in seiner Vita nuova — neun Mal seit meiner Geburt hatte der gestirnte Himmel seinen Umschwung vollendet, als meinen Augen zuerst die glorreiche Herrin meiner Seele erschien, welche Viele Beatrice nannten, ohne zu wissen, was sie so nannten. Es war in Florenz und

auf Erden. Und Beatrice war wenig jünger, als er; er sah sie in rothem Kleide; geschmückt, wie Kinder geschmückt gehen. Und da er sie sah, war ihm, dem Knaben, als erzitterte ihm in der Brust die Seele und spräche: diese wird herrschen über dich, und er ging oft, sie zu suchen und anzuschauen. Und neun Jahre darauf begegnete sie mir weissgekleidet zwischen zwei älteren Frauen und sah mich scheu dastehen und grüsste mich zum ersten Male und es war um die neunte Stunde, da ich zum allerersten Male ihre süsse Stimme vernahm und trunken von den ersten Worten, die aus ihrem Munde mein Ohr trafen, floh ich in meine Kammer, um einsam von ihr zu träumen. Da erscheint ihm die erste Vision von Beatrice — und damit tritt er ein in seine Vita nuova, in sein inneres Leben, — und seine Seele ist so erfüllt von Beatrice, dass sein Leib sich verzehrt. Sie ist schön, aber ihre Schönheit geht ihm an die Seele. Wenn er sie nahen sieht, hat er keinen Feind mehr; die Liebe zwingt ihn, Allen, die ihn gekränkt, zu verzeihen; ist sie da, und schaut er sie an, so gehen ihm die Augen über und wenn sie ihn grüsst, so stirbt sein Leib und bewegt sich nur mechaniseh, wie ein lebloser Körper. Er sieht sie in der Kirche, auf Hochzeitsgelagen, auf der Strasse: so oft sie ihn ansieht, weiss er sich nicht zu fassen. Sie ist jung, sie ist heiter, — sie sieht ihn an und er erblasst und vermag sich nicht zu regen; sie lacht ihn aus und ihre Freundinnen mit ihr. Und er enflieht auf seine Kammer und singt seinen Schmerz in Sonetten und Canzonen aus. Er frägt sich, warum er sie immer wieder aufsuche, da ihm ihr Anblick solche Qual bereite, und er antwortet sich selbst: weil die Sehnsucht, sie zu sehen, die Erinnerung der Qual immer wieder auslöscht. In andere Frauenaugen sieht er unbekümmert und er sieht so erfolgreich, dass Beatrice ihm ihren Gruss entzieht, aus Furcht, auch so angesehen zu werden. Aber die Furcht ist müssig. Zu welchem Ende — so fragt ihn unter heiteren Freundinnen eine der heitersten — zu welchem Ende liebst du eigentlich deine Donna, wenn du ihre Gegenwart nicht zu ertragen vermagst: Sag' es uns, denn der Endzweck solcher Liebe muss gar etwas neues sein. Er antwortet: Mein Endzweck ist ihr Gruss und, seit sie mir ihren Gruss versagt, bin ich glücklich, auch nur von ihr zu singen. Und er gelobt nur noch zu ihrem Lobe zu singen. Und

er dichtet: die Engel flehen zu Gott: Herr, auf Erden ist ein Seelenbild, das bis zu uns heraufstrahlt; dem Himmel, der Alles hat, fehlt sonst nichts; gieb es uns! Und Gott spricht: Ihr, meine Geliebten, duldet in Frieden, dass eure Hoffnung, so lange es mir gefällt, dort weile, wo Einer sie zu verlieren fürchtet, der in der Hölle den Verdammten sagen wird: ich habe die Hoffnung der Seligen gesehen. Bald darauf stirbt ihr Vater und Dante hört von ihrem Schmerze. Und als er selber erkrankt, richtet sich sein erster Gedanke im Fieber darauf, dass auch sie einmal sterben müsse und er hat eine Vision: Engel tragen ein Wölkchen gen Himmel; Beatrice aber liegt auf Erden bleich und todt. Da ruft er sich selber den Tod herab und wird von verwandten Frauen, die ihn pflegen, geweckt und beruhigt. Und als er genesen ist, sieht er sie noch zuweilen und dann in der ersten Stunde des neunten Tages des Juni im Jahre 1290 ist sie gestorben.

Da glaubt er selber sterben zu müssen. Aber er lebt. Nur dass die Menschen ihm den Gram in den Augen lesen. Und eines Tages sieht ihn eine zarte, junge, gar schöne Donna aus ihrem Fenster und wird von Mitleid ergriffen und aus dem Mitleid wird Liebe und, wie lange er sich auch wehrt, sie zieht ihn an; noch schwankt er: da erscheint ihm Beatrice im Traum, rothgekleidet, als Kind, und Scham ergreift ihn im Herzen, dass er sie so vergessen. Und ein Jahr darauf kommt ihm wieder ein Traum, eine wunderbare Vision, die er nicht berichtet und er sieht Dinge, welche ihn zu dem Entschluss bringen, nichts mehr von der Gesegneten zu sagen und zu singen, bis er einmal würdiger von ihr handeln könne. Und das zu vollbringen — so schliesst er seine Vita nuova — forschte ich eifrig und studirte, wie sie wahrhaftig weiss. Und einst hoffe ich von ihr zu singen, was bisher von Keiner gesungen ist. Und möge es dem Herrn der Gnade gefallen, dass meine Seele eingehen möge, zu sehen die Glorie ihrer Herrin, welche ist die gebenedeite Beatrice, die glorrreich das Antlitz dessen schaut: Qui est per omnia saecula benedictus.

Und er vergisst sie noch einmal.

Was fesselt ihn noch an das Vergängliche? Das staubige Gelüst zu vergessen, was das Herz verlor; das Verlangen, zu geniessen, was der Leib noch nicht zur Genüge genossen; das lustige Spiel, den Gott in sich feiern zu lassen und das Thier

auf die Weide zu bringen? Denkst du daran, so redet er im Purgatorio im Kreise der Schlemmer zu Forese Donati, denkst du daran, was ich und du, was du und ich getrieben? wie lastet dann noch jetzt die Erinnerung auf der Seele!

Mit Beatricen's Tode ist seiner Welt die Seele genommen. Seit sie ihn verlassen, scheiden sich ihm die sichtbaren Dinge und ihre Ideale mit immer weiterer Kluft. Was er liebt, wonach er sich sehnt, wofür er kämpft und leidet: eines nach dem andern folgt Beatricen in den Tod. Die Kirche verödet und verkommt; der kaiserliche Adler, angerufen, erscheint nicht; Florenz stösst den Vereinsamten von sich. Und als nun der harte und schwungreiche, der stolze und schwermüthige Mann, verbannt, hinaus muss; als die Verfolgung ihm nachzieht; als er erfährt, wie bitter fremdes Brot schmeckt, wie hart es ist, fremde Treppen auf und absteigen, als ihm das Letzte genommen wird, was ihn noch an die Erde bindet: Haus und Heimath, und er nun hin- und herwandert, von Verona nach Padua, von Padua in die Lunigiana, in die Berge von Urbino, nach Ravenna; von den della Scala zu den Malaspini; von den Faggiuola zu den Polentani; viel geehrt und mehr noch gekränkt; als sich ihm nirgends auf Erden eine Heimath aufthut; als er ein Fremder bleibt überall, wo sein Haupt ein Kissen sucht, — wie wendet ihm da die Sehnsucht das Herz dort hinauf, wo alle seine Ideale leben — dort müssen sie leben; denn auf Erden hat keines von allen eine Stätte — dorthin, wo Beatrice daheim ist, und sie wartet auf den Freund.

Da sie noch lebte, hatte er anbetend zu ihr aufgesehen; da ihre Füsse sie noch berührten, war ihm die Erde unter ihrer englischen Erscheinung zurückgewichen: wie hatte ihr Auge ihm, so oft sie ihn ansah, den Leib getödtet und die Seele beschwingt; in Träumen, in Visionen war sie ihm erschienen; wie wäre ihm nun nicht die Erde, der sie entrückt war, die ihn selber verstiess, verhasst geworden! Wie wurde ihm nun verächtlich, was sie als das Höchste schätzt: besitzen; denn aus der Form war die Seele gewichen. Wie sehnte sich sein Herz nach der Wirkung des himmlischen Amtes: Verklären; um in der Verklärung wiederzufinden die verlorenen Ideale. Wie hatte auch er in Todesangst gerungen und durch den Schatten- und Schrecken-vollen Wald hatte die Wölfin geschweift und gesucht, wen sie würge; die alte Wölfin, die Qual des ungestillten

Verlangens; die glücklose Hast, die ruhelose Gier, die gesättigt und immer gesättigt zu werden verlangt, damit das gierige Herz seine todten Ideale vergesse, und von seinem Hunger Ruhe finde; die Wölfin, bei deren Anblick Adern und Nerven zittern.

Wer rettet vor der Wölfin, wenn nicht Beatrice? Die Gier wird überwunden von der Verklärung. Beatrice nimmt der Wölfin, der Himmel der Erde ihren Raub.

Und Dante ist gerettet.

Ihn hat die Erde ausgespien und sich aufgelehnt gegen das Reich Gottes, welches sind seine Ideale. Nun ist er eingetreten in das Reich Gottes. Virgil hat ihn geleitet; Adler haben ihn getragen; Engel sind vor ihm hergegangen; Beatrice hat ihn entsündigt. Wenn er winkt, speit dieses Reich die Erde aus.

Und wie er, eben noch gebeugt und gramvoll entsetzt, wie er nun die Weihe und Kraft, welche er gewonnen hat, in seiner innersten Tiefe empfindet. Wie er nicht satt werden kann, sich geheiligt wiederzufinden in Beatrice, sein verklärtes Leben zu empfinden, indem er es wider Alles setzt, was nicht verklärt ist, wie er; wie er nun immer wieder aus der Fülle seines Geistes und Herzens den Wogenschlag der Unendlichkeit, welche nichts ist, als die Verklärung der Endlichkeit, aussendet, um ihn branden zu lassen an der Küste der Endlichkeit, welche nichts ist, als die entseelte Unendlichkeit.

Und wie er sie überwindet: die Erde mit ihren Geschlechtern; wie er sie richtet und dann verklärt wiederherstellt nach seinem Plane! Er singt sein Weltgericht und breitet über sie seine Zauber und seine Rache. Mit ihrer eigenen Liebe weiss er sie zu fesseln. Ihre Leidenschaften hält er ihr entgegen. In seine unsichtbare Welt reisst er die sichtbare hinein. Welcher Schwindel, welche Angst, welches Entzücken, welche Rührung! Alles, wie der Mensch es tausendfach empfindet: wie lange es her sein mag: die Erinnerung ist ihm geblieben und mit den süssen und schrecklichen Liedern des Angedenkens singt der grosse Menschenfischer die Seelen in sein Netz. Das ist seine himmlisch-hohe Kunst: so lockt er die Seelen, so zieht er sie heran; so fesselt er sie und dann schleudert sie sein mächtiger Geist in die Hölle oder, die er lieb hat, wirft er mit leichtem Spiele empor; die Larve fällt und der Seelenschmetterling steigt in den Himmel.

Und Beatrice selbst ist hingerissen in seine Zauberkreise. Seine Ideale sind ihre Ideale; die ihn hassen, wie sollte sie sie lieben? die er liebt, sie hebt sie mit ihm empor.

Sein Reich ist die Hölle; ihr Reich ist der Himmel; im Purgatorio haben sie sich gefunden.

Sein Reich ist die Hölle.

Wer bist du? redet er einen der Eisumfrorenen an; Frate Alberigo, bist du denn schon todt? Ich weiss nicht, antwortet der Verdammte; wie es meinem Leibe auf Erden geht, weiss ich nicht. Diese Tiefe ist dem Gesetze der Hölle entnommen. Hier herab fährt manche Seele, ehe dort oben Atropos die Scheere schliesst. Den Leib aber nimmt ein Dämon ein und regiert ihn, bis auch seine Zeit abläuft. Steig' nur noch weiter hinab. Schon viele Jahre sind vergangen, seit Sire Branca Doria dort eingekerkert ist. Du lügst, ruft Dante, denn Branca Doria ist nicht gestorben; er isst, er trinkt, er schläft und geht in Kleidern. O nein, ruft der Verdammte, Michel Zanche war selber noch nicht in die Hölle gefahren, als Doria schon in seinem Leibe einen Teufel zurückliess, der oben unter euch wandelt: er selber aber liegt hier unten umfroren.

Beatricen's Reich ist der Himmel.

Schau, ruft sie im Empyreum und zieht ihn im Anschaun empor, — und sie schweben unter der himmlischen Rose. Schau die Schaar der Weissgekleideten; sieh, wie so weit unsere Stadt sich dehnt, wie so voll unsre Reihen sind, dass nur Wenige noch fehlen. Dort aber auf dem grossen Stuhle, über dem die Krone schon erhöht ist, wird, ehe du zur Hochzeit einkehrst, die hohe Seele Heinrich's, des Kaisers, der Italien zu retten kommt — und es ist nicht bereit, ihn zu empfangen — dort wird er thronen.

Heinrich, den Dante geliebt hat.

Eine lange Pilgerreise ist den Büssenden durch das Purgatorio vorgeschrieben; unter den Seligen des Paradieses werden nur vier Zeitgenossen des Dichters gezählt; aber seinem Kaiser werden die Pforten des Paradieses offen stehen zu jeder Stunde.

Wie dem Freunde selber, dem sie verheisst: Ewig wirst du bei mir im Paradiese sein.

Denn er ist sie und sie wird er.

Das ist nicht der Mensch im Allgemeinen, der durch das

Purgatorio pilgert. Diese frostige Allegorie und diese nüchterne Lehrform sind uns erspart. Es ist Dante, den Beatrice zu sich zieht. Es ist Beatrice die zu Dante hinabsteigt. Seine Leiden sind seine Leiden; seine Freuden seine Freuden; seine Feinde sitzen in der Hölle; seine Gesegneten und Geliebten im Paradiese. Er steht im Glauben und in der Weisheit seiner Zeit; er beugt sich unter die Satzungen der Kirche; er bekennt ihr Dogmen; er unterwirft sich ihren Riten; die Heilsanstalten des Christenthums sind alle auch für ihn in Bewegung; wahr ist die Wahrheit auch ohne Beatrice; aber ihm ist sie wahr geworden durch sie. Vom Himmel ist sie für ihn in die Hölle hinabgestiegen. Und wenn er es nur einmal singt, hat er es nicht tausendfach erlebt in seinem Gemüthe? Den höllenzertretenden Stolz hat er sich selber gegeben; die himmelansteigende Sehnsucht hat er nicht aus sich selbst. Ihm ist sein Glaube, seine Weisheit, — seine Welt ist ihm an Beatrice geknüpft und an der Schwelle der Seligkeit legt er die Beichte, wie die Kirche sie vorschreibt, in Beatricen's Hände.

Und Beatrice? Die Unsterbliche, wie vergisst sie fast die Himmel um ihn, den sterblichen Mann. Aus dem Anschaun Gottes hat sie sich losgerissen. Auf Erden, wie war sie da irdisch-heiter und irdisch-bewegt und er wie gefesselt von himmlischen Gesichten; nun im Himmel wird die Himmlische in die Spiegelbilder seiner irdischen Welt hineingezogen. Ihre Liebe hat ihn mitten auf Erden lebend in die Himmel gerufen; seine Liebe ruft sie mitten in den Himmeln verklärt auf die Erde zurück. Wie sie dann mit ihm sorgt; wie sie mit ihm theilt, was ihm die Gedanken bewegt; sie spricht es aus; seine scholastischen Weisheiten, seine spitzfindigen Thorheiten, wie reizend weiss sie sie zu verkünden! Und was sind alle jene Allegorien, in welche sie so verwebt erscheint, dass ihre Persönlichkeit fast zu verschwinden droht? Bilder sind es seiner Ideale; Sorgen, in welche sie aufgeht um ihn; Schatten der Erde, welche in ihren Himmel fallen und in diesem Schatten sind sie sich himmlisch begegnet; verklärt, aber nicht verflüchtigt; der höchsten Seligkeit theilhaft, aber menschlich, gebildet und menschlich bewegt, wie auf Erden.

Mit ihnen geht die Theologie; die Kaiserideen fliegen, adlergleich, vor ihnen her; die Gottesgedanken überschatten sie wie

mit himmeldurchsegelnden Wolken; die himmlische Gnade breitet über sie ihren Mantel voll Lichts, voll des Widerscheins verlorener und auferstandener Ideale; das Höchste und Heiligste ist nicht zu hoch und nicht zu heilig, mit ihnen sich zu freuen; Hölle, Busse und Himmel begleiten ihren Wandel; aber unter den Gedanken, den Ideen, den Seligen, den Engeln geht neben Dante unwandelbar Beatrice.

Sie hat ihn gerufen; sie hat ihn emporgezogen; sie zu finden, ist er gekommen; sie gefunden zu haben, ist seine Seligkeit. Die Erde, die sie getrennt, ist unter ihren Füssen versunken; im Himmel sind sie sich wiedergegeben.

Erst zwar, um noch einmal von einander scheiden zu müssen. Denn noch wandelt er im sterblichen Leibe. Aber er hat die Verheissung: bald wird er ewig mit ihr im Paradiese sein, dann ohne Trennung, ohne Verfolgung.

Alle Welt und alle Mächte der Hölle und des Himmels werden sie nicht scheiden. Denn die Büsser pilgern alle empor, zu sein, wie sie; die Seligen freuen sich mit ihnen; die Verdammten aber liegen in der Hölle gebunden, jeder an seinem Orte.

Und die nicht gebunden sind und nicht selig sind und nicht büssen? die weder heiss sind, noch kalt? Florenz ist gross, die Erde weit und der Menschenpöbel wie Sand am Meere.

Wer sind, fragt Dante Virgil, als sie eben durch das Höllenthor geschritten sind, aber noch diesseits des Acheron, der höllische Tumult zuerst sie empfängt und die ersten Schatten vor ihnen aufgehn, — wer sind die Elenden?

Sie haben, erwiedert Virgil, gelebt ohne Schmach und ohne Ruhm. Der Himmel stösst sie aus und die Hölle nimmt sie nicht auf. Und sie wehklagen und jammerschreien, weil ihnen der Tod keine Hoffnung ist, und ihr Leben so gemein und niedrig, dass sie jedes andere Loos beneiden: die Welt weiss nichts von ihnen zu verkünden; von Gnade und von Gerechtigkeit werden sie verachtet; nicht mehr von ihnen; sieh sie an und — vorüber!

Und ich, sagt Dante, sah sie an und eine Fahne sah ich flatternd ruhelos getragen und hinterdrein das Volk in so langem Zuge, dass ich nie gewähnt, der Tod hätte so viele Menschen getödtet.

Und über alle die Namenlosen und über alle die Benannten

steigt Dante empor, geht durch die Hölle, durchwandert das Purgatorio, schwingt sich von Himmel zu Himmel: Dante mit Beatrice.

Wie bleiben dann nicht nur die Verdammten und die Seligen zurück unter ihren Füssen, unter den Schwingen ihres Fluges! Wie senkt sich allmälig die ganze Welt der Allegorien, der Gedankensysteme, der tiefsinnigen Speculationen; anfangs erschien das Alles, wie unerreichbar: eine Welt von Himmelsgebilden, aber aufwärts durch die sinkenden Wolken, durch die schwebenden, durch die steigenden, durch die höchsten hindurch, wie durch feinen Nebel, der kaum gespürt wird, wo er den Körper umgiebt, geht die himmlische Fahrt; schon liegen die Gebilde tief unten, tiefer und tiefer; aber Gram und alle Scholastik sind unten geblieben und, nur von der allerunentbehrlichsten Staffage erträumter Himmel umgeben, schweben Dante und Beatrice und überflügeln, überleben, überwachsen Erde, Hölle und fast schon den Himmel.

Aus allen Phantasmagorien — und je höher hinauf, um so rascher bewegen sich die Seligen, bis zum Tage der Auferstehung in Flammen gekleidet, wie in himmlischen Feuerwerken, einzeln, paarweise, in Gruppen; unter Liedern und Tänzen umwandeln sie einander concentrisch; in auf und niederflammenden Kreisen, oder sie ordnen sich zum Kreuz und den Stamm auf und ab fahren die seligen Lichter: singend, fragend, antwortend; oder sie stellen das Bild eines Adlers dar, vom Kopf bis zur Brust; oder sie sprühen aus dem Lichtstrom des Empyreums, lebendigen Funken gleich und senken sich auf Blumen, die am Ufer wachsen, und tauchen dann wieder, wie von Düften trunken, in den heiligen Fluss, während andere aus ihm sich erheben. Oder sie steigen bienengleich in die blätterreiche Himmelsrose nieder und erheben sich zu Gott und kehren in die Blume zurück und fächeln die Seligen, die auf ihren Blättern ruhen, mit der Inbrunst an, welche sie aus Gottes Auge getrunken haben — aus allen diesen Phantasmagorien steigt zuletzt nichts empor als ein Menschenpaar.

Aus allen Flammentänzen im Himmel; aus allen Gedankensystemen; aus allen Träumen des menschlichen Herzens, aus allen weltbewegenden Ideen — kraft deren wir leiden, ringen, uns selbst überwinden und die Welt, um die wir die armselige Spanne Zeit überdauern — aus allen verlorenen und auferstan-

denen Idealen, — es bleibt doch endlich nichts nach, als der Mensch und der Rest — ist Schweigen.

Das ist — in kurzen Worten — die ahnungslos verkündete Moral der Commedia; das ist, wie überschwänglich er auch gesungen: die Summe des grössten Dichters der Christenheit. Und, wenn einst die Gottesgedanken der Commedia, wie ihre Kaiserideen verlernt und vergessen sein werden, dann wird aus dem grössten, christlichen Triumphlied immer noch überleben was, ob auch in anderer, doch verwandter Gestaltung, auch aus alten heidnischen Gesängen mit ihren untergegangenen Götterwelten, unvergessen zum Menschen spricht: der Mensch, den die Erde verstösst mit seiner unsterblichen Sehnsucht: Dante und Beatrice.

Sinnlose Sorge du der Sterblichen — singt Dante in der Sonne, nun allen irdischen Sorgen enthoben, jenseits der Venus, die noch der irdische Schattenkegel einschliesst, — Sinnlose Sorge du der Sterblichen! Der geht dem Recht und der der Heilkunst nach und wieder der dem Priesterthum; der herrscht durch List und jener durch Gewalt; der raubt und jener nährt sich bürgerlich; der eine ringt sich ab und jener schwelgt im Nichtsthun, — indessen frei von aller solcher Noth ich glorreich in den Himmel einging mit Beatrice!

Nun — spricht Beatrice zu ihm, als sie in den Fixsternhimmel emporgestiegen sind und in den Zwillingen schweben: — nun bist du dem letzten Heile schon so nahe, dass deine Augen der Klarheit und Schärfe bedürfen: Somit schau noch einmal nach unten und sieh! wie viel dir zu Füssen liegt, damit dein Herz so selig, als es vermag, sich der Schaar der Triumphirenden zeige, die freudig durch den Aether daherkommt. Und Dante schaut nach unten und sieht durch alle sieben Sphären hindurch: ganz unten die Erde, als eine Kugel, so klein, dass ihr Anblick ihn lächeln macht: Verächtlich, wer seine Gedanken auf Irdisches richtet! Dann sieht er den Mond fleckenlos und die übrigen Planeten in ihrer vollen Grösse und im unverstellten Rhythmus ihrer Bewegungen. Und während die ewigen Zwillinge ihn mit sich durch den Himmelsraum tragen und er noch einmal hinabschaut, sieht er den Schauplatz der wüthenden Kämpfe, die ihm einmal so nahe ans Herz gegangen waren: Italien vom Gebirge bis ans Meer und wendet sich ab und empor zu Beatricen's Augen. Und wie der Vogel,

der im Laube die Nacht hindurch im Nest der Kleinen geruht hat und, um Futter für sie besorgt, noch vor der Zeit von freiem Aste aus auf die Sonne, die noch verborgen ist, ausschaut, so: aufgerichtet, mit festem Blicke nach Mittag stand Beatrice. Da kommt der Triumphzug Christi: der Heiland in der Mitte, strahlend wie der Mond unter Sternen; mit seinem Glanze überwindet er Dantes Augen, der in den Ruf ausbricht: Beatrice, süsse, theure Führerin! und sieht auf sie und verstummt vor ihrer übergrossen Schönheit und vermag sich nicht loszureissen. Was fesselt dich mein Antlitz so in Liebe? dass du den schönen Garten dort oben vergissest, den Christus als Sonne bestrahlt? Und auf ihr Geheiss blickt er nach oben; da vermag er zu schauen, denn der Heiland, die strahlende Kraft, die sich in Allem ausprägt, hat sich hoch emporgeschwungen und seinem Sehfelde entrückt, um seinen Augen Ruhe und Schauen zu gönnen. Und der Erzengel Gabriel umkreist die Jungfrau und die Flammengeister alle züngeln zu ihr empor, wie Kinder, die, an der Brust gesättigt, die kleinen Arme zur Mutter strecken.

Da redet Beatrice die Gemeinschaft der Seligen an und deutet auf Dante: Wenn Gott in Gnaden ihm zu kosten giebt die Brosamen eures Mahles, ehe noch der Tod ihm die Zeit bestimmt hat, o, so denket seiner schrankenlosen Sehnsucht und tränkt ihn mit Thau: trinkt ihr doch immer aus dem Quell, aus welchem seine Gedanken entströmen. Und aus der Schaar löst sich der heilige Petrus, der Glaube, und Jacobus, die Hoffnung, und Johannes, die Liebe, und treten fragend zu Dante und er bekennt ihnen den Grund seines Glaubens, seiner Hoffnung, seiner Liebe. Und als er seine Liebe bekannt hat als einen Abglanz aus Gott, ertönt ein süsser Gesang durch die Himmel und Beatrice ruft: Heilig, heilig, heilig!

Und von den Zwillingen schweben sie in den Krystallhimmel empor, der, unmittelbar von Gott bewegt, in seiner Bewegung alle unteren Himmel, die er mantelgleich überwölbt, und ihre Gestirne mit fortreisst. Und als sich der Triumphzug Christi vollends zurückverloren hat in den höchsten, den hellsten Punkt des Himmels, der in seiner Höhe kleiner erscheint, als der kleinste Stern von der Erde gesehen, aber er ist der Durchblick des Empyreum: da strahlt ihn Beatrice mit ihrer Schönheit an, so über alles menschliche Maass — ich glaube, ruft

Dante, und weiss es gewiss, dass nur ihr Schöpfer ihre Schönheit völlig erkennt — dass, wenn er an das süsse Lächeln zurückdenkt, ihm noch in der Erinnerung das Bewusstsein schwindet. Und hier in dieser Entfaltung höchster Schönheit finden sie sich dann beide im Empyreum.

Dort ist die himmlische Rose und als Dante sie anschaut und sich mit Fragen zu Beatrice wendet, antwortet ihm nicht ihre Stimme und, wo er sie zu sehen gemeint hatte, sieht er einen Greis. Und sie, wo ist sie? ruft er heftig. Deine Sehnsucht ganz zu stillen, antwortet ihm der heilige Bernhard, hat Beatrice mich von meinem Sitze herabgerufen; sie aber, blicke hinauf: im dritten Kreise von oben wirst du sie sehen auf dem Throne, den ihr Verdienst erworben. Und Dante richtet schweigend das Auge empor und sieht: so tief der tiefste Grund des Meeres entfernt ist von der Himmelsgegend, wo es am höchsten donnert, so weit hoch über sich erblickt er Beatrice; aber nichts, was zwischenliegt, entstellt ihm ihr Bild. O Herrin, betet er zu ihr, du, in der meine Hoffnung lebt, die du für mich die Hölle betreten hast; in allem, was ich gesehen, erkenne ich deine Gnade und deine Kraft, dein Vermögen und deine Güte. Du hast mich aus der Knechtschaft in Freiheit geleitet auf allen Wegen, auf alle Weise. Bewahre deine Herrlichkeit in mir, so dass die Seele, die durch dich genesen ist, vom Körper einst in deiner Liebe scheide.

So betet Dante und sie, so fern und hoch, lächelt und schaut ihn an; dann wendet sie den Blick zum ewigen Quell empor.

Und der heilige Bernhard geleitet Dante durch den himmlischen Garten und nennt ihm die Seligsten der Seligen; neben Beatrice Rahel, Lucia, Gabriel, der voll Kühnheit und Anmuth in Maria's Anschaun versunken ist. Und wie Dante zu Beatrice, so wendet Bernhard sich zu Maria und betet, durch ihre Bitten Dante aus jeder Wolke seiner Sterblichkeit zu lösen, dass sich ihm die höchste Wonne enthülle. Für mich, betet der Heilige, habe ich nie so inbrünstig mich gesehnt und gefleht, wie für ihn und sieh dort: Beatrice und die Seligen alle falten die Hände.

Da schaut die Jungfrau den Betenden gewährend an; aufthut sich das Allerheiligste und Dante schaut. —

Aber dem Uebermaass des Schauens ist keine Erinnerung gewachsen; im sehnsüchtigen Herzen bleibt nichts, als die Trunkenheit der Liebe; der Rest — ist Schweigen.

Patkul.

Vortrag,
in der Aula der Universität zu Dorpat
gehalten
am 13. März 1869.

Ich habe mir Ihre Aufmerksamkeit erbeten nicht um Sie zu unterhalten.

Was ich Ihnen zu sagen habe und zu schildern, steht uns zu nahe, um wie eines jener historischen Gebilde behandelt zu werden, das nur der Spiegel der Phantasie uns vorhält, um eine flüchtige Stunde der Seele mit dem doppelten Zauber der Selbstbesinnung und des Selbstvergessens auszufüllen. Auch ist es nicht meine Absicht zu schmeicheln, ich werde enttäuschen, nicht erwärmen will ich, sondern erkälten, nicht beruhigen will ich, denn wie könnte es Sie beruhigen Sich selbst wiederzufinden, ein Bild zu erblicken, was Sie peinigt und bedrückt, worin Sie mit vielen ihrer täglichen Hoffnungen und Sorgen Sich selbst erkennen. Es ist Bein von Ihrem Bein und Fleisch von Ihrem Fleisch. Aber eine unendliche Kluft ist dazwischen gelagert, über die kein Verlangen, keine Sehnsucht, kein Wunsch führt und keine Lehre der Geschichte — ein Abgrund, über den Nichts führt, es sei denn der Wille, der will. Der Wille ist es allein, der den Weg zu finden vermag; wenn Alles zu versagen, Alles aus zu sein scheint, dann findet er selbst den Weg. In der Geschichte Livland's giebt es drei Männer, welche in solcher Grösse alle Vergangenheit und Gegenwart überragen: Bischof Albert den Gründer, Plettenberg, den Erhalter und Patkul, den Zerstörer livländischer Selbstständigkeit.

Wie ein verzehrendes Feuer hat Patkul das Land mit einer Kühnheit und Wildheit vertheidigt, die vor der herkömmlichen politischen Weisheit keine Gnade findet, aber vor einem höheren

Richterstuhl der Märtyrerkrone würdig erachtet ist. Patkul ist gefallen, ohne sterbend zu ahnen, dass seine gemarterte Stirne die Siegerkrone schon schmückte. Es ist von tiefer Bedeutung, dass der Begründer und Erhalter nicht auf livländischem Boden geboren sind; das Mutterland hat sie uns geliehen. Einzig gehört uns der Dritte. Livland hat ihn geboren und zum Manne gemacht und jahrelang, während es Daheim beschimpft im Staube lag, hat es in ihm in der Fremde frei von Feigheit und Schande fortgelebt. Er ist sein grösster Sohn.

Er war etwa 30 Jahre alt, als er in den Kampf für die Rechte des Landes eintrat. Auf einem livländischen Gute hat seine Wiege gestanden. Seine Bildung hat er im Abendlande genossen. Er sprach das Französische geläufig, lateinisch schrieb er mit Leichtigkeit, in den Rechten war er wohl bewandert, im Geniewesen erfahren, Urkunden konnte er lesen, verstehen und, was mehr ist, vertreten. Schwerlich hat er gleich anfangs geahnt, welche Aufgabe er sich gestellt; er glaubte sein Land aus grosser Gefahr retten zu können, als es sich bereits in einer Abwärtsbewegung befand, welche die mitlebende Generation erst erkennt, wenn es zu spät ist, wenn die Kraft schon versagt und vor Allem schon lange der Muth. Seit fast zwei Menschenaltern war das Land wieder zu sich selber gekommen nach schwerer Zerrüttung. Die Zahl der Aecker wuchs; der Handel blühte; die Familien fühlten sich zufrieden im Genusse gemässigter Glücksgüter und die Erinnerung an die schrecklichen polnischen Zeiten war geschwunden, die Erinnerung war ausgelöscht aus dem Herzen, als könnte die Zukunft nichts weiter herbeiführen, als könnte nicht Aehnliches sich wieder ereignen. Und doch war unter allem Schein und Genuss des Besitzes eine furchtbare Gefahr verborgen und aus derselben Quelle, aus welcher die Glücksgüter flossen, drohte Gefahr und Verderben. Als die Provinz in das Reich Schweden eintrat, war es auf beiden Seiten anerkannt, dass die Provinz nicht einverleibt werden könne. Sie hatte ihre eigene Geschichte, ihr eigenes Recht; es kam darauf an, wie lebendig in ihr das Bewusstsein ihrer Güter lebte. Unstreitig hatte sie dieselben selbst zu wahren und schwerlich hatte sie dem Reiche, welchem sie einverleibt war, die Sicherheit ihrer Grenzen zu danken. Es hatte sich allmälig gemacht, dass dabei der schwedische Gesichtspunkt vorwog; schwedische Gesetze hatten allmälig Eingang gefunden, mehr, als es sich mit dem

Geiste der eigenen Verwaltung vertrug. Fast nie hatte man Gelegenheit gesucht oder gefunden, das Recht nicht völlig einverleibt zu werden, anzurufen, oder auch nur ernstlich zu erwägen. Wo sich ein Widerstreit der Interessen ergab, da hatte man ihn nach einzelnen Privat-Rücksichten entschieden. Dazu kam der Verkehr der grossen Familien mit Schweden. Es gab kaum ein adliges Haus, welches nicht wenigstens einen seiner Söhne in Schweden in einem der höchsten Aemter zählte und der Familienehrgeiz schlug Wurzeln in schwedischem Boden.

Diese gefährliche Art, mit dem theuersten Rechte zu spielen, welche am Ende doch auch die einzig unversiegbare Quelle des Besitzes und Genusses sind, hatte ein Geschlecht grossgezogen, welches wohl zu geniessen und zu fürchten, auch im Kleinen zu operiren und zu protestiren verstand, aber weder die Einsicht noch den Muth hatte, Viel zu entbehren und Alles zu wagen, um das Recht und die Ehre zu retten. Zwar fehlte es nicht an Männern, welche mit Einsicht und Charakter und mehr als einmal Einzelnes durchzusetzen gewusst hatten, aber ihre Politik hatte, wie sich das in friedlichen Zeiten von selbst versteht, immer die Voraussetzung gehabt, das gute Einvernehmen mit der Krone Schweden zu wahren; jetzt aber kam es darauf an, ob sich Männer finden würden, welche das Steuer jedem Sturm gradeswegs in die Zähne richten würden, und früh oder spät musste der Sturm kommen. Was auch der Stärkere gelobt haben mag, es liegt in der Natur des Schwächeren, so lange die Privatinteressen dabei ihre Rechnung finden, dem Stärkeren auch wider Recht nach zu geben, und zu meinen, es sei Alles nach Wunsch geschehen und die Krone könnte sich einbilden, auf ihrer Seite sei nicht bloss die Macht, sondern auch das Recht. Wenn sie nun einmal dahin gelangt war, die letzte Grenze zu überschreiten, die Bedingungen der Verbindung zu zerreissen und die Provinz völlig hineinzuziehen ins Reich —, was dann?

In jener Zeit trat die grosse Frage von Sein oder Nichtsein, von Leben oder Sterben unter dem Titel der Reduction ins Land. Die wachsende Armuth der Krone führte auf den alten Gedanken, alle Landgüter einzuziehen, auf welche sich irgend ein Anrecht der Krone nachweisen liess. Die Rechts- und Besitzverhältnisse waren in Schweden wesentlich anders, als in Livland; was dort einen Schein des Rechts hatte, das trug hier das Gepräge des Unrechts. Auch wurde der Gegensatz in

Schweden anfangs so lebhaft empfunden, dass nur die verzweifelte Noth dazu treiben konnte. Als nun im Jahre 1678 die livländischen Stände dem König Karl XI die Bitte vortrugen, von der Reduction völlig ausgenommen zu werden, da hatte er, um sie bei patriotischer Gesinnung zu erhalten, sein königliches Wort verbürgt, es solle Nichts geschehen, was mit den Rechten des Landes nicht vereinbar sei. Damit schien Alles entschieden und die Provinz war gesichert und es hing nur von ihr ab, wie sie sich selbst in dieser Sache benehmen werde. Die Reduction bedrohte zweierlei. Sie bedrohte den Genuss und das Recht. Die Provinz hatte so lange das Recht, als sie es als ein Mittel für den Genuss sich zu sichern getrachtet, denn ihr erster Gedanke war Mittel zum Genuss. Als der König sein Wort gegeben, da sahen sie in seiner beruhigenden Zusage das Recht anerkannt und den Genuss gesichert. Bald versuchten sie nach der alten weisen Politik sich die Reduction im Reiche zu Nutze zu machen. Durch königliche Donationen waren grosse Gütercomplexe an livländische Adelsfamilien gekommen. Die Landespolitik hätte gefordert, sich von Schweden frei zu erhalten, die Familienpolitik raisonirte anders. Was Schweden beschliesst, ist für uns Livländer nicht gültig, aber die Schweden in Livland sind solchen Beschlüssen unterworfen. Ihre Güter mag die Krone reduciren und sie mögen dann von ihr weiter durch Donation und Arrende an uns gelangen. Kaum hatten sie also das Gelübde des Königs, die Reduction solle sich nicht auf Livland erstrecken, so baten sie schon, die Reduction dennoch auf die grossen schwedischen Güter in Livland auszudehnen. Der König und sein Rathgeber sagten Ja und wussten, was sie thaten. Die Familien hatten ihnen das Landesrecht verkauft und die Strafe folgte unmittelbar. Die bisherigen Reductionen waren nur Kinderspiel gewesen. Im Jahre 1678 stürzt der König die Rechte des Adels in schweigender Uebereinstimmung mit dem Volke, begründet in dem Beifall der Masse seinen Absolutismus und geht jetzt im Namen der Freiheit und Souveränität an eine neue Reduction und der Reichstag beschliesst: Diese Reduction umfasst alle Provinzen und Livland habe ja selber gebeten, der Vortheile derselben theilhaftig zu werden.

Ehe man sich im Lande zu besinnen vermag, war es geschehen. Zwischen Landtag und Landtag war der entscheidende Schlag geführt. Als die Ritterschaft wieder zusammentritt,

denkt sie wohl an das Protestiren, aber man lässt sie merken, sobald sie den Mund öffnet, ergeht das Gesetz in unerbittlicher Strenge. Indess, so lange sie der Gnade des Königs vertraut, solle kein Recht gekränkt werden. Sie hören es und erstarren; was hatten sie darauf zu erwiedern. Das Recht des Landes trat ihnen im Munde des Königs entgegen und rathlos sahen sie nun dem Untergange der Rechtsverhältnisse entgegen. Durften sie den König der Lüge, des Truges, des Wortbruches zeihen, sollten sie ihn einer Selbsttäuschung anklagen, welche der königlichen Weisheit so wenig ansteht? Sie lassen mit sich machen und kein Ausweg bietet sich ihnen dar. Ein Schritt zog den andern nach sich, eine Schranke fiel nach der andern; sie fanden nicht den Muth zu bitten. Wenn sie baten, antwortete ihnen Schweigen oder Hohn oder die wiederholte Beruhigung des Königs, ihr Recht solle anerkannt werden. Wo war ihr Recht? Es ist furchtbar sich sagen zu müssen, zu spät! und es war spät! Es ist zu spät, wenn der Sturz gegen den Abgrund schon begonnen hat und es mit beschleunigter Geschwindigkeit dem Ende entgegen geht, ... es sei denn, dass ein unerhörtes Ungefähr ein wunderbares Halt gebietet. Und diesmal sollte die Gelegenheit geboten werden, woher sie sich am wenigsten erhoffen liess. Unstreitig war das Recht gebrochen, so dass sich nicht lohnte, die Maske der Rechtsschonung zu brauchen. Wenn das Recht traurig da steht — so fühlt sich die Macht selten recht wohl ohne den Schein des Rechts. Die Krone Schweden beging nun den grossen Fehler, von der Ritterschaft die Vorlegung ihrer Privilegien zu verlangen, sie wollte ihnen aus denselben deduciren, dass sie das Recht habe, ihr ein Recht nach dem anderen zu brechen. Sie war des vollen Sieges gewiss und dachte nicht an die moralische Verneinung. Sie glaubte die Ritterschaft gedemüthigt genug, um auch diese letzte Vergewaltigung in Demuth zu ertragen. Nun war damit unstreitig eine neue Lage geschaffen und so lange sie von einer Consequenz zur andern fortschritt und diese selbst als Folge eines Prinzips erschien — so lange konnte keine Gelegenheit gefunden werden, die einmal versäumte Bewahrung nachzuholen. Sobald aber die Krone selbst einen neuen Akt des Angriffs eröffnete, dann konnte das Land mit kühner Wendung zurücktreten auf den Boden seines Rechts, die Vertheidigung aufnehmen und aus der Verteidigung mög-

lichst ohne Zögern zum Angriff übergehen, dann galt es bei dem einzigen Angriff auf die Freiheit sich frei, offen und unerschrocken zu zeigen, dann war die Macht gezwungen auch sich zu demaskiren und eine erste moralische Niederlage derselben war errungen. Ist in einem solchen Kampfe der erste Schritt gethan, ist er einmal gewagt, darf er nie zurückgenommen werden. Schwerlich hätte sich einer der älteren Führer der Ritterschaft zu einem solchen Schritt entschlossen. Hatte doch gerade einer der Klügsten der alten Schule das gute Recht verwirkt, als die Ritterschaft jenen verhängnisvollen Schritt gethan und den König um die Reduction livländischer Landgüter gebeten. Es war nicht möglich, dass der, der das zu thun vermocht, gegen alle bisherige Taktik mit offenem Visir seinem Feinde gegenübertrat, um zu siegen oder zu fallen.

Im Herbst 1689 war man in Riga an die Arbeit gegangen, die Privilegien aufzusuchen. Die Häfen lagen offen, noch immer war man beschäftigt, aus dem Staube der Akten die Rechte des Landes hervorzusuchen. Diese unscheinbare Arbeit ruhte auf Patkul. Er liess die Uebrigen rathen. Im Sommer war man dem Abschluss nahe. Man glaubte den rechtskundigen Kapitain daheim nicht entbehren zu können, man trug ihm den Adelsmarschallstab an; er lehnte ihn ab, erbat sich aber die Sendung nach Schweden. Er wusste, wo der Schwerpunkt des Kampfes lag. Im Lande begleitete man den grossen Rechtskampf mit höchster Spannung, obgleich man vielfach höchst unklare Vorstellungen von demselben hatte. Es war bekannt, dass in ihm Patkul auf livländischer, Hastfer auf schwedischer Seite die Seele und der Dämon waren. Man wusste, dass zwischen Hastfer und Patkul aus nobler Freundschaft ein tiefer Groll erwachsen war. Die Politik hatte sie weit auseinander gestellt. Ein persönlicher Anlass schied sie auf ewig. Der allgewaltige Hastfer hatte die Tochter eines hohen Beamten, Gertrud Lindenstern, um welche Patkul geworben, durch Vater und Mutter in seine Gewalt gebracht. Am Hofe des Königs sollten sich die Männer Auge im Auge begegnen. Noch vor dem Winter gingen Briefe aus Stockholm ein. Die Wage war schwankend. Im Frühling kam die Nachricht, Patkul werde wohl siegen. Läugnen lässt sich nicht, dass die Kühnheit, mit der er den Stier an den Hörnern packte, in der That alle Erwartungen hinter sich liess. Der unvergleichliche Schwung,

die unbekümmerte Art, mit der er eine demüthige Vertheidigung in einen männlichen Angriff verwandelte, setzte die schwedischen Staatsmänner zunächst in Verwirrung. So weit man aus den Akten und Briefschaften ersieht, sammelte man sich erst, als Patkul bei dem König Boden gewonnen.

Schon damals trat seine Natur in's hellste Licht. Man suchte ihn durch alle Mittel, wie sie der Hof bot, aus der Nähe des Königs zu bannen. Die Folge war, dass sein Eindruck in den Rathssitzungen auf den König ein um so gewaltigerer war. Es war nicht nur die Person, sondern auch die Sache. Von hoher Besonnenheit, von bewunderungswürdiger Kenntniss des Landesrechts, mit nie beirrtem Muthe, trat er vor den König. Schritt für Schritt behauptete er das Recht des Landes; mit stets siegreichen Kräften stritt er. Die Netze, welche hinter seinem Rücken gesponnen wurden, zerriss er, so oft sie ausgeworfen wurden, ihn zu fangen. So weit war es schon gekommen, dass der König den Grafen Hastfer, seinen Vertrauten, fühlen und fürchten liess, man habe ihm die Stimmung im Lande doch falsch berichtet. Er habe ein königliches Recht und königliche Pflicht, alle seine Unterthanen zu schützen. Betrachtet man die Lage der Dinge, so war der König mit wüsten Schmeicheleien überhäuft, selbst eine unendlich schwache, heftige, despotische Natur, gedrängt von der Volkspartei, gestachelt von dem ruinirten schwedischen Adel, der den Gedanken nicht zu tragen vermochte, dass ihm zur Seite ein freier livländischer Adel noch immer ungekränkt auf seinen Gütern sass. Von Bittstellern aus Livland gedrängt, mit Denunciationen gepeinigt, ohne Mittel, aus dem Dunst seines Hofkreises die Entfernten wirklich in's Auge zu fassen: sah sich der König mit einem Male aus zwei gefährlichen Illusionen gehoben. Die eine war, dass er das Recht habe zu thun, was er gethan, die andre, dass sich die Livländer schweigend treten lassen würden. So unbegrenzt er sich seine Macht dachte, er wollte nicht unköniglich sein oder wenigstens scheinen. So überlegen er seinen Feinden war, er hatte doch manchen Krieg zu bestehen, und ein Nachbar, wie Polen, war nicht zu niedrig anzuschlagen, und Polen unter Johann Sobiesky machte ihm Unruhe. Er fürchtete, die Livländer könnten den Frieden von Oliva anrufen. Ehe er es dazu kommen liess, war er entschlossen, lieber manchen Plänen zu entsagen. Er ertheilte Hastfer den Auftrag, die liv-

ländischen Rechte noch einmal gründlich zu prüfen. Man wusste nicht einmal, dass er eigenen Agenten den Auftrag gegeben, die Stimmung der livländischen Ritterschaft zuverlässig zu erforschen; darin hatte das Gerücht seine Quelle, Patkul habe gesiegt. Einen Augenblick ging ein Taumel durch's Land, und dass das Schwerste nun erst bevorstehe, ahnte man nicht. Man hatte ein sicher einfaches Mitttel ausfindig gemacht, den König wieder zu beruhigen: Hastfer sagte ihm nämlich zuversichtlich voraus: was Patkul redet, habe nur er geredet. Man brauche nur die livländische Ritterschaft zu befragen, um zu erfahren, wie unendlich viel mehr Getreue das Land zähle, als der König vermuthe. Vor Jahresschluss traf Patkul wieder in Riga ein. Was auch der König beschliessen mochte, sein Entschluss stand fest. Wenn die Ritterschaft ehrerbietig redete, aber männlich entschlossen, so war nicht Alles verloren. Der Landtag zu Wenden [1692], stand ganz unter seinem Einflusse. Er beschloss, eine Bittschrift an den König zu richten und den Widerstand zu organisiren. Diese Schrift liess es dem König frei, das Recht des Landes in der Form der Gnade zu wahren. Sie war aber auch so verfasst, dass der König selbst, wenn er diese Gnade verweigerte, die Bittschrift eben damit zum Manifeste des zertretenen Landes machte. Sie schilderte das wachsende Elend des Landes, die wider alles Völkerrecht versuchte Einverleibung an Schweden. Sie beschwerte sich über den Eingang der schwedischen Sprache in die Universität und über allerlei Plackereien, so dass den getreuen Unterthanen des Königs, beides, in Zeitlichem und Ewigem, ihr Vaterland fast ein Ekel werden will. Dass sich die Bauern weg und in fremde Herrschaften begeben und wie bald auch eine Ritterschaft, welche gleichwohl das Land von den Heiden erobert und an die christliche Kirche gebracht, wie bald sie mit Seufzen ein Aehnliches zu thun gezwungen werde. Sie versichern, dass — es ist sehr ominös — wenn ihnen Gott hätte die Wahl stellen wollen, entweder schwere Kriege mit den benachbarten Staaten, oder diese trübseligen Zeiten zu ertragen, so wüssten sie nicht durch die Erfahrung, ob sie nicht jene vor diesen zu wählen hätten. Der König werde sich nichts anderes versehen, als dass sie Seiner Majestät getreueste Unterthanen wären. Zum Schlusse bitten sie, er möchte doch desinteressirte Leute senden, um sich davon zu überzeugen. Sehr loyal und sehr

kühn. Ein zweiter Schritt war gleich unerlässlich. Die Krone gebot über das Land, wie über eine eroberte Provinz. Keine Stelle war ihr zu gering, um nicht ihren Einfluss durch die Besetzung geltend zu machen. Die Patronate wurden durch die Kronsgüter bedroht. Eine grosse Anzahl von Predigern war in eine entsetzliche Abhängigkeit gerathen; überall wimmelte es von Denuncianten. Seit einem Jahrzehnt war es Regierungstaktik geworden, die Pausen zwischen dem Landtag zu entscheidenden Schlägen gegen die Freiheit des Landes zu benutzen. Die politische Moral, das Vertrauen auf das gute Recht war erstorben; alle Formen, in welchen die Autonomie der Ritterschaft sich aussprach, waren vernichtet. Es war hohe Zeit, das erstorbene Bewusstsein wieder zu beleben und einen Zusammenhang der Aktion herzustellen. Auf Patkul's Antrag beschloss der Landtag in Riga eine Residirung zu errichten. Je zwei Landräthe sollten beständig zur Stelle sein, um in allen Stücken und Dingen sofort, den Interessen des Vaterlandes entsprechend, im Namen der Ritterschaft das Wort zu reden und im Nothfalle, an welchen Orten es sei, alles Widrige abzuwenden, dringlichen Falls alle Landräthe einzuberufen. Nicht minder loyal und damals nicht minder kühn. Der Augenblick war gut gewählt. Hastfer war in den deutschen Bädern. Der Oberst Patkul — er wusste Nichts dreinzureden. Die Residirung brachte die zerrüttete Verwaltung ein wenig wieder in Ordnung, ein ernstes Selbstvertrauen aber kehrte nicht zurück und so weit war man nicht zu sich selber gekommen, dass man den ersten Rückschlag zu ertragen vermochte. Als man die Nachricht hörte, Hastfer kehre doch zurück, sank Vielen der Muth. Und in der That, kaum hatte er die Lage der Dinge überschaut, so hatte er auch das einzige Mittel gefunden, das Geschehene ungeschehen zu machen. Es war das sicherste Mittel! Gelang es ihm Patkul zu entfernen, so konnte es ihm gelingen, alles wieder in's alte Geleise zu bringen. Patkul hat die Garnison zu wechseln! Ein königlicher Befehl kommandirt ihn von Riga nach Kockenhusen. Er rapportirt sich krank. Er solle gehen, sobald er gesund sei. Er nahm seinen Abschied; man antwortete: der König werde ihm den Abschied zu seiner Zeit nicht verweigern. Er hatte mit anderen Hauptleuten seinem Kommandeur, der die Officiere Kanaillen gescholten, eine Herausforderung zukommen lassen und in Folge

dessen sich mit ihm duellirt. Hastfer liess ihn vor einem Kriegsgericht auf Empörung anklagen. Als dieses Kriegsgericht nach Prüfung der Sache ihn freisprach, musste der Auditeur die Klage auf Hochverrath zurückziehen und man übersandte das Urtheil dem Könige, der die Bestätigung hatte. Der König cassirte den Spruch, befahl eine neue Untersuchung und übertrug Hastfer den Vorsitz. Die Warnung war nicht misszuverstehen. Patkul verliess Riga, ging über die kurische Grenze und wandte sich mit einem neuen Gesuch an den König. Er forderte einen Geleitbrief, dann wolle er sich stellen. In dem persönlichen Feinde erkenne er keinen Richter. Sein Gesuch ging an den König und dieser verwarf es nicht. Mittlerweile war der Landtag zusammengetreten. Es sind Briefe erhalten, welche das unbedingte Vertrauen zu Patkul beweisen: Frage um Frage wird ihm vorgelegt. Man erkennt, wie Alles von ihm abhänge. Auch braucht man nur die öffentlichen Akten des Landtages zu lesen, um zu erkennen, wie Patkul's Geist denselben beherrscht. Hastfer tritt schmeichelnd auf, man verhält sich ruhig; er tritt gebieterisch auf, die Ritterschaft bleibt standhaft. Er berichtet an den König: Er sehe wohl, ein neuer, satanischer Geist sei in die Leute gefahren, er gedenke aber diesen Geist zu bannen und habe bereits Einige exorcisirt. Dann schrieb er an den Landtag und forderte die Auslieferung seiner Rezesse. Der Landtag antwortete, er habe seine Rezesse nie Jemand ausgeliefert, als nur dem König allein. Hastfer erneuerte sein Ansinnen, der Landtag wiederholte seine Weigerung. Da schliesst er den Landtag. Unterdessen hat sich das Schicksal des Landes schon entschieden und die Auflösung des Landtages ist nur ein zweiter Akt in dem Drama. Der erste spielte hinter den Coulissen. Während nämlich die Ritterschaft in Riga versammelt war, besuchte sie, wie es die Lebensart erforderte, Hastfer's Soireen. Es konnte nicht fehlen, dass man die Lage des Landes besprach. Man verschwieg nicht die allezeit rege Besorgniss, aber man betheuerte doch seine treue Ergebenheit. Unter den vielen Loyalen war es nicht schwer einen Furchtsamen herauszufinden; dieser liess sich noch schüchterner stimmen. Er gab zu, man sei zu weit gegangen, er beklagte die ungestüme Weise des Patkul, er bemerkte, nicht alle wären damit einverstanden. Die herzliche Wärme, die seinem Geständniss begegnete, that ihm wohl.

Der lange gedrohte Unwille der Majestät schien sich wieder in Huld zu verwandeln. Er berichtete einem gleichgestimmten Freunde, der auf seinem Gute daheim geblieben war, von seiner angenehm beruhigten Stimmung und der gleichgestimmte Freund beeilte sich dem Gouverneur schriftlich dieselbe Gesinnung an den Tag zu legen. Das war der Anfang und damit war Alles gewonnen. Man zeigte nun Diesem und Jenem solche Ergebenheits-Erklärungen, man erklärte es für wünschenswerth, dass ähnliche Schriftstücke und in grösserer Anzahl dem Könige vorgelegt werden könnten. Warum sollte, wer sich in Zwiegesprächen so aufrichtig und loyal geäussert, dasselbe nicht auch schriftlich thun? So kam die zweite, die dritte zu Papier. Sieben solcher Erklärungen brachte man zu Stande. Sie sagten sich alle vom Beschluss zu Wenden und von diesem mit hinreichendem Nachdruck los. Hastfer sammelte sie, schickte sie nach Stockholm, begleitet von seinem Sentiment, was weiter geschehen sollte und schloss den Landtag. Sieben reuige Sünder, es war mehr, als man brauchte, um das ganze Land zur Busse zu stimmen. Jeder dieser sieben fühlte sich aber doch etwas unbehaglich in dem Gedanken, dass sein Verfahren zur Kenntniss der Anderen komme. Jeder hat sein Ansehen im Lande, seine Familie, seine Freunde, seine Kameraden; die gewohnte Amtssphäre möchte er nicht verlieren. Wenn aber Alle dachten, wie er, so war er schuldlos und wahrte seine Stellung. Im Ganzen war es dasselbe, ob er sie zu sich hinauf, oder hinunterzog, nur über ihm durften sie nicht stehen. Es blieb nichts übrig, als sie sich nachzuziehen. Der Landtag wird auseinander geschickt; man drängt sich um Hastfer. Er bedauert, im höchsten Auftrage den Landtag schliessen zu müssen. Er sagt seine mächtige Fürsprache zu. Er lässt es merken, als werde sich alles noch einlenken lassen, wenn man sich ganz und unwiderruflich von Patkul, dem Brutalen lossage. Auch sind unterdessen Briefe aus Stockholm eingelaufen. Man hatte erfahren, der König sei nahe daran, in Patkul einen Aufrührer zu sehen. Hat er aber am Hofe keinen Boden, so ist nach alter livländischer Politik das Gerathenste, sich von ihm loszusagen. Man muss eilen, gut zu machen, was sich noch gut machen lässt, im Uebrigen aber vom Recht des Landes Nichts vergeben. Vom Recht des Landes! Zwei Menschengeschlechter hatte man es nicht verleugnet, aber im Uebrigen

vergessen, in 10—12 Jahren war es wohl einmal genannt worden, als die Reduction das Land bedrohte, aber man hatte den bedenklichen Titel rasch zu vertuschen gesucht. Man hatte sich an Gut und Recht, an Leib und Geist ausziehen, man hatte sich zur einen Hälfte schon zertreten lassen, aber das Recht des Landes hatte man nicht verschwiegen?! Ein Mann hatte es bekannt, wie es hekannt zu werden verlangt: kühn, unumwunden, rücksichtslos, — und diesen einen Mann beschloss man zu verleugnen und dabei vom Recht des Landes nichts zu vergeben! Gewiss war die Lage gefährlich und es gehörte ein grosser Muth dazu, das Schifflein des Vaterlandes gegen den Sturm mitten durch Klippen zu steuern, aber das sicherste Mittel, erst recht hineinzugerathen war, nur noch unter den Klippen fortzulavieren, Alles war sicher und ruhig, als wäre nie eine Reduction ins Land gekommen, als hätte Patkul nie im Namen des Landes zum König und zur Krone geredet. Harmlos rüstete die Ritterschaft schon wieder einen Schritt zum Angriff und zwei zum Rückzuge zu machen; wieder schleppte sie sich von Landtag zu Landtag. Sie deckte sich statt mit Capitulationen mit Regierungspatenten. Sie wandte sich wieder den alten Führern zu, die sehr schlau, sehr muthig, sehr loyal, das Land vertreten hatten, auf deren Scheitel noch ein kleiner Abglanz der Hofssonne ruhte und die doch auch zu jenen sieben gehörten: denn Männer, befreundet mit der Regierung, mussten es sein und doch der Opposition. Denn das war die alte Politik der zwei Generationen gewesen: im Kleinen Opposition machen und in Grossem sich sehr ergeben beweisen, das aber hiess in solchen exceptionellen Zeiten Gut und Ehre preisgeben; das hiess den Uebermüthigen reizen und zugleich daheim als kühner Vertreter des Vaterlandes erscheinen; loyal und illoyal zugleich sein, dem Anschein nach, die Formen vielleicht noch auf ein halbes Menschenalter wahren und keinen Menschen übrig lassen, der werth wäre, in den alten Formen zu leben; das hiess in Wahrheit der politischen Moral die Wurzel abreissen und ganze Generationen moralisch versumpfen zu lassen; und indem man Nichts von dem Eigenen erwartete, erwartete man Alles von der Gnade des Königs. Es ist in hohem Grade erschütternd, in den Concepten Hastfers an den König zu lesen.

Er hatte dem König von Allem, was im Lande vorging, berichtet, er hatte ihm seinen Plan vorgelegt. Der König hatte

den Plan gebilligt. Man wartete nur, bis die Ritterschaft übergegangen sei, dann war man ihrer loyalen Haltung sicher. Hastfer meldet dem König, wie weit er mit seinen Freunden sei. Mit beispielloser Schadenfreude schildert er seine Fallen und, wie sie harmlos in dieselben hineingehen. Wie sie bald einem täuschend vorgehaltenen Schein der königlichen Gnade nachwandeln, bald wieder, wenn er sie bedroht, scheu zurückbeben. Er zieht zum öfteren seine Summen. Nun ist es Zeit, jetzt zuzugreifen, nun aber auch rasch ein Ende gemacht! Wie ein Blitzstrahl trifft der Befehl, alle Unterzeichner der Bittschrift hätten sich in Stockholm zu stellen. Auch Patkul ist citirt. Er fordert von Kurland aus einen Geleitbrief und nun beginnt getrennt ein scharfes Verhör. Das Geleitschreiben läuft ab; wenige Tage nur noch und der König hat das Recht ihn zu fangen. Die Stimmung der Richter lässt keinen Zweifel übrig, sie werden ihm das Leben absprechen und der König wird ihn begnadigen zu ewigem Gefängniss — ein Leben schlimmer als der Tod. Da, in der elften Stunde, ist er verschwunden, er hat alle Wächter getäuscht. Ein Brief, den er für den König hinterlässt, erklärt seinen Entschluss. Vergebens gehen Häscher in alle Richtungen; die deutsche Nordküste wird durchforscht, an der russischen Grenze wird auf ihn gelauert, man sucht ihn bald in Berlin, bald in Mitau, bald in Warschau. Er bleibt unauffindbar. Nun geht im Lande, wie die politische, so auch die bürgerliche Moral gedrückt zu Grunde. Nun treten Persönlichkeiten in Feindschaft gegen Patkul hervor. In allen Ständen treten Ankläger und Angeber Patkul's auf. Der eigene Bruder trachtet nach seinen Gütern; der König wird überschüttet mit Bittschriften und Denunciationen, und es geht tiefer und tiefer; immer tiefer. So demaskirt sich die haltloseste Verzweiflung und nun demaskiert sich auch vollends der Hof. Die Landräthe werden nach Schweden citirt; man erklärt ihnen, es sei kein Landtagsbeschluss, wogegen sich so Viele erklären. Sie hätten Amt und Ehren verscherzt. Sie wandern ins Gefängniss. Eine Ritterschaft, die heute Dieses, morgen Jenes wolle, sei weder geziemend sich selbst, noch das Land zu verwalten. Die Gnade wird ihnen entzogen. Das Amt der Landräthe ist kassirt. Der König wird den Director für ihre Versammlungen ernennen. Kein Beschluss darf unterschrieben werden, bevor der General-Gouverneur ihn gut geheissen, der

zur Erhaltung guter politischen Ordnung bestellt wird. Die Verfassung ist gestrichen, die Freiheit ist dahin. Das alte Herzogthum Livland ist gefallen und es tritt an die Stelle einer der letzten, der untersten Provinzen Schwedens. Als der Ritterschaft das Schreiben verlesen wird, dankt sie für den Beweis der königlichen Gnade. Der König giebt ihr zu wissen, dass das Land erst, seit schwedische Waffen es eroberten, sich geordneter Verhältnisse erfreue und Ursache habe, Gott dafür zu danken. Selten zuvor hätten ihre Voreltern einen hellen, klaren Blick für das wahre Wohl des Landes gehabt, niemals aber habe das Licht veritablen Wohlstandes so geleuchtet, wie damals.

Es ist ein königliches Manifest, sehr wohl berechnet! Es soll bezeugen, wie glücklich die Livländer sich fühlen. Was soll die Ritterschaft thun? Wird sie den Muth haben zu widersprechen? Wird sie schweigen? Sie schweigt nicht, sondern sie — dankt. Sie dankt für Alles.

Ein Haus nach dem andern stürzt; wer nicht verhungern will, muss vor dem Könige und seinen Statthaltern um Brot betteln. Ganze Geschlechter werden aus freien Gutsbesitzern königliche Diener und Verwalter seiner Güter. Durch Unterwürfigkeit hoffen sie die Gnade des Königs zu erwerben, durch sie füttern sie Weib und Kind. Kaum $^1/_7$ des Landes bleibt den früheren Besitzern. Das alte Recht des Landes ist bis auf den Namen dahin. Das alte Recht des Landes ist vertilgt und immer tiefer, tiefer, tiefer, geht es hinab. Fünf Jahre unwürdiger Knechtschaft lasten auf den unglücklichen Bewohnern und das Land seufzt nach Rettung. Nun, die Rettung kam, und wir wissen, dass sie gekommen. Wir selbst sind ein redendes Zeugniss davon, wie sie gekommen. Nicht durch Erhebung aus der Tiefe durch eigene Kraft, nicht durch moralischbe Ausdauer, nicht durch Unbeugsamkeit der Gesinnung. Ja, die Rettung kam, aber in der Tragödie, welche sich auch in dieser Rettung entfaltet, gab es keine andere Lösung als die durch des Willens Kraft.

Als Patkul entschlossen, den grossen Gedanken seines Lebens, den er selbst kurz in die Worte gefasst hat, dass die Menschen nicht dazu da sind, wie eine Truppe von Bestien beherrscht zu werden — als er diesen Gedanken mit seinem Leben und seinem Tode zu erhalten daran ging, und die grosse Coalition von der Ostsee bis zum Fusse der Karpathen und von der Elbe bis in die weiten Steppen Asiens hinein stiftete, um

Schweden zu zertrümmern, sein Land zu befreien, seine Ehre zu rächen: Da erscheint er noch einmal in Livland. Und Livland hat ihn erwartet, es weiss, dass er kommt; es hat ihn gerufen und darin liegt ein tiefer tragischer Zug: er kommt und das Land verräth ihn. Es weiss, er kommt. Es wünscht einen kleinen Krieg, der es befreit und es hofft, der kleine Krieg geht auch wieder vorüber. Und als er kommt und als er da ist, da schwankt es, da verzagt es. Es sieht seinen Retter heraufziehen und es verlässt ihn. Und dann ergeht über das unglückliche Land das wilde Ungefähr des Krieges.

Im Mai 1700 hat Patkul über die Düna gesetzt. Es sind die ersten Tage des Monats. Die Campagne ist freilich verspätet. Er ruft den Adel des Landes zu Pferde. Niemand erscheint. Fast Alle haben Haus und Hof verlassen und sammeln sich unter schwedische Fahnen. Sie kennen seinen Plan. Es ist kein luftiger Einfall, dass er mit sächsischen Reitern ins Land fällt. Als er in Warschau war, da haben sie heimlich mit ihm angeknüpft. Es ist der letzte Ausweg moralischer Verzweiflung; und die Gefahr ist gross, in die sie sich stürzen. Jedoch der schwedische Druck ist unerträglich. Die entscheidende Stunde schlägt und Niemand ist zur Stelle. Die Schweden sammeln die Waffenfähigen; die sächsischen Reiter müssen über die Düna zurück. Was die Sieger unterwegs treffen, nehmen sie mit sich; wo sie durchziehen, lassen sie Elend und Noth zurück, den Vorschmack der Hungerjahre, die folgen werden. Der alte Dalberg beruft einen Landtag im Namen des Königs. Er fordert einen Lossagebrief von Patkul. Als sie sich weigern, schliesst er die Thore und erklärt keinen von dannen zu lassen; und im Lande stehen die Sachsen. Da fügen sie sich. Sie erklären Patkul zum Hochverräther und sagen ihm jede Gemeinschaft ab. Nun ist der Sommer zu Ende. Der König von Polen, so rasch er sich entschlossen, so rasch erlahmt er in der Arbeit. Er wird es müde, und nun erfolgt der furchtbare schwedische Rückschlag und die Campagne, welche sich leicht und luftig von Dresden nach Riga gespielt, wälzt sich von Riga nach Leipzig zurück. Es ist nicht seine Schuld, wenn sie alle untergehen. Zwei Jahre, so hat Patkul in seinem grossen Entwurfe es angesetzt — denn in der That, sein Wille hat Alles geschaffen. Er hat sie geschaffen die Coalition, die Pläne, die Mittel — zwei Jahre, länger darf

der Krieg nicht dauern, sonst ist alle Berechnung dahin. Und die zwei Jahre gehen ins Land. Zwei Jahre wird Livland von schwedischer Kriegsfurie durchfegt, durchrast, durchtobt. Zwei Jahre sieht Livland seine Männer rechtlos, habelos hinziehen in den tödtlichen Krieg, Zwei Jahre wird es ausgesogen, und Weiber und Kinder sitzen hungernd auf den Gehöften, oder bergen sich in Sümpfen und Wäldern. Das Land glaubt endlich das Furchtbarste erlebt zu haben, was der Krieg bringt. Zwei Jahre hat es gelitten, da bricht das dritte an und nun lässt der Zar seine Horden los. Der Befehl lautet: verheeren. „Ich habe es gethan" antwortet Scheremetjef und im letzten Briefe sagt er: „Es ist Nichts mehr da zu verwüsten." „Der ganze Kreis Dorpat zählt kaum noch ein paar Hütten. An Deutschen habe ich nur 150 Gefangene; die Kosacken haben sie geschafft. Ich habe ihnen die Gefangenen — Vieh und Esten" — so schreibt er dem Zaren im Herbste, „überlassen: Kühe um 3 Altiny, kleine Kinder um 1 Pätak, grössere um 1 Griwenik, 4 Stück für 1 Altiny, 1 Schaf um 2 Denga. Nichts steht aufrecht, ausser Pernau, Reval, Riga und hin und wieder ein Hof am Meer. Sonst ist Alles mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Die Orte stehen alle nur noch auf der Karte verzeichnet." Etwas übertrieben war allerdings der Bericht. In den Wäldern und Sümpfen sitzen auch noch Menschen zahllos. Als der Herbst einzieht, ist Scheremetjef wieder da, wieder fegt der Krieg durchs Land und deutsche Frauen werden von Tartaren verkauft.

Für Livland ist die Tragödie zu Ende und begonnen zugleich hat sie für Patkul. Alles, was in seinem Leben voraufgegangen, ist nur ein mattes Vorspiel dazu. Nun durchlebt er sieben Jahre eine der grössten Tragödien, wollend und nicht weichend; Schritt für Schritt scheitert er, und immer scheiternd steht er wieder auf. Alles versagt ihm, jede fremde Kraft, jede fremden Mittel. Nur er selbst nicht; er findet immer neue Mittel. Wo Livland wie verschwunden erscheint, — aus seinem Tode ersteht es wieder; an seiner Richtstatt gewinnt es neues Leben. Eine endlose Reihe von Prüfungen steht ihm bevor. Gleich den ersten Plan sieht er scheitern. Wie besonnen war er angelegt, wie geschickt war Alles vorbereitet, wie genau stimmten alle Theile und Umstände des Planes zusammen! Die Düna muss gefroren sein und zwar dergestalt, dass sie eine grosse Menge von Menschen und Pferden tragen

kann; der Schnee darf nicht allzu tief liegen, so dass man leicht treten kann; die Tage müssen möglichst kurz sein, also Mitte December. Es muss ein Tag gewählt werden, wo keine Kommerse stattfinden und möglichst wenig Verkehr zwischen Riga und Mitau; es muss eine Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag sein, wo dann alle Bürger früher zur Ruhe gehen. Der Sonnabend muss aber in Kurland ein Fest sein, denn nur an solchen Tagen ruhte der Verkehr zwischen Riga und Mitau. Es muss eine Nacht sein, da der Mond nicht am Himmel steht; es muss der 16. nach neuem Styl, der 26. in Kurland sein; ein Feiertag, ein Sonnabend. Der 26. in Kurland ist der zweite Weihnachtstag. Die Attake muss erfolgen zwischen 1 und 2 Uhr. Aber der 16. December kommt und geht; Weihnachten ist in Livland und Kurland vorübergezogen, der Mond wechselt seine Scheibe, die Truppen sind längst bereit; — immer keine Antwort. Endlich wird gemeldet: Der General-Lieutenant Flemming — er hat mit Patkul den ganzen Krieg zu führen — lässt sich im Commando vertreten. Der General-Lieutenant Flemming aber, er sitzt in Sachsen und feiert Hochzeit. In Riga hat man zu Weihnachten noch nichts geahnt; jetzt ist man durch die Nähe der Truppen längst aufmerksam geworden und beginnt zu rüsten. „Seit einem Monate" — schreibt Patkul an den König — „bin ich fest überzeugt, ist nicht einmal eine Ordre erlassen. Unter Fasten und Thränen habe ich gewartet — immer vergebens. Es bleibt mir Nichts übrig, als nach Sachsen zu kommen und Ew. Majestät zu berichten, welcher Moment versäumt worden ist." Riga genommen, Alles gewonnen, das war der Kern. Im Besitz von Riga, da konnte man warten, dann ging man selber vor. Selbst eine verlorene Campagne war zu verschmerzen. Nur der Punkt zur Conduction musste geschaffen werden und der Punkt war nur Riga. „Das ist das einzige Mittel", so hat Patkul's berühmte Denkschrift geschlossen, „wodurch ein längerer, erfolgreicher Krieg mit Schweden möglich wird, sonst aber auf einen langen, zweifelhaften Krieg es ankommen zu lassen, ist meines Bedenkens höchst gefährlich." Und er hat sein Bedenken ausführlich erläutert. Währt der Krieg länger als zwei Jahre, dann fällt das Land in die Hände des Zaren, nachdem er es unbarmherzig verwüstet. Der König setzt seine Krone auf's Spiel. Dänemark wird geschlagen und für Frankreich steht der Erbfolge-

krieg bevor. Zeit verloren, Alles verloren. Der nordische Krieg ist die Erfüllung dieser Prophezeiung und mit erschütternder Wahrheit treffen die Einzelheiten dieser Prophezeiung ein. Riga ist verspielt und wird vergeblich belagert. Karl XII. zertrümmert das verspätet eingetroffene zarische Heer und bezieht bei Dorpat die Winterquartiere. Binnen wenigen Wochen ist die Coalition gesprengt, das Jahr 1700 verspielt. Patkul macht die Coalition von Neuem. An der kurisch-lithauischen Grenze bringt er den König und den Zaren zur Begegnung. Der Zar hat eben den König fallen lassen, jetzt wird er bewogen, ihn zu halten, und der König wird Alles daran setzen; er wird die Düna behaupten, sobald der Feind die Düna bedroht. Die Cooperation von Kur- und Livland soll ihn stützen. Der König schwört. Darauf eilt er nach Dresden sein Gelübde zu halten. Er glänzt königlich mit russischem Gelde und da es zu Ende ist, wird er um so friedfertiger. Als die französischen Ereignisse den König abwendig zu machen drohen, da bietet Patkul ihnen die Stirn. Aus dem königlichen Kabinet leitet er die geheime Correspondenz mit dem Zaren und hält den König an seinem Gelübde. Sämmtliche Briefe sind von Patkul's Hand geschrieben, der König setzt nur den Namen darunter. So lange Patkul den König mit seinem Geiste beherrscht, ist Niemand vor ihm sicher. Da dingt man einen französischen Chevalier, der durchsticht ihm auf einem Duell geschickt den Schenkel. Die Camarilla bestürmt den König, sie schildert ihm die Hohlheit der Pläne Patkul's, sie verheisst ihm durch französische Vermittlung einen vortheilhaften Frieden mit Schweden. Der alte Feldmarschall Steinau rückt wie ein Pendel hin und her; bald hat er hier, bald dort Posto gefasst. Der König hat von der Camarilla, die Camarilla hat vom Schweden-Könige die Zusicherung, so lange man nicht angreift, greift auch der Feind nicht an. Ehe der alte Feldmarschall nur ahnt, wo der Feind steht, wirft Karl XII. die Sächsischen durch Kurland, dringt bis an die lithauische Grenze vor und wenn der Sommer kommt, steht er in Polen und das Jahr 1701 ist verspielt. Im Herbst ist Patkul von seiner Wunde noch nicht hergestellt. Nirgends hat er einen Punkt zu stehen, als in dem beweglichen Gemüth des Königs. So lange er dem König zur Seite ist, weiss er ihn zu beherrschen, sobald man ihn entfernt, ist Alles verloren. Er hat es nun zur Genüge

erfahren, man kann auf den König nur rechnen, wenn man ihn mit einem Interesse bindet. Es ist ihm nicht gelungen, den Zaren durch den Köng zu beherrschen, so wird er es umgekehrt machen; er wird jetzt den König durch den Zaren beherrschen; er bedarf eines festen Stützpunktes. Zum König muss er reden dürfen im Namen eines Mächtigeren, als er selbst ist. Er beschliesst in zarische Dienste zu treten; man heisst ihn freudig willkommen. Sofort sagt er zu und im März 1702 trifft er in Moskau ein. Nur wenige Wochen und er ist der Meister aller zarischen Rathschläge. Er entwirft ihm Heeresreformen; er setzt es durch, dass der Zar, der nun wieder den wankelmüthigen König hatte fallen lassen wollen, ihn in sein Bündnis aufnimmt. Als General-Commissär für ganz Deutschland bringt er Geld und, was mehr ist, die Zusage zarischer Truppen. Schon unterwegs erfährt er Gerüchte über den König. Obgleich er bei Krakau inmitten eines trefflich gerüsteten Heeres hält, soll er wieder nicht schlagen wollen. Er steht in lebhafter Unterhandlung mit den Schweden. Voll Unruhe erfährt es Patkul zu Lemberg und kaum trifft er ein, so fällt Karl XII. in wildem Reiterangriff über die durch Nichts vorbereiteten Sachsen her. Patkul, der in unmittelbarer Nähe des Königs hält, sieht Alles verloren. So furchtbar ist die Niederlage, dass Alles auseinanderstäubt. Tage lang weiss man nicht einmal, wo der König von Polen ist. Der Sieger zieht in Krakau ein und der flüchtige König sucht einen Ort, wo er Fuss fassen kann. Die Wirkung dieser Schlacht bei Krakau ist furchtbar. In der Hofburg zu Wien gedenkt man der Tage das 30-jährigen Krieges. Europa ist in zwei Kriegstheater geschieden. Aller Zusammenhang der Operation ist zerrissen. Der französisch-deutsche Krieg wird Sachsen in seinen Strudel reissen; für die östlichen Pläne scheint Alles verspielt zu sein. Nur einen Augenblick hat Patkul verzagt, dann kehrt er über Wien nach Moskau zurück. Den Zaren und den König will er verbinden, und sie weichen immer nach den Seiten aus. Er wird sie dennoch zusammenschmieden, und sie müssen dennoch mit vereinten Kräften den Feind in ihre Mitte nehmen, Er nennt das die grosse Conjunction. Als er in Moskau eintrifft, findet er, dass der Dresdener Hof direkt mit dem Zaren unterhandelt. Der König hat eigene Agenten in Russland. Er hat den Wunsch, das Geld zu bekommen und zugleich Patkul in der

Gunst des Zaren zu stürzen. Wo er auch sei, dem sächsischen Hofe ist er im Wege. Die lustigen Sachsen sind mit all' ihren Gedanken auf Tanzen und Trinken, auf fröhliche Feste und Mummenscherze gerichtet. Er ist mit all' seinen Gedanken auf Nichts gerichtet, als auf den Untergang des Feindes. Und er ist ein unerbittlicher Mann. Die Agenten aus Russland haben dem König nach vergeblichen Bemühungen berichtet, auf Geld sei nicht zu rechnen. Als Patkul eintrifft, ändert sich mit einem Schlage die Sachlage. Er stürzt seine Feinde. Sofort nach seiner Ankunft wird er in das Conseil gezogen und noch an demselben Tage eröffnet der Premierminister Golowin den sächsischen Gesandten, sie hätten es allein dem Geheimen-Rath Patkul zu verdanken, dass der Zar ihnen Geld bewilligt. Der König soll 600 000 Thaler und 12 000 Soldaten erhalten. Aber ein neuer Tractat wird von Patkul geschlossen. Er wird die Hand über ihm haben und dazu bricht er nun auf. Noch ehe er Moskau verlässt, hat er einen Sieg errungen: Die sächsische Camarilla ist gestürzt. Patkul hat das zarische Geld in Händen. Der König will von Nichts wissen, als von Patkul, der darüber verfügt. Er sendet Patkul den Fürsten von Fürstenberg an die Thore von Dresden entgegen. Noch selben Abends muss Patkul auf's Schloss; bis Mitternacht bleibt er in geheimer Unterredung mit dem Könige. Drei Zusagen hat er mitgenommen, Geld und Truppen sind mit der grossen Conjunction zu erwarten. Drittens hat der Zar verhiessen, er wolle persönlich mit seinem Hauptheer erscheinen, sobald die Strasse gebahnt ist, und Schweden in Polen ruiniren. Nun lässt er den König Tag für Tag nicht aus dem Auge; er misst ihm die Gelder ein. Gemeinsam bereiten sie Alles vor und, sowie der Frühling anbricht, geleitet er ihn nach Polen, um die Strasse zu recognosciren und die zarischen Hilfstruppen in Empfang zu nehmen. Das Gros des Heeres bleibt zurück, um vorzurücken, sobald der Zar und sein Hauptheer von Osten heranzieht. Aber der Zar steht wieder vor Narva und liegt vor Dorpat. Ueberall und immer dieselbe Zersplitterung und die grosse Conjunction bleibt immer wieder stehen. Endlich, als der Herbst naht, im August, treffen die Hilfstruppen ein, aber der König hat sein sächsisches Fussvolk noch daheim. Er braucht auch in Polen Fussvolk. 12 000 Russen haben es sein sollen, aber 6000 kommen. 5000 Kosacken sind angemeldet, 3000 kommen. Die Mannschaft zu Fuss ist

durch schwere Märsche ermüdet. Pulver und Blei waren zum dürftigsten Manöver kaum vorhanden, die Gewehre schlecht und von ungleichem Kaliber. Wer seines gefallenen Nebenmannes Flinte aufrafft, kann sie nicht laden, weil seine Kugel nicht passt. Die Mehrzahl der Soldaten ist schon unwillig, die Kosacken widerspenstig. Was helfen da alle Pläne. Patkul hat nicht unterlassen, zu rathen, zu beschwören, zu warnen, zu drohen. Aber er kann nicht mit eigenen Händen die Gewehre schaffen, nicht das Blei giessen und das Pulver bereiten. Er kann die Zerfahrenheit der Menschen und der Mittel nicht alle Zeit zusammenschweissen, er muss sie nehmen, wie sie sich bieten und gebrauchen wird er sie, bis sie zerbrechen. Und nun beginnt er einen wunderbaren Feldzug. Im Bogengange weicht Patkul aus; er lavirt bald diesseits bald jenseits der Weichsel, so lange, bis Karl sich im südlichen Polen vor Festungen festlegt und im Spätherbst von Osten die Botschaft eintrifft, erst frühestens im Winter wird der Zar in Polen erscheinen. Die Truppen aus Sachsen müssen eine freie Strasse finden, ihm zu begegnen. Mitten in Polen ist jetzt Patkul beschäftigt, die freie Strasse zu schaffen; zwei Festungen decken die Schweden, Warschau und Posen. Beide müssen genommen werden. Völlig unerwartet erscheint Patkul vor Warschau. Am 1. und 2. September wird Pulver verschossen; am 4. geht man gegen das Schloss vor und stürmt; der schwedische Commandant capitulirt. Der König hat seine Hauptstadt wieder.

Eben hat der König von Preussen 18000 Mann vom Rhein herangezogen und nun eilt Patkul mit seinen russischen Truppen vor den zweiten Ort, vor Posen, um die Schweden zu beobachten und den Anzug des Zaren zu erwarten. Am 1. Oktober hat Patkul die Stadt rings umschlossen; bis auf dreissig Fuss hat er Laufgräben geführt; noch desselben Abends schiesst er Bresche; zum 3. früh Morgens ist der Sturm angesagt; die Pläne sind von Patkul's Hand. Um 4 Uhr Morgens, während die Colonnen sich anfangen zu ordnen, trifft ein Courier ein. Der König sendet drei Zeilen, den Befehl, mit Infanterie und Reiterei aufzubrechen. Karl ist auf dem Wege und marschiert auf Posen. Die ganze Campagne ist zerstört. Kaum hat Patkul den König hinter sich gelassen, als dieser die mühsam geschürzte Coalition in den Wind schlägt.

Er freut sich der wiedergewonnenen Erholung und meint, im Frühling ist es früh genug, da lässt sich die grosse Conjunction noch verwirklichen. Ihn langweilt Warschau, er will fort, es verlangt ihn nach den sächsischen Winterfreuden. Heimlich sendet er direkt von sich aus Couriere an den Zaren, dessen Anmarsch bis zum Frühling zu vertagen. Darauf wartet der König von Schweden und kaum ist Patkul aufgebrochen, als er ihm auch schon auf den Fersen folgt. Am 6. Oktober hat Patkul die Bobra passirt und jetzt gelingt es dem König von Schweden seine Truppen gegen ihn zu wenden. Im furchtbaren Reiterangriff nimmt er die Pässe. 1600 Russen decken die Wahlstatt; die Kasse, die ganze Munition geht verloren; der Rest des Heeres wird versprengt und sammelt sich in der Niederlausitz. Anfang November trifft Patkul in Dresden ein. Der König ist wenige Tage zuvor dort angekommen. Die Communication mit Lithauen ist zerrissen und ein Theil der königlichen Armee abgeschnitten. Polen ist in den Händen des Feindes. Man erwartet täglich, dass Karl die sächsische Grenze betritt. Sobald der Frühling kommt, muss das Unwetter hereinbrechen. Der König wendet sich an Patkul und fragt, was zu thun sei? In seiner berühmten Denkschrift vom März spricht Patkul das Urtheil. Der Diplomat ist gescheitert, die Heere geschlagen und aufrecht steht Nichts, als der livländische Flüchtling und der Flüchtling richtet den König auf. Was jetzt thun, wenn der Zar selber bedrängt wird und erliegt? Was thun, wenn der Feind in Sachsen einrückt? Was thun, wenn man von zarischer Hilfe abgeschnitten ist? Was thun? — So war auch die Ritterschaft daheim gekommen, sobald sie auf der Bahn des Verderbens eine Strecke vorwärts gegangen war. So war auch sie zu Patkul gekommen und hatte ihn durch Briefe und Gesandte gefragt? Was thun? Er hatte sie mit seinem Rathe nicht verlassen. Sie waren ihm wohl gefolgt, aber ohne Muth. Sie gingen eine Strecke mit ihm, dann waren sie wieder in den Genuss des Lebens und in's Schwanken verfallen. Es trat wieder die alte Halbheit der Entschlüsse ein, und dann war es immer rascher und rascher vorwärts gegangen auf der abschüssigen Bahn des Verderbens.

Und ganz so kam nun der König und fragte: Was thun? Und inmitten aller dieser schwankenden Menschen sprach Patkul das lange verhaltene Wort, das die grösste Summe

seiner Erfahrung enthält: Was thun, wenn man von zarischer Hilfe abgeschnitten ist? Untergehen! Was thun, wenn der Zar erliegt? Untergehen! Was thun, wenn der Feind in Sachsen einbricht? Untergehen! —

Der König dachte nicht an Untergehen. Er ging in's Bad. Ueber den Flüchtling kam das bittre Gefühl, vom Zaren, dem einzigen Retter, abgeschnitten zu sein. Alle Pässe nach Osten waren verstellt. Seine Leute hungerten und er konnte nicht ihren Hunger stillen. Aber mitten unter Trümmern steht er aufrecht. Keine Spur von Hast, keine Spur von Rache in seinem heftigen Herzen. Ruhig überlegt er die Lage. Selbst kaum entronnen, fast verloren, denkt er an die Rettung Anderer und fasst seine Beschlüsse. Er reist selbst nach Berlin den König zu gewinnen. Vielleicht sammelt er noch die jenseitigen Truppen. Nur auf sich darf er rechnen und auf weiter nichts. Unterdess ordnet er in seinem Standquartiere die Verpflegung. Der Mangel ist gross, in den Zelten verkommen die Soldaten. Kein Zeichen von der Errettung von Osten her; bis in den Frühling sich zu halten, ist unmöglich. In Schlachten die Soldaten zu opfern, ist er allezeit bereit. So schreibt er: die Russen sind sehr propre in den Trancheen sich todt schiessen zu lassen. Aber so hart er im Felde ist, so vorsorglich ist er im Lager. Für dieselben Leute, die er in den Trancheen todt schiessen lässt, ist er entschlossen sich selber zu opfern, damit sie nicht hungern. Er bestürmt den Rath des Königs, die Leute in andere Quartiere zu versetzen. Die besten Quartiere sind für die sächsischen Truppen bestimmt. Die Sächsischen lassen die Russen nicht tiefer ins Land hinein; auch scheint es zweckmässiger, wenn die Schweden die Grenze überschreiten, sie zuerst auf die Russen treffen zu lassen. Es ist tief im November. Die Kälte und der Mangel nehmen zu. Da versammelt Patkul die Officiere und hält Kriegsrath. Sie beschliessen, noch einmal um Lebensmittel und bessere Quartiere anzugehen. Die Antwort ist dieselbe. Sich durchschlagen ist unmöglich. Es giebt nur einen Ausweg. Der Kaiser wirbt um Truppen für einen Feldzug in Ungarn. Patkul erklärt dem König, wenn man länger die Verpflegung der Truppen verweigere, so werde er seine Truppen ins Kaiserliche führen. Der Rath ist bestürzt. Den König hält gegen seinen Nachbarn, selbst wenn das Bündniss zerfällt, sein blosser Schein. Wenn jetzt die zarischen Truppen

den sächsischen Boden verlassen, so ist es offenkundig, der Zar lässt den König fallen. Sie verhandeln mit Patkul, um ihn hinzuhalten. Endlich erklärt er, bis morgen will er noch warten und dann unterzeichnet er den Tractat und dann ist es zu spät. Sie glauben nicht, dass er es wagen wird. Er unterzeichnet. Nun senden sie zu ihm; sie erklären sich zu Allem erbötig. Lange hat er gezögert, jetzt ist sein Wort verpfändet und nicht einen Augenblick ist er schwankend. Er erklärt, es ist zu spät und dabei bleibt es. Ziehen die Truppen ab, so ist der König blosgestellt; mit Gewalt sie aufzuhalten ist nicht möglich, was wird der Zar dazu sagen? Das einzige Mittel ist, ihnen den Führer zu nehmen; dann werden sie rathlos sich fügen. Der Entschluss ist gewagt, aber der Zar ist weit. Und wie ihre sächsischen Herzen ihm gesonnen waren, wussten sie selbst am besten; nur Eile thut Noth, Eile, auch Vorsicht. Im tiefsten Geheimniss wird Alles angeordnet. Um 10 Uhr Abends am 19. December 1705 wird er aus seinem Bett geweckt, gefangen und auf den Sonnenstein gebracht. Es ist nicht möglich, dass der Zar ihn aufgiebt. Vielleicht kommt noch der Zar und es gelingt die beabsichtigte Vereinigung. In der That die grosse Coalition ist geglückt. Der Zar ist gekommen, mit einem Heere, so wohl gerüstet, wie er noch keines gesendet und der König ist selbst auch schon beim Zaren. Er beräth mit dem Zaren den Feldzug; noch wenige Wochen, vielleicht wenige Tage und sie stehen in Polen. Da empört sich auf dem ungeheuren Raume, vom weissen bis zum schwarzen Meere, von Asien bis Sachsen, ein äusserst entlegenes Glied. Ein eherner Wille hat die zerfahrenen Fürsten zusammengeführt und die grosse Conjunction zu Stande gebracht. Eine Farce giebt der Tragödie den Ausschlag. Das Volk in Astrachan will wissen: Ein Jahr lang sollen die russischen Mädchen nicht heirathen. Eine reine Erdichtung, von der man noch heute nicht den Ursprung kennt; aber der Aufstand bricht los. Drei Tage und die Aufregung pflanzt sich fort an die Wolga. In Moskau selbst fürchtet man das Aeusserste. Der Zar verlässt Grodno. Dem König übergiebt er den livländischen Flüchtling nach Willkür. Auf das russische Lager wirft sich der Feind. Und in verwüstendem Bogen zieht Karl XII von Grodno nach Minsk. Nun beginnt der fünfte Akt der Tragödie. Karl geht geradeswegs los auf die sächsische Grenze. Nichts widersteht. Der König von

Polen legt ihm die Krone zu Füssen. Er überliefert ihm den livländischen Flüchtling und der König von Schweden kommt ihn zu holen. Er nimmt ihn aus seinem Kerker und führt ihn mit sich nach Polen. Zu Kasimierz lässt er ihn vor ein Kriegsgericht stellen und ein polnischer Henker zerbricht ihm Bein um Bein und Arm um Arm und zerstösst ihm die Brust und dann wird er enthauptet. Von Livland und Patkul wissen nur die tartarischen Steppen und der Henker zu Kasimierz zu erzählen. Mit unerbittlicher Logik hat die Geschichte das Livland von damals gerichtet und gerettet und mit ihrem Gericht und ihrer Rettung begleitete sie Patkul bis auf den Richtplatz zu Kasimierz.

In dem Drama des grossen Kampfes des Rechts und der Macht vermag die Phantasie nichts zu verschleiern. Die Ereignisse und der Zusammenhang liegen klar vor den Augen und die Lehre ist einfach. Aufgenommen wurde der Kampf vom Lande und das Land hat sich ihm nicht versagt. Einen kurzen Moment hatte es ihn gewagt. Als es den Kampf unternahm, konnte es kaum mehr hoffen, ihn glücklich, in Ehren, ohne schwere Verluste zu Ende zu führen. Es hatte ihn nicht unternommen, als es kräftig und ruhig dastand. Verspielt hatte es seine Stellung, sein Recht, seine Zukunft, als es die schwedische Reduction sich ins Land zog. Ein unverdienter Zufall, die Laune der Krone hatte ihm wieder den rechten Boden zurückgeschenkt. Unstreitig hatte die Provinz, als diese letzte Gelegenheit sich bot, noch einmal die Wahl: Entweder sie beugte sich unter den Willen des Königs, unter die Beschlüsse des Reichs und den Reichstag; oder sie stellte sich kühn auf den Boden des wiedergegebenen Rechts und versuchte die Position zu wahren. Wozu sie sich auch entschloss, sie musste es mit ganzer Seele, ohne Furcht und Zweideutigkeit thun. Sollte sie sich fügen und wähnte, es fehle ihr die Kraft zum Kampfe, dann musste sie sich fügen ohne Vorbehalt, unbedingt; dann war es kindisch, den Mächtigen zu reizen. Sollte sie es aber wagen, sich auch jetzt noch zu behaupten, dann war es thöricht und Schwäche, sich dem Mächtigen zum Spielball zu geben. Der Kampf, der nun angeht, das war nicht mehr eins mit jenem alten, halben, freundschaftlichen Plänkeln. Das musste ein Kampf auf Leben und Tod sein, der Kampf des Rechtes, das entschlossen ist, sich nicht brechen zu lassen von der Macht,

die entschlossen ist es zu brechen. Diesen Kampf musste man, bevor er eingegangen wurde, kühl und sehr besonnen überlegen man musste sich sicher entschliessen, aber was man beschloss, auch offen, frei, männlich hinausführen. Man konnte den Kampf wohl unterlassen; aber einmal begonnen, musste man Alles aufs Spiel setzen: Alles oder Nichts gewonnen. Weder zu dem Einen noch zu dem Andern hatte man sich entschliessen können. Aller Qual war man doch nicht entgangen. Leichtsinnig hatte man einen kleinen Befreiungskrieg herbeigewünscht und elend war man gescheitert, jämmerlich zertreten. Es war, als hätte sich des Landes Seele selbst in zwei Hälften gespalten; die Seele, die zitterte und zagte, war daheim, und die, welche unverzagt wusste, was sie wollte, stand draussen. Freilich schien ja auch Patkul gescheitert zu sein und gewiss ist er mit dem entsetzlichen Schmerz auf den Richtplatz gegangen, Alles verloren, Alles verspielt zu haben, nur nicht seine — Seele. Nirgends hat er sich grösser gezeigt, als in den Tagen seines Unterganges und wenn das Land in seinem Leben gern ihn sich vorführt, in seinem Leben, in welchem er für dasselbe gern gekämpft und gelitten, wenn es ihn in Riga des Landes Recht feststellen sieht, wenn es ihn dann vor sich erblickt in Stockholm vor dem Könige und dann wieder in Wenden im Rathssaal der Väter, so mag es ihn auch vor sich erblicken, einsam und verlassen im sächsischen Kerker. Die äussern Mittel haben alle versagt, der Kampf scheint ausgekämpft, doch noch im letzten Moment kann er der grösste sein. In keinem Kampfe, als in dem des Rechts wider die Macht, tritt einmal die Zeit ein, wo gewiss einmal alle äussere Hilfe versagt, wo der Wille nichts weiter vermag, als nur stehen. Von allen Seiten bedroht, gekerkert, wird er versucht. Als sich die Thüren des Kerkers hinter ihm schlossen, da wurde er bald angegangen, mit Anträgen der wunderlichsten Art. Alle eröffneten ihm die Aussicht auf Rettung. Endlich kommt der König von Polen und bietet ihm heimlich an: Man werde ihm die Thüren des Gefängnisses öffnen, er möge fliehen. Warum weist er die Freiheit zurück? Nur, weil sein Leben damals abgeschlossen vor ihm lag. Die das wechselvolle Spiel immer wieder von Neuem beginnen, das sind nur die kleinen Komödienspieler. Die grossen Meister in der Tragödie wissen sehr gut, wenn ihr letzter Akt sich ausgespielt. Aber es ist etwas Grösseres,

was ihn an den Kerker bindet. Es ist sein Recht, seine Würde, seine Ehre. Wider das Recht und die Ehre ist er gefangen; nicht einen Schritt weicht er, bevor ihm Recht und Ehre wiedergegeben. Er bleibt und stirbt und siegt; denn der einzige ihm an Willen ebenbürtige Feind, der König von Schweden, zieht, um nach langem Kriegsglück in der Schlacht von Pultawa sein Kriegsglück zu begraben. Eine rächende Mystik sieht in dem Unglück, das von Pultawa's Feldern an den grossen Schwedenkönig verfolgt, eine geheimnissvolle Rache an Patkul's Tod, aber die geschichtliche Nemesis redet nicht in so mystischen Räthseln. Nicht der Tod sondern das Leben des livländischen Verbannten, nicht sein Leiden, sondern sein grosser, unbeugsamer Wille hat Karl den Untergang bereitet. In demselben Kampfe, in welchem Patkul gefallen, sinkt auch Karl dahin. Der grosse Zweikampf ist zu Ende, was im Norden sich schürzte, ward im Süden entschieden.

Es waren Schweden und Livland, die zuerst vor 15 Jahren auf dem Landtag zu Wenden Auge im Auge entgegenstanden: die Macht und das Recht, um sich bei Kasimierz noch einmal gegenüberzustehen. Denn lebte der Genius von Livland in Patkul's Seele, so lebte Schweden damals nirgends, als in der Soldatenbrust seines Königs. Wo er sich bewegte, war Leben, wo er nicht war, langsamer Tod. Man konnte es deutlich wahrnehmen im dritten, vierten, fünften Jahre des Krieges. Schweden war bedroht, bald furchtbar entvölkert, während der König nach Soldatenmanier nur den Eingebungen des Lagers folgte, jederzeit von bewunderungswürdiger Bravour und jederzeit ohne zu berechnen, ob die Reihe der Schlachten jemals zu einem Resultat führen möge. Er hatte ein Reich überkommen, ausgestattet mit grossen Mitteln, mit abendländischer Kunst und Kultur. Die Mittel hatte er erschöpft. Das Reich lebt nur noch in ihm. Fiel er, so fiel das Reich, und es fiel, und Livland war gerächt und nicht nur gerächt, war gerettet. Noch einige Jahre der Angst und der Prüfung und es durfte langsam wieder aus seiner Knechtschaft und aus seiner Asche erstehen. Eine Generation war weggebrannt von dem Feuer der grossen Trübsal. Die nach ihr kam, möchte sie zusehen, was ihre Zeit ihr für Aufgaben stellt. Die Geschichte hat für die Frage der Zukunft keine Antwort, sie lehrt nur die Frage der Gegenwart. —

Marie Antoinette.

Vortrag
zum Besten des Gustav-Adolf-Vereins,
gehalten
in der Harmonie zu Kiel
am 11. Januar 1877.

H. V.

Es ist nicht meine Absicht, weder alles Alte, das Ihnen längst bekannt ist, wiederzuerzählen, noch etwas Neues mitzutheilen. Ich wünsche nur, Ihnen die Erinnerung an eine Frau, welche Vielen als durchaus nicht ausserordentlich gilt, inmitten der höchst ausserordentlichen Schicksale, welche sie erlebt hat, zurückzurufen und die Stelle in der Weltgeschichte, den Moment zu bezeichnen, an welchem sie ein tieferes Interesse, als blosses Mitleid, in Anspruch nimmt.

Am 2. November 1755 ist Marie Antoinette geboren, im Mai 1770 dem Dauphin Ludwig vermählt; im Mai 1774 besteigt sie mit ihm den Thron, am 16. Oktober 1793 nach ihm das Schaffot.

So hat sie das 15. Lebensjahr noch nicht vollendet, als sie die Grenze überschreitet und in ihre französischen Jahre eintritt.

Ein deutsches, ein deutsch-bürgerliches Haus hat sie in die Fremde entlassen.

Deutsch ist die Losung für alles gut Kaiserliche in der Hofburg zu Wien. Die alten und jungen Kaiserinnen dulden es nicht gern an ihren polnischen, ihren italienischen Vettern und Schwiegertöchtern, dass viel anderes gesprochen und geschrieben werde, als deutsch.

Das Hauswesen ist kaiserlich und doch bürgerlich zugleich. Erkrankt eine der alten Kaiserinnen — und in Oesterreich hat

es fast alle Zeit auch alte Kaiserinnen gegeben — so lässt es sich die junge Kaiserin, so lassen es sich die Erzherzoginnen nicht nehmen, sie zu pflegen. In das dicht verhängte Krankenzimmer dringt nichts, was nicht kaiserlich ist. In der Nachtwache lösen sich die Töchter und Basen ab. Wochenlang siechen sie in der mephitischen Luft und weichen nicht eher, als bis, sie abzulösen, der Tod zum Krankenbette tritt.

Die Frauen dieses Hauses haben allezeit deutsche Familienehre zu wahren gewusst.

Und aus einem so gearteten Hause, von der edelsten der Frauen, der vielgeprüften Kaiserin Maria Theresia, der hingebenden Mutter, wird, fleckenlos an ihrer Seele, Marie Antoinette nach Frankreich entlassen.

Der erste Eindruck der neuen Welt ist bezaubernd. Die Heimat erblasst vor dem Leben, das ihr aufgeht. Welche Mitgift sie auf den Weg genommen, sie weiss es nicht. Wie vermöchte die 14jährige Kaisertochter zu begreifen, dass sie Erbin der unnennbaren Güter ist, welche ein riesiges Reich Jahrhunderte hindurch für ihr Haus aufgespeichert hat, nicht jener materiellen, welche sich aufzehren und verschwinden, sondern des, solange noch das Blut in den Adern rinnt, in Glück und Elend unverzehrbaren Gutes kaiserlicher Rasse. Eine Kaisertochter tritt sie in das Königliche Frankreich ein.

Znnächst fühlt sie sich jedoch nur als glückliches, als harmloses Kind.

Sie ist der Zucht der Mutter entronnen; sie vernachlässigt ihre Taille; sie ist faul. Sie treibt nicht Musik; sie zeichnet, sie malt nicht; tanzen soll sie erst lernen und lernt es nur zu rasch; sie schreibt unorthographische Briefe; ein Abbé, welchen die Mutter ihr beigegeben hat, vermag sie wochenlang nicht zur Lectüre zu bringen und doch soll er Buch führen und jeden Monat nach Wien berichten.

Dafür findet sie bald Gefallen an der französischen Art. Die Mutter hat ihr auf die Seele gebunden, nicht zu reiten, wenigstens nicht nach Männerweise. Sie versucht es dennoch und es macht ihr unsägliches Vergnügen. Sie gelobt, nie auf die Jagd zu reiten, aber sie bricht ihr Wort, und die Mutter, welche auf Umwegen davon erfährt, möchte vor Gram vergehen, nicht über die Jagd, aber den Wortbruch. Die Tochter betheuert, nur ein einziges Mal dem Hirsch nachgeritten zu

sein und sie hat ihn nicht einmal erjagt. Das nächste Mal glückt es ihr um so besser.

Sie lässt sich gehen, wie schöne Kinder sich gehen lassen; sie spottet, sie spottet liebenswürdig, aber immerhin, sie spottet. Sie weiss nicht, was sie tut. Am Hofe weiss man es bald um so besser.

Es ist ihr erstes Verhängnis, dass sie nicht als Königin in die neue Welt einzieht.

Noch ist sie Dauphine. Ueber ihr steht fast unnahbar der König, in dessen Sphäre die Dubarry gebietet; gegenüber die Gruppe der königlichen Tanten.

Ungehört verhallt die Warnung der vielerfahrenen Mutter. Wie wäre es der Tochter, der reinen Kindesseele, möglich, der Dubarry zu geben, nicht, was ihr gebührt, aber, was alle Welt ihr zollt. Den Empfang kann sie ihr nicht versagen, aber sie redet sie nicht an. Unmerkbar, wie alle Rache in der Gesellschaft, spinnt sich die Rache an. Die Dubarry spricht von ihr zum König bald nur als von der kleinen Roten und das Crescendo erreicht wohl nur darum nicht den Gipfel, weil endlich der König stirbt; vielleicht auch, weil die Maitresse Gemüth besitzt. Mit Thränen hat sie nachmals, als die Tragödie hereingebrochen ist, aus ihrem Asyl Gold und Geschmeide zur Rettung angeboten, denn — gutmüthig sind sie alle — nach dem Schillerschen Wort.

Gutmüthig freilich waren des Königs Tanten nicht. Tugendhaft im höchsten Grade; nur im Harfenspiel haben sie ausgeschweift und schwammen abwechselnd in Frömmigkeit und Bosheit. Madᵉ. Adelaide war lange eine Art Beherrscherin des gläubigen Frankreichs gewesen. Gegenüber dem sittenlosen Hofe sammelte sich um sie Alles, was auf Lohn im Himmel rechnete, weil es auf Erden so vieles hasste, dazu das ganze frondirende Frankreich, welches die Erbfeindschaft mit Oesterreich auf seine Fahne geschrieben trug und mit Ingrimm die Oesterreicherin kommen gesehen hatte, einmal Herrin in Frankreich zu werden, und zunächst Herrin am Spieltische. Seit dem Tode der Maria Leszczinska war das Spiel, zu welchem sich der Hof abendlich zu versammeln pflegte, bei Madᵉ. Adelaide gehalten worden, um nun, nach den Regeln der Etikette, in die Gemächer der Dauphine überzusiedeln. Das schöne Kind war gegenüber den tugendhaften Tanten bald in bedenklicher Lage.

Weder gutmüthig, noch tugendhaft waren des Dauphins Brüder. Wir lernen sie noch kennen.

Inmitten dieser entfremdeten Sphäre schuf sich die Oesterreicherin ihren kleinen Hof und war heiter und harmlos eine kurze, glückliche Zeit.

Als dann nach vier Jahren aus der 15jährigen Dauphine eine 19jährige Königin geworden war, mit einem 20jährigen Könige zur Seite und aus der anfangs kindisch-tastenden eine lebenathmende Frauenseele, wie hätte sich die Königin, die Frau versagen mögen, was sich die Dauphine, das Kind, erlaubt hatte?

Harmlos genug sind auch jetzt noch die Sünden, welche man ihr beimisst. Bald lässt sie in ihren Gemächern sechs junge Mädchen der höchsten Familien mittanzen: die Etikette gestattet es nur verheiratheten Frauen. Oder, nachdem die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt das erste Menuett getanzt, wird Mademoiselle de Lorraine sofort in das zweite gezogen: die Herzöge, die Pairs, der Hohe Adel, sind empört. Made. Jules Polignac heirathet; der König steuert sie um der Königin willen mit einigen hunderttausend Francs aus. Ein Schrei der Entrüstung von Allen, die nicht Polignac heissen, von der Seine bis zur Donau und in ihrer Hofburg erschrickt die Mutter. Als endlich der Erzherzog Maximilian nach Paris kommt und es durchsetzt, dass die Prinzen von Geblüt ihm die erste Visite zu machen haben, da kennt die Wuth keine Grenzen. Die „Oesterreicherin", so nur lautet es jetzt auf allen Lippen und das Wort soll besagen, dass die Oesterreicherin ausgestossen sein soll aus den Geboten von Frankreich.

Unter den Tanten wird es dann guter Stil, Alles auszuzeichnen, was in der Königin Ungnade fällt.

Der Graf von Provence — er wird als Ludwig XVIII. die Krone tragen, die seinem Bruder vom Haupte fällt — thut immer das Gegentheil von dem, was die schöne Schwägerin thut. Sie tanzt: er betet; sie liest Hume und Rousseau: er stürzt sich mit Leib und Seele in den ausschweifendsten Royalismus und, kühl bis ans Herz hinan, ein Verächter jedes Gedankens an Gott, vergeht er vor Hingebung an seinen Beichtrather. Marie Antoinette interessirt sich für Politik: er geht unter die Künstler; er greift zu Feder und Kreide und persiflirt die schöne Sünderin in ungeheuerlichen Carricaturen. Von dem Augenblick an, wo zwischen ihn und seine Hoffnung ein erster

Sohn Marie Antoinettens tritt — dieser erste Dauphin stirbt früh — ist sein Herz ihr auf immer verschlossen und noch von jenseits der Grenze, wohin er emigrirt, bis in den Tod, verfolgt er sie mit unversöhnlichem Hasse.

Unterdessen gehen ihre Tage in königlichen Sorgen — jenes Halsband hat bittere Tränen gekostet — in königlichen Freuden hin. Sie excellirt in thurmhohem Kopfputz, so hoch, dass sie erst merkt, wie hoch, als eines Abends der König, aufgethürmt wie sie, in ihre Zirkel tritt; da verschwindet sie in die Nebengemächer und kehrt reformirt zurück. Sie liebt es, die Bosquets von Versailles zu durchstreifen. Sie setzt es durch, einen Sonnenaufgang zu erleben. Von einer Palastdame begleitet, sucht sie gelegentlich den Ball der grossen Oper auf; der König mit ihr oder sie trifft seine Brüder; als ihr einmal der Wagen bricht, fährt sie im Fiaker vor. Im Trianon spielt sie vor dem König und der königlichen Familie auf dem Liebhabertheater, ein harmloser Zeitvertreib, aber der Graf von Artois, der jüngere Bruder des Königs — er wird einmal Karl X. heissen — nimmt allzubeflissen Theil. Er ist frech, lustig, über alles Vorurtheil erhaben, gewohnt, sich vor seinen Lakaien gehen zu lassen, — und was sind ihm Hof und Volk sonst, als Lakaien? — er legt ihr vor aller Welt seine Huldigung zu Füssen und vor aller Welt begegnet sie seiner Galanterie mit Scherzen und Wohlgefallen. Und der Hof fällt mit scherzenden Couplets ein, aber unmerkbar werden die Couplets grimmig; sie träufen von Gift. Schon wandert ein Lied von Hand zu Hand, welches die Königin mit der Dubarry vergleicht und nicht zum Nachtheil der Maitresse. Ein anderes hebt an: „Monstre échappé de Germanie". Ein drittes singt, wie Cythere sich von Vulcans Seite stiehlt und rühmt sie, denn wer sollte nicht dem Vulcan einen Schäfer vorziehen? Vulcan heisst er im ersten Couplet; Schmidt im zweiten; im dritten: Schlossergesell: der König treibt aus Liebhaberei das Schlosserhandwerk. Und bald erfreut man sich an dergleichen nicht nur verstohlen, die schlimmsten Lieder weiss man dem Könige in die Hände zu spielen; man singt ihn vom Papiere an: Wenn er ein gewisses Dreiblatt, Mann, Frau und Kind — und man belegt sie, jedes, mit dem erfindlich schimpflichsten Namen — erblicken wolle, so möge er zuerst in den Spiegel schauen und dann auf die Königin und auf Madame Royale, die kleine Prinzessin.

Das Gesicht der Königin — so heisst es ein anderes Mal — erblüht, es printanisirt sich, sobald Ed. Dillon in den Ballsaal tritt.

Soweit ist Alles in der Ordnung und gehört noch in keine Weltgeschichte. So oder ähnlich hat sich die gute Gesellschaft — und auch die schlechte — belustigt und erbaut zu den Zeiten der Königin Cleopatra und zu den Zeiten der Kaiserin Eugénie, vorher und nachher, auf der höchsten Stufe gesellschaftlicher Hierarchie und auf der untersten. Dergleichen, vielleicht nicht immer so drastisch, erlebt sich alle Tage und geht ohne weitere Folge vorüber, als dass gelegentlich ein Herz bricht, oder zwei; die überlebenden Herzen — die ungeheure Mehrheit — freuen sich um so dankbarer gegen Gott ihres Daseins und setzen das Spiel fort, jedes in seiner Sphäre, einen Tag, eine Woche und dann ist Alles vergessen oder auch nicht.

Aber, wenn nun, was der Spieltisch von Made. Adelaide seufzend flüstert, was Monsieur, der Graf von Provence, mit seinem Stifte illustrirt, womit der hohe und niedere Hofpöbel sich das Herz erfrischt und den Mut oben hält, wenn sich dieses Alles in verstohlenen Silben, in kernhaften Sprüchen, in singbaren Liedern aus den Sälen und Vorsälen ins Souterrain des Schlosses, aus dem Souterrain auf den Markt, auf die Strassen fortpflanzt, in den Vorstädten um und um läuft und nun plötzlich — die Bastille ist kaum gefallen – von Hunderttstimmigem Echo, in Megärencadenz, an das Schloss zurückgebrüllt wird, was dann?

Dann tritt Marie Antoinette aus der Hof- in die Weltgeschichte ein.

Wer es ihr an der Wiege gesungen hätte, dass es ihr beschieden war, aufgenommen zu werden in eine Welt voll Licht und Glanz, da diese Welt, da ihre Welt sich schon anschickte, ins Grab zu steigen und aus der Tiefe langsam eine andere Welt heraufgestiegen kam voll unnennbarer Schrecken!

Mit Staunen hatte sie die ersten Zeichen der kommenden Dinge erlebt, mit Unmuth die wechselnden Manöver, ihnen zu begegnen, beobachtet. Da waren Parlamente berufen, in die Verbannung geschickt und wieder berufen worden; den Parlamenten waren Notable, den Notablen eine Versammlung der Stände gefolgt, am Hofe ein Rathschlag dem andern, auf der Strasse eine Emeute der andern; Ministerien waren gestürzt und wieder aufgerichtet worden; Parteien hatten sich gebildet

und wieder gelöst. In einer verhängnisvollen Nacht [4. August 1789] hatte der Adel mit den schmählichsten die edelsten Vorrechte in den Staub geworfen, auch das edelste aller, das angeborene Recht — nicht des adligen — des freien Mannes, aufrechtzustehen, wenn Alles schwankt. Und Schritt um Schritt war auch der König zurückgewichen, reiner, als der reinste seiner Ahnen, schwächer, als der Schwächste, ein Spott auf seinen Namen, ein Schatten seines Geschlechts.

Nur die Kaisertochter stand aufrecht.

Die Weiber aus Paris sind auf Versailles im Anzuge. Wen werden sie vor Allen zu suchen kommen, wenn nicht das Weib? Der König dringt in die Königin, nach Rambouillet zu entweichen, aber sie weigert sich, ihm von der Seite zu gehen. Und schon ist der erste Haufe da, die anderen folgen. An die Fenster schlägt das Geheul bis spät in die Nacht, dann wird es stille und die Königin zieht sich in ihre Gemächer zurück. Aber plötzlich wälzt sich der Pöbel in den Schlosshof und drängt — die ersten Garden werden niedergehauen — zu ihren Gemächern. Unangekleidet wird sie von ihren Frauen zum König getragen, nur wenig Minuten, ehe die Thüren aufgeschlagen werden und die Rotte hereinstürzt. Sie tobt, sie schreit nach der Königin; den König will sie nur heimführen nach Paris. So vergeht die Nacht. Am Morgen tausendstimmiger Ruf nach der Oesterreicherin, ohne die Kinder. Die Oesterreicherin! Sie tritt auf den Balkon, allein; ruhig sieht sie die Mündungen der Flinten, die sich auf sie richten, dieses mal noch, ohne den Mord zu wagen. Sie ist bereit, Alles zu erdulden, tausendfach mehr bereit, Allem zu trotzen. Ist es möglich, König sein und sich in diese Hände geben? Aber der König willigt in die Reise und sechs Stunden lang währt die Fahrt, vorne an auf Piken die Köpfe der gemetzelten Garden, der königliche Wagen vom Pöbel umtanzt, umschrieen und als Paris erreicht, als der erste, der zweite Tag vergangen ist und, empört über die freche Verschwörung — Egalité, der Ahnher des modernen Orleanismus, hat seine Hand im Spiele — die ihrer Sinne noch mächtige Gesellschaft auf Untersuchung dringt und die Deputirten des Tribunals vom Chatelet vor der Königin erscheinen, ihre Anklagen entgegenzunehmen, da hat sie nur das eine Wort: Was mich betrifft, ich habe Alles gesehen, Alles gehört und Alles vergessen.

Alles vergessen, nur nicht sich selbst. In sich gefasst, erwägt sie Alles und bleibt zu Allem bereit auch zu dem Schwersten.

Als eine Hoffnung nach der andern schwindet, da geht sie hin, dem grossen Abgefallenen, dem Urheber — so durfte er ihr erscheinen — alles Unheils die Hand zu bieten. Nicht ohne Schaudern tritt sie Mirabeau an und von ihr hingerissen, gelobt er sich, sie zu retten. Ehe er seinen Schwur halten kann, ist er todt, zwei Jahre zu spät oder zwei Jahre zu früh. Zwei Jahre zu früh, denn noch giebt es — gemessen an dem Massstab der zu voller Wuth entfesselten Revolution — so harmlose Schrecken, wie Wähler und Gewählte, wie Commissionen und Tribünen; da vermag noch die Intrigue, da vermag das Wort, da vermag die parlamentarische Kunst, zurechnungsfähige Wesen zu leiten, noch vieles. Wie harmlos, trotz gelegentlicher Emeuten, ist noch die Zeit, da Mirabeau stirbt. Noch ist die triste Coterie der Girondisten kaum erfunden; noch hat der schrecklichste aller zahmen Revolutionsschrecken, die schönfühlende, schönerredende Roland ihre Säle erst schüchtern geöffnet, ihr tugendhafter Mann ist noch nicht Minister und Alles, was dann nachkommt, erscheint noch wie weit, wie weit in der Fern.

Aber über die Leiche Mirabeaus (2. April 1791 †), über die Lücke, die sein Fall in die Phalanx vor dem Throne reisst — und wie schwankend steht die gelichtete Linie — sieht die Königin — ihr Auge schärftsich — unheimlich immer dunklere Schatten hereinragen.

Da beschliesst sie die Flucht. Sorgsam hat sie den Plan entworfen, die Correspondenzen geführt, Alles geordnet, bemessen. Sie rechnet sicher darauf: nur wenig Tagereisen und ein Retter muss ihr begegnen.

Schon liegt Paris weit dahinten; schon hat man St. Ménéhould, schon Varennes erreicht. Der Ort ist von Husaren besetzt, die Offiziere sind im königlichen Einverständniss: eine erste Etappe der Rettung.

Aber der unselige König wird erkannt; die Husaren weigern sich, ihn aus dem zudrängenden Volke herauszuhauen; der Wagen muss wenden und alle Hoffnung scheint verloren.

Da — kaum ist das unselige Königshaus anderthalb Stunden heimwärts auf dem Wege zum Untergange — da langt Bouillé mit seinem Reiterregiment an. Unter der Parole: Vive le roi!

ist er ausgeritten, neun lieues in vier Stunden; er findet noch andere Truppen vor, die gleichfalls herbeigeeilt sind. Zwar die Strassen des Orts sind verbarricadirt; die Brücke über den tiefgehenden Fluss ist abgebrochen. Aber es sind Reiter, mit dem Säbel in der Faust, den Fuss im Bügel. Wie viel Barrikaden übersetzen sie in der Schlacht; wie viel Flüsse überschwimmen sie auf der Verfolgung: nur eine Stunde Kampf, eine Stunde hitzige Jagd und der König ist gerettet. Sie halten; sie prüfen die Gefahr und, ohne auch nur anzureiten, wenden sie nach Norden zurück, während der König, mit der Königin, den königlichen Kindern, von Gensdarmerie umritten, langsam hingeführt wird, acht Tage lang.

Jeder Tag hat vierundzwanzig Stunden; acht mal vierundzwanzig Stunden schleichen hin und kein Retter erscheint. Wie haben die kühnen, adligen Herzen des siebzehnten Jahrhunderts aber ausgelebt! Kein Volontär, kein Ritter, der lieber für seinen König fiele, ob auch nicht mit ihm, als in ihm entehrt sein; da hebt sich keine Hand, — acht Tage lang geht der Zug durch Sonne und Staub. Todtmüde, unter tiefem Schweigen des Volks zieht das gefangene Königshaus durch die Strassen von Paris in die Tuillerien zurück.

Und zehn Tage lang schweigt der gebrochene König. Noch ist man Herr des Schlosses, noch giebt es Regimenter in der Nähe; es gilt nur wach, es gilt entschlossen sein, denn jeder Augenblick kann die letzte Katastrophe heraufbeschwören. Der König athmet, aber zehn Tage lang lebt in seinem Jammergebilde ein menschliches Wollen nur durch den Willen der Frau. Wie man ein todtes Thier galvanisirt, so vermag sie allein ihn zu bewegen, mit zärtlichen, mit schreckenden Worten. Solange sie ihn aufgerichtet hält, wäre er selbst fähig, zu handeln. Sobald die Wirkung ihres Willens erschöpft ist, bricht er zusammen.

Unterdess wächst der einmal erblickte Schatten näher und näher.

Aber ist denn nirgends Rettung zu hoffen!

Und wenn Alles, was einst um das Königtum geschaart gestanden und von der Ausbeute seiner Macht gezehrt hat, in die vier Winde zerstäubt ist — in immer wachsenden Schaaren geht die grosse Adelsemigration über die Grenze — hält denn nicht wenigstens das königliche Haus zusammen, bei einander

zu stehen und zu fallen? Made. Adelaide, der Graf von Provence — ihm klingt bei Tag und Nacht schon jetzt der Ruf der Zukunft in die Ohren: le roi est mort, vive le roi! — der Graf von Provence, der Graf von Artois, wo sind sie? Und wenn sie gegangen sind, warum kehren sie nicht wieder? Glücklicher, als die Oesterreicherin und treuloser, als sie: in Rom, in Venedig, in Coblenz, überall! nur nicht dort, wo sich das Schicksal Frankreichs entscheidet.

Und die Könige dieser Erde, die Brüder und Vettern?

Da sind keine Parlamente, sie zu hindern; kein Pöbel in Waffen, ihnen den Weg zu verlegen. Schalten sie denn nicht so unbeschränkt, wie nur je Ludwig XIV, der grosse Gutsherr von Frankreich, das unsterbliche Vorbild ihrer Aller? In ganz Europa hat nur in England der Staat einen König, überall sonst haben die Könige ihren Staat.

Wie sollten sie da nicht herbeiziehen, eine heilige Cohorte, ihr Volk, ihr Gesinde hinter sich drein, ohne Säumen, ohne Bedenken, hingetrieben von dem unwiderstehlichen Zug königlicher Gemeinschaft, Würde und Ehre!

Kommt denn nicht Oesterreich der Kaisertochter zu Hilfe?

In einer Stunde der Verzweiflung schüttet die Königin dem Grafen Jason, dem schwedischen Gesandten, ihr Herz aus. Brief auf Brief hat sie heimlich nach Wien abgehen lassen, mit Fragen, mit Erwägungen, zuletzt mit dem einfachen Schrei: Hilf! Die Antwort lautet: warum weigerst Du Dich, unsere Hilfe anzunehmen? Sie versteht es nicht; sie weiss sich das Unbegreifliche nicht zu deuten; sie meint, man müsse ihre Handschrift nachgemacht und in ihrem Namen alles widerrufen haben, was sie unter ihrem Namen dem Bruder — wie oft — ans Herz gelegt hat.

Aber das Unbegreifliche begreift sich aus der Naturgeschichte der Staaten. Auf Eroberung gegründet, bleiben sie lange von der Nemesis ihres Ursprungs gezwungen, keinem anderen Gesetze zu folgen, als dem Gesetze der Macht. Ihre Zukunft ist die Gegenwart; sich jeden Moment behaupten und mehren oder untergehen, das ist ihr Anfang und Ende. Daher mitten im Frieden ein verborgener Krieg Aller gegen Alle. Das höchste Ideal ist das Interesse und welches Interesse hat Europa an Marie Antoinette?

Während der Pöbel in Paris meutert, verhandelt der König von Preussen heimlich mit den Gewalten des Pöbels.

Der Kaiser von Oesterreich wagt nicht, sich zu rühren. Sobald er sich gegen Westen wendet, mag ihm der König von Preussen in die Flanke fallen.

Hinter beiden steht Russland, mit seinen Millionen von Sklaven, jedes Winkes von oben gewärtig. Die grosse, babylonische Kaiserin hat ihr Auge auf Constantinopel gerichtet; sie schwört, das Christenthum im Orient zu retten, wie sie einmal die Freiheit in Polen zu retten geschworen hatte. Ihr Ehrgeiz ist unersättlich.

Preussen und Oesterreich zittern vor ihr und zittern vor einander.

So thut man sich zusammen und fällt — sorge Frankreich für sich selber — zu dreien über das schon getheilte Polen her: die gemeinsame Beute stillt den Widerstreit der Interessen und der Rest, im Osten des Welttheils, ist Schweigen.

Zwar, es wird von Westen her einen ernsten, langen, blutigen Krieg geben, aber nicht, weil es die Könige einmüthig, entschlossen so wollen, sondern, weil der Pöbel von Frankreich sie zwingt: er sagt i h n e n den Krieg an. Einen Feldzug in die Champagne hat es wohl schon gegeben: der Ausgang ist bekannt. Ein Manifest des Herzogs von Braunschweig ergeht und man schreibt ihm die verhängnisvolle Wirkung zu, die Katastrophe in Paris beschleunigt zu haben. Vielleicht, aber doch nicht, weil es droht, sondern weil dem wilden Wort keine That, rasch, rücksichtslos, zerschmetternd, folgt. Das europäische Königthum schleudert Drohungen und kaum sind sie verhallt, so steht es in erschreckender Ohnmacht da. Der Drohung antwortet die Revolution mit dem Schaffot: der Ohnmacht wird sie mit Napoleon antworten.

Und ob sie herbeigekommen wären, die gekrönten Häupter in Schaaren, das unselige Königshaus zu retten, wenn sie geahnt hätten, wer ihnen einmal über den gestürzten Thron, über das Schaffot entgegentreten würde? Und ob?

Wenn sie geahnt hätten, dass dem Eroberer des Welttheils, der kommen sollte — nicht sein Prophet: er hat ihn nicht gekannt, nicht geahnt; sie haben nichts mit einander gemein: aber er hat ihm die Strasse gebrochen — Danton vorausging, die riesige Ausgeburt der Unterwelt, welche eben nun, wo das

Königthum ohnmächtig abstirbt, ihm entgegentritt, ein in der Mirage eingestürztes Spiegelbild seiner selbst, mit derselben Nichtachtung des Bluts Anderer, mit demselben Uebermuth in der Wahl der Mittel, durch welche es vormals übermächtig geworden war, — und nun?

Aus der Hohlheit der Insurrectionen, aus dem Chaos, das gegen sich selbst wühlt, ruft Danton die Revolution ganz, untheilbar, hervor.

Die Könige drohen: wohl, so werfe man ihnen des Königs Kopf vor die Füsse. Nieder mit den Tuillerien und dann auf Coblenz!

So bereitet er den 10. August 1792. Als der Tag kommt, ist er auf seinem Platz. Während Robespierre nirgends zu finden ist, Monate in einem Keller sitzt, Bonbaroux Postpferde bestellt, um, wenn Alles fehlschlägt, nach Süden zu entkommen, während die Vorstädte schwanken, die Sectionen zaudern, steht Danton weit sichtbar, weiter hörbar, mit seiner Stimme eines Stiers, überall vorne an und mit der Kühnheit, die, nie irre, mit der Gefahr stetig wächst, mit der dämonischen Macht seiner Seele schafft er elektrisch das Zagen in Willen um, die Furcht in Wuth, concentrirt allen Menschengreuel der riesigen Stadt und wirft ihn gegen die Tuillerien, nicht mehr zum blutigen Fasching.

Und nun, um Mitternacht, schlagen die Glocken an, von Thurm zu Thurm, von Strasse zu Strasse, bis der unheimliche Klang das Schloss erreicht. Die Nacht, die furchtbare Nacht, ist gekommen, von deren Schrecken jene Megärenpromenade nach Versailles, jene Visite vom 20. Juni, wo der Pöbel seinem König und seiner Königin die Jacobinermütze aufzustülpen gekommen war, zum harmlosen Erinnerungstraum erbleichen wird. Von den Zeichen, welche die letzte Stunde verkünden, fehlt keins und in Aller Augen, in Aller Seelen steht es geschrieben: Jetzt!

In den Tuillerien ist alles wach. Der König, die Königin, die beiden Kinder, Madᵉ. Elisabeth sind im Conseilsaal versammelt, um sie die Minister, die höheren Offiziere; in den Hallen und Vorsälen die Schweizer, noch 900 Mann, im Hof und auf den Terrassen die Grenadiere; im Garten die Nationalgarde, ungleicher Stimmung, aber noch über die Hälfte der Bataillone königlich — oder, wie man es damals nannte, con-

stitutionell — gesinnt. In den Sälen alte Diener, ein Rest des heimgebliebenen Adels, bewaffnet, mit Säbeln, die Pistole am Taschentuch um den Gürtel, mit Feuereisen; was jeder aufzugreifen vermag, hat er ergriffen, eine groteske Mischung, aber alle den Tod im Herzen: diesesmal werden sie kämpfen und, wenn es sein soll, fallen, Mann an Mann; nicht Einer wird weichen.

Man beräth und die Verzweiflung führt das Wort. Noch ist ein Ausfall möglich, geradeaus und die Seine entlang, dem Pöbel in die Flanke und in die Stirn. Noch hat der Glockensturm nur die ersten Tausende herbeigefegt; der ungeheure Rest, der nachdrängen wird, ist noch hinten.

Der König schwankt; die Königin redet heftig; er erwägt.

Draussen ist es finster; nur hier und da schlägt Fackelschein auf.

Man hört die Volkswoge dumpf brausen; sie brüllt nicht; sie kommt erst heran.

Still sieht der König auf Frau und Kinder und betet.

Da tritt unten aus der Nacht, im grauen Licht des Morgens, der langsam heraufsteigt, das Bild der Strasse hervor: Kopf an Kopf.

Es ist Zeit! ruft die Königin; der Zorn steigt ihr in die Stirn und der König erhebt sich.

Er tritt auf den Balkon nach dem Hofe. Die Grenadiere werfen ihre Mützen auf Säbel und Bajonett: Vive le Roi! Der König steigt hinab.

Unten ordnen sich die Truppen zur Revue, zur letzten Revue.

Langsam, von seinen Offizieren gefolgt, geht er durch die Reihen; er sieht sie an, ernst und traurig; er dankt für ihre Treue; er verspricht, an ihrer Seite zu bleiben; indem sie für ihn kämpfen, kämpfen sie für ihre Frauen und Kinder. Vive le Roi! Aber sein Auge belebt sich nicht!

Er geht weiter. Wo die Terrasse zum Garten absteigt, nur durch ein Seil zurückgehalten, drängt sich das Volk; still geht er darauf zu und still vorbei, von Drohungen begleitet, von Schmachrufen überschüttet; unbewegt — er zeigt keine Furcht — setzt er seinen Gang fort. Im Garten drängen sich die Bataillone der Nationalgarde. Schweigend lassen sie ihn hingehen. Neue Bataillone lenken ein; bei seinem Anblick brechen sie wild in den Schrei aus: Nieder mit dem Veto! und mit gewen-

deten Fahnen ziehen sie ab, sich zum Volke zu schlagen. Er sieht sie ziehen und langsam kehrt er um. Noch stehen die übrigen Bataillone fest, Gewehr am Fuss, die Reihen der Grenadiere, die Schweizer in den Hallen. Still steigt er die Stufen zurück in den Saal, Er kennt keine Furcht, aber er kennt keinen Muth. Es ist alles verloren.

Nur wenig Minuten zuvor und, wenn ihn auch nur ein Rest königlichen Feuers beseelte, und er stieg zu Pferde und führte die treugebliebenen Regimenter in den Tod, er selbst voran: der Morgen war gewonnen.

Es ist gewiss — lautet einstimmig das Urtheil.

Noch war das Volk von Dantons Willen wohl herangetrieben, aber Dantons Wille lebt in ihm noch nicht. Noch fürchtete und schwankte es, mitten in seiner erdrückenden Menge, zwischen Wuth und Angst. Unruhiger, als der König aus der Gallerie hinab auf seine Häupter, blickte es hinauf zu den Fenstern des Schlosses. Begann es erst zu stürmen, so starb die Angst unter dem Ausbruch der Wuth, solange es stand, konnte sich die Wuth im Moment in Schreck verwandeln. Ein stürmischer Angriff und es wich; an dieser Stelle, in dieser Stunde geworfen und es zerstäubt; die Insurrection, diese Insurrection, in deren Siegesgeheul die wahre, die unzähmbare, die blutüberströmte Revolution erst aufwachen soll, war niedergeworfen. Lag diese Insurrection zu Boden, was weiter geschähe: für die kommende Stunde mochte die kommende Stunde sorgen.

Als der König zurücktrat in den Saal, las er in Aller Mienen sein Urtheil. Die Königin sprach es aus.

Und nun wächst der Tumult auf der Strasse, das Volk beginnt den Andrang, schon fallen Schüsse und der Ocean brüllt herauf. Da stürzen Abgeordnete der Nationalversammlung in die Gemächer. Sie laden den König ein, sich in ihre Mitte zu begeben; sie beschwören ihn; sie geloben, ihn und die Seinen mit ihren Leibern zu decken: der Weg ist kurz, durch den Garten hinab, hinüber und das Asyl ist erreicht.

Der König schickt sich an. Da tritt ihm die Königin in den Weg. Nicht einen Schritt! ruft sie. Hier ist Ihr Platz. Mich, mögen sie mich hier an die Wände spiessen!

Ein Aufschrei der Verzweiflung vor dem Ende. Aber oft findet die Verzweiflung den letzten, verborgenen Ausweg. Einen Augenblick noch schwankt vielleicht die schon sinkende

Wage. In dieser Sekunde entscheidet sich das Geschick, nicht nur des Königs, des königlichen Hauses, des Königthums selber, Frankreichs, der ganzen Welt, die Geschichte eines Jahrtausends, das gewesen ist, eines Jahrtausends, das anbricht. In dieser Sekunde wird es sich entscheiden, ob die Tiefe sich schliesst oder Alles ausspeien wird, was sie noch birgt; auf ihrem Horizonte zittert unsicher der erste Schimmer von Napoleons aufsteigendem Stern: wird er vollends emporsteigen? wird er wieder sinken?

Ein welthistorischer Moment, wenn es je einen gegeben und, ihm gewachsen — nichts, als dort der finstere Wille Dantons, der die unheimlichen Loose schüttelt und die entsetzlichen Massen bewegt und hier, ihm gegenüber, die Kaisertochter, die Frauenseele, einsam, verlassen: Alles fällt, sie harrt aus.

Mögen sie mich hier an die Wände spiessen!

Aber treibt denn dieser letzte Schrei dem Könige nicht das Blut ins Herz, Feuer in die Adern?

Hat sein tägliches Gebet: kein Blut! noch jetzt einen Sinn?

Er braucht nur zu gehen und hinter ihm fliesst es in Strömen. Er weise nach vorne und jeder Tropfen Blutes, den er vergiesst, hemmt Ströme Blutes, die für ihn werden vergossen werden.

Er fasst seine Kinder an der Hand: Lassen Sie uns gehen. Die Königin folgt. So gehen sie hin.

Ihnen nach bricht das Volk in die Räume. Eine Salve der Schweizer: der Pöbel stutzt und weicht. Der König sendet den Befehl: nicht schiessen! Sie schliessen ihre Reihen, sie lösen sie auf: hinein wälzt sich die furchtbare Horde. Und keine Gnade!

Unter dem Lärm der Flintenschüsse, deren jeder in ein Herz trifft, das für ihn fällt, tritt der König in die Nationalversammlung und ist gerettet und ist gerichtet.

Die Vertreter des Volkes erheben sich, ihn zu begrüssen. Dann setzt man ihn mit den Seinen in einen Raum, acht Fuss ins Gevierte, die Loge des Logographen; das Gitter vorne bricht man weg, damit sie Rettung suchen können im Schoosse der Versammlung, wenn von hinten der Pöbel hereinbricht und durch die geöffnete Lücke ergiesst sich hinein über sie die Schmach. Fünf Stunden hat ein parlamentarischer Tag. Drei solcher Tage, fünfzehn Stunden ununterbrochen, sitzen sie schweigend, ohne Luft, in der lichtlosen Höhle. Drei solcher Tage hält ihr Herz stille unter der Qual der Reden; drei solcher Tage — dann

gibt es kein Königthum mehr. Und die Thürme des Tempel nehmen sie auf.

Damit schliesst die Geschichte und das Idyll, das Leben des Hofes, geht wieder an.

Die Bühne dieses Hofs ist ein Kerker, aber im Kerker ist Stille.

Gleichförmig gehen die Tage hin; es gibt keinen Preis des Kampfes mehr; alles Mühen ist beendet.

Gleichförmig weckt die nagende Sorge die Herzen und bettet sie des Abends.

Nicht die Sorge um Krone und Leben — es ist Alles verspielt — der Schmerz um die Kinder.

Bei Tage kommt man zu einander; die Kinder werden unterrichtet, von Vater und Mutter. Abends sitzen die Frauen bei der Lampe; ihrer sind zwei: die Königin und, das letzte Vermächtniss jenes andern Hofes, eine der Tanten, Made Elisabeth; diese eine hat ausgeharrt. Und nun in dem glücklosen Elend finden sich die entfremdeten Frauenherzen in tröstender Neigung zu einander.

So vergehen Wochen, Monate.

Unterdess aber geht die Geschichte draussen ihren Gang. An den Grenzen wüthet der Krieg, aber die Revolution triumphirt und nun wendet sie sich langsam, unabwendbar gegen den Tempel zurück,

Sie besinnt sich des Hofs; sie duldet keinen Hof; sie löst ihn auf.

Zuerst nimmt sie den König und er geht den letzten Gang, still, unter Gebeten, ein Schatten, wie er gelebt hat.

Dann wendet sie sich gegen die Oesterreicherin.

Und die grosse Marter beginnt.

Fünfzehn, zwanzig Jahre — seit sie zum ersten Male das Auge aufschlug — ist sie glücklich gewesen, als Kind, als Frau.

Fünfzehn Jahre ist sie glücklich gewesen, als Königin, so weit der Hof ein Glück gönnt. Gegen mich — hat sie einmal in den ersten Tagen der Revolution, als man in ihrem Haushalt Vorsichten gegen Vergiftungen nahm, gesprochen — gegen mich wird Niemand einen Gran Gift verschwenden, das liegt nicht in der Zeit; heute verleumdet man nur und mit Verleumdung wird man mich tödten. Das war die Summe der Erfahrungen, welche das Glück des Hofes ihr mitgegeben hatte für die Jahre, welche ihr noch übrig waren, zu durchleben.

Und nun neigten sich auch diese letzten, vier schwere, glücklose Jahre, Jahre ungemischter Qual, zum Ende.

Noch ein Jahr und Alles ist vorüber.

Aber das letzte ist das leichteste nicht.

Und hätte sie nichts in ihm erlebt, als die schreckliche Nacht, wo man ihr den Sohn vom Herzen riss. Sie hatte ihn zu decken gesucht mit ihrem Leibe. Die Mutter, die Schwester, die Tante hatten sich auf den Knaben geworfen, ihn seinen Häschern abzustreiten. Vergebliches Ringen. Als man vor ihren Augen die Tochter niederzustossen drohte, hatte sie den Sohn hingegeben, um ihn dann nur noch von fern in der Menge wiederzusehen, wie er dastand, die Jakobinermütze über dem kleinen, niedergebeugten Gesicht, die Augen halb erloschen, anders, als sie damals geleuchtet hatten, wo er, ergriffen, um weggeführt zu werden, ihr Herz zerriss mit dem Schrei: Mutter, lass mich nicht von dir!

Aber auch das war das Schwerste nicht.

Als sie vor ihren Richtern stand und die Anklagen vernahm, alle ein wilder, der ungeheuerlichste Widerhall jener Couplets, die man ihr einst am Hofe gesungen, da legte man von allen Anklagen die entsetzlichste in den Mund ihres Sohnes und forderte Antwort.

Da brach alles in ihrer Seele lebende Feuer auf einmal hervor: die Kaisertochter, die Königin, das Weib, die Mutter. Diese Mütter — sie sah herab auf die versammelten Megären, welche sie eben mit Schimpf und Spott überhäuft hatten — die Mütter alle frage ich, welche von ihnen hat einen Sohn und würde Antwort geben auf solche Fragen!

Und schweigend, erschüttert stand die greuliche Meute.

Endlich: Nur der letzte Gang steht noch aus.

Im Morgenkleide — mit der Kerkerluft eines Jahres und mehr in den Falten — nicht die Erscheinung, wie La Roche sie in seinem berühmten Bilde vorführt, sondern, wie David sie zeichnete, während sie durch die Strassen gekarrt wurde, gemagert, bleich, nur auf den Wangenhügeln ein letztes Roth, mit Augen, aus welchen ungezählte Thränennächte blicken — Du bist glücklich, Kind, hatte ihr die Mutter in den Tagen des Glücks geschrieben, dass Du weinen kannst, das hast Du von mir — und dieses Glück hatte das Kind auszukosten bekommen bis auf die Hefe. Langsam — anderthalb Stunden währt der Zug — schleppt sie ein Ross durch die Strassen.

Der Henker sitzt ihr zur Seite. Ein Comödiant geht voraus. Auf den Strassen steht das Volk dichtgedrängt. Eine Mutter hebt ihr Kind empor; es lächelt, es schickt Handküsse zu und sie weint. Aber diese Thräne ist rasch wieder versiegt. Auf den Wink des Comödianten bricht ein Strom von Verwünschungen aus der Menge. Aus dem Munde der Megären empfängt sie den letzten Gruss ihres Hofs.

Eine Welt hat sie in Trümmer gehen sehen, ihre Welt. Ein andere hat sie aufsteigen sehen, voll unbegreiflicher Schrecken. Und mitten da, wo beide zum Vernichtungskampf aufeinandergestossen waren, trafen sie auf ihr Herz.

Sie hat den Jammer beider durchkostet; der Welt, die unermesslich schön an Macht und die nichts zu behaupten vermochte; der Welt, die von unberechenbar neuen Gewalten bewegt, alles zu zerstören berufen war, ohnmächtig, etwas zu schaffen. Beide führten sie in den Tod.

Und nun ist alles Wirrsaal vorüber.

Kaum mag ihr der letzte, reissende Zug des Blutes durch das Gehirn jene Logographenhöhle, wo sie die Endschmach des Königthums erduldet, den stillen Schatten des Königs, das Bild der Kinder rasch, unendlich rasch vorübergeführt haben; dann fassen sich in ihrem Herzen alle Zeichen der Vergangenheit noch einmal zusammen und, aller Vergangenheit entledigt, Angesichts einer Zukunft, welche sich zeichenlos vor ihr aufthut, geht sie dahin, thränenlos, wie sie geboren ist, frei, die nackte, sterbliche, unsterbliche Menschenseele.

Ueber Macchiavelli.

Rede

beim Antritt des Rectorats an der Kgl. Universität zu Kiel

gehalten

am 5. März 1878.

Indem ich das Amt des Rectors antrete, kann mein erstes Wort nur der Wissenschaft gewidmet sein, welche mir den Kreis, in dessen Mittelpunkt ich heute gestellt bin, erschlossen hat. Sie giebt mir ein Recht und legt mir eine Pflicht auf, und keine zu leichte Pflicht. Zwar könnte zur Unterhaltung unter Vielen nichts mehr geeignet, nichts so ansprechend erscheinen, als die Betrachtung einer jener Fragen, von deren Lösung geschichtliche Einsicht abhängt. Sie wollen mir gestatten, nicht ganz dieser Ansicht zu sein, und, wenn ich zu reden aufhöre, dürfte ich Sie bekehrt haben. Was, flüchtig betrachtet, als Gemeingut Vieler, ja, der gebildeten Menschheit erscheint, enthüllt sich bei näherer Prüfung vielleicht als selten bedacht und schwer verständlich und abstossend. Man ist so gewohnt, Geschichte reizend zu finden, dass man auf den Gedanken nicht geräth, sie könne auch finster, vieldeutig, furchtbar werden.

Ihr erstes Gesetz aber ist Wahrheit. Die Brutalität der Thatsachen bricht sie mit der Brutalität der Logik. Sie ist nicht berufen, zu unterhalten und zu bethören, sondern sie lehrt, sie straft, sie vernichtet.

Sie vernichtet vor Allem Illusionen der Geschichtschreiber; vor ihr besteht nichts, was täuscht, während in unmännlicher Verblendung Generation um Generation sich immer wieder in historische Täuschungen wiegt, um das erste aller Gesetze ver-

gessen zu können; dass der Mensch, menschlich geredet, sich selbst sein Gesetz, sein Maass und seine Strafe ist.

Es ist gut, aus dem Gedränge der Zeit zu einem der grossen Geister einkehren, welche, gemeinen Schwächen enthoben, frei jeder Selbstbespiegelung in erborgten Idealen, ohne Grauen geschaut und verkündet haben, was oft in Jahrhunderten nur einmal begriffen und verkündet wird: das elementare Geheimniss eines Menschheitsproblems.

Es sind immer nur Wenige, welche Wahrheit ertragen und ihr ein Opfer bringen.

Und unter den Wenigen nur Wenige, welche sie ganz und offen bekennen.

Darum ist das, wovon ich Ihnen zu reden habe, zwar vielbesprochen, aber wenig begriffen und immer noch halb verschleiert.

Als zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Frankreich und Spanien von Norden und Süden über Italien hereinbrachen, sassen dort — den Papst, Venedig und etwa noch Florenz ausgenommen — fast lauter neue Gewalten in vielerlei Herrschaften: eine reich gegliederte Welt, voll Eifersucht und Lust am Dasein, voll Freude am Schönen, voll Drang nach Erkenntniss; reich an politischer Einsicht, wie sie sich gleich rege einst nur in den Städten von Hellas entwickelt gehabt; übrigens weder von grosser Reinheit der Sitten, noch von hoher, moralischer Kraft, fast durchweg auf Gewalt und Genuss gestellt und entartet, aber mitten in der Entartung in ihrer Weise vollendet, jede Staatszelle mit eigenthümlichem Leben: eine beispiellose Mannichfaltigkeit der Bildungen und Formen.

Und plötzlich war darüber hin der Sturm der Eroberung ergangen und ein gemeinsames Elend lastete auf Allem, was nicht Papst, was nicht Venedig, was nicht Florenz war.

Ja, von diesen Dreien schien wenigstens Florenz der Gefahr demnächst auch erliegen zu sollen.

Gerade in dieser furchtbaren Lage entfaltete ein eigenthümlicher Trieb des italienischen Genius von Neuem unvergleichliche Blüthen. Von jeher hatte in diesem edelsten Stamme der romanischen Welt die höchste Actions- mit der höchsten Contemplationskraft gewechselt. Wurde diesem Volke durch eigne oder fremde Schuld die freie Lebensbethätigung gehemmt, so setzte sich seine unerschöpfliche Lebenskraft in intensives Be-

schauen um und, wo es die Dinge nicht zu beherrschen und zu bewegen vermochte, da fand es einen Ersatz in dem Vermögen, zu erkennen, zu begreifen, zu schildern.

Im Leben dieses Volkes tritt jede Phase rasch zu typischem Ausdrucke hervor. Die grössten Maler haben hier bald das Vollkommene gefunden, die grössten Dichter das Unübertreffliche geschaffen. Weder vor- noch nachher hat das menschliche Leben in seiner natürlichen Bedingung so vollendet künstlerischen Ausdruck gefunden, wie im Decamerone des Boccaccio und nie der Geist in seiner Weltverachtung, in dem Gefühl der Hoheit, mit welchem er das, was nicht vom Geiste ist, von sich abstösst, in der Demuth, mit welcher er sich hingiebt an das, was ihn erst voll sich fühlen lässt: als Geist, eine so unsterbliche Verklärung, wie in der Commedia von Dante.

Unter den grössten Italienern steht ebenbürtig neben diesen beiden nur einer, an dichterischer Begabung ihnen nicht vergleichbar, in Beherrschung des Stoffs, in Vollendung des Stils selbst von ihnen nicht übertroffen, an Schärfe der Einsicht beiden überlegen: Niccolò Macchiavelli, der Florentiner.

Geboren 1469, gestorben 1527, so dass er eine der glorreichsten und furchtbarsten Epochen mit seinem Leben umspannt, ein Zeuge der Dinge, deren inneren Sinn und geheime Warnung er in unvergleichlichen Zügen enthüllt hat.

Ausser den Dispacci; den beiden Ritratti über Frankreich und Deutschland, welche ihm zugeschrieben werden; der in eisiger Ruhe erschütternden Darstellung, wie Cesare Borgia einen Bund verrätherischer Freunde durch List überwindet und sie dann nacheinander erdrosseln lässt, sind es vor Allem vier Werke, deren jedes für den vollen Ruhm eines Mannes ausreicht: das Werk über die Kriegskunst, die florentinische Geschichte, die Erörterungen über die ersten zehn Bücher des Titus Livius und der Principe: das Buch vom Fürsten.

Der Zeit nach folgen sie nicht so aufeinander. Der Principe ist nicht den Discorsi, jenen Erörterungen über Livius, gefolgt, sondern älter als sie, geschrieben, als das grosse Vorbild der Principi, Ferdinand der Katholische, noch lebte; die Discorsi, als Ferdinand schon todt war.

Man darf daher nicht sagen, die Lehre, welche der Principe angeblich predigt, sei aufgestellt worden, als die vermeintliche Lehre der Discorsi gescheitert war, vielmehr ist der Geist Mac-

chiavellis von der Erwägung der Macht und ihrer Natur noch einmal zu der Betrachtung zurückgekehrt, wie Freiheit unter Menschen errungen, behauptet, verloren wird, wo dann zuletzt freilich die Macht wieder eintritt in ihre Rechte. So dass der dominirende Gedankengang der Schriften — und es ist auch der Gedankengang der Zeit — nicht vom älteren Principe zu den jüngeren Discorsi, sondern von den Discorsi zum Principe führt.

Die Discorsi stellen sich unstreitig die Aufgabe, vornehmlich an der römischen Geschichte die Physiologie des Freistaats zu illustriren. Nicht um vergangene Dinge, sondern um die Gegenwart zu begreifen, und für die Zukunft zu rüsten. Wer frei sein will — das ist der herrschende Gedanke — soll nur im Bunde mit Freien sein Ziel zu erreichen hoffen. Man kann nicht zugleich frei und unfrei, Herr seiner selbst und Gebieter Anderer, Herr seiner selbst und von Anderen abhängig sein. Die Freiheit Aller ist die einzige Gewähr des Freistaats. Es ist gut, klug sein und Gelegenheiten ergreifen, aber das erste ist Muth und unbeugsamer Geist. So allein werden Republiken gegründet und erhalten.

Gehört aber zur Behauptung menschlicher Freiheit ein so hoher Grad männlicher Tugend, was dann, wenn die Männer entarten?

Und wie solche Entartung allmälich, unmerkbar wächst und dann unabwendbar hereinbricht, das wird nun in den florentinischen Geschichten mit unübertroffener Meisterschaft geschildert.

Macchiavelli selbst ist ein Theil der Dinge, die er entwickelt; in der flüchtig wiedererrungenen Freiheit hatte er mitten inne gestanden; an dem Unvermögen seiner Zeitgenossen, sie zu behaupten, sind ihm zuerst die Merkmale des Processes entgegengetreten, durch den sie im Laufe der Jahrhunderte abhanden gekommen war: diesen Merkmalen ist er dann rückwärts durch die Jahrhunderte nachgegangen, hat sie überall wiedererkannt und bis in ihre Wurzeln verfolgt. War je — so schreibt er im Vorwort — eine Republik durch Parteiung zerklüftet, so war es Florenz. Denn die andern, von welchen Kunde auf uns gekommen ist, hatten meist an einer Spaltung genug, wie Rom nach Vertreibung der Könige, wie Athen, wie andere Staaten zu andern Zeiten und schon diese eine

Spaltung hat alle ins Verderben gebracht. In Florenz aber haben anfangs mit einander gestritten: Nobili und Nobili, darnach die Nobili und das Volk, schliesslich das Volk und die Plebs. Und sobald eine Partei die Oberhand gewann, spaltete sie sich sofort in sich selber und jeder neuen Spaltung folgten abermals Krieg, Todtschlag, Verbannung, Ruin der Familien und Häuser, wie in keinem andern Freistaate. Zwar liegt gerade darin der hohe Ruhm von Florenz: dass es trotzdem zu solcher Blüthe und Macht gedieh; aber nicht minder gewiss liegt darin endlich der Untergang.

Das ist in Kurzem die Summe. Und indem er nun im ersten Buche die Geschichte Italiens von der Völkerwanderung bis auf die Anfänge von Florenz verfolgt, und wie in einem weltgeschichtlichen Prolog die Geschicke seiner Stadt zum voraus wiederspiegelt, schreibt er jene Einleitung, welche in Wahrheit allein diesen Namen verdient und der, an Einheit des Gusses, an innerem Zusammenhange mit dem, was nachfolgt, an künstlerischer Gliederung nichts ähnliches — auch das erste Buch des Thucydides nicht — an die Seite gesetzt werden kann.

Aber die vollendete Meisterschaft des Geschichtschreibers zeigt sich in der unvergleichlichen Klarheit und Ruhe, mit welcher er die einmal gesicherte Lösung eines historischen Räthsels durch allen Wechsel der Zeiten verfolgt. Da stört ihn kein Bedauern, kein Gedankenspiel mit welthistorischen Ideen, mit höherer Fügung, mit erschlichenen Trostgründen: da tritt nichts hervor, als das Recht, die Pflicht, das Vermögen und die Thatsache der einfachen, menschlichen Freiheit, welche sich ihr Geschick selber zu schaffen, welche zu siegen oder zu scheitern hat.

Nirgends die Befangenheit des Moments, die Hoffnung, die keine Erfahrungen kennt, die jugendliche Thorheit einer persönlichen Generation, welche, weil sie einem grossem Problem gegenübersteht, das sie in Ueberschätzung ihres Berufes und ihres Vermögens auch lösen zu können sich vermisst — sie wird aber elend daran scheitern — nun gleich vermeint, dass nie ein dergleichen Problem schon vormals gestellt gewesen, dass nie an seiner Lösung Generation um Generation sich abgearbeitet hat und Generation um Generation gescheitert ist.

Vielmehr der untrügliche Blick, der Jahrhunderte umfasst

und sich nicht irre machen lässt durch die Illusionen einer flüchtigen Gegenwart.

Und so aus dem Flusse der Geschichte selbst und ihrer scheinbar freien und zufälligen Bewegung tritt, ehe er auch nur formulirt ist, mit unentrinnbarer Nothwendigkeit, unausgesprochen, der Schlussatz hervor, welcher dann kurz und eindringlich heissen wird: il principe.

So unentrinnbar ist dieser Schluss, dass zuletzt alle Wege auf ihn hinausführen.

Unter den vielen Schlüsseln zum System des Principe ist indess der einfachste im achtzehnten Capitel des ersten Buches der Discorsi gegeben. Nirgends ist der, wenn man so will verzweifelte, Zirkel, in welchem sich, soweit Menschengedenken zurückreicht und soweit Menschenverstand vorauszuschauen vermag, Freiheit und Macht bewegen, so kurz, so eindringlich, so völlig unwiderleglich dargelegt, wie hier. Indem Macchiavelli die römische Freiheit in ihrer glücklichsten Zeit zum Ausgang seiner Betrachtung nimmt, entwickelt sich für ihn rasch die entscheidende Frage.

Der Tribun — so beginnt der classische Absatz — oder irgend ein Bürger, jeder, hatte das Recht, Gesetze ans Volk zu bringen und über jedes so vorgeschlagene Gesetz mochte Jedermann reden, für und wider. Ein gutes System, so lange die Bürger gut sind, denn es ist recht, dass Jedermann frei seine Ansicht sage und das Volk selbst das Beste wähle. Sind aber die Bürger entartet, dann wird dieses an sich gute System verderblich, denn nun tritt vorne an nicht, wer der Beste, sondern wer der Mächtigste ist und richtet seinen Vorschlag nicht darauf, wie er das allgemeine Wohl, sondern darauf, wie er seine Macht fördere; er redet und, was ihn fürchtet, schweigt, so dass das Volk übel berathen wird und, getäuscht oder gezwungen, zum eignen Verderben Beschlüsse fasst. Wenn Rom, einmal entartet, dennoch frei bleiben wollte, so musste es seine Verfassung ändern, denn der Böse kann nicht nach derselben Regel leben, wie der Gute und, wo der Stoff sich ändert, kann die Form nicht dieselbe bleiben. Nun kann die bestehende Ordnung der Dinge von beidem nur eins: entweder plötzlich oder allmälig verändert werden; plötzlich, wenn man allgemein wahrnimmt, dass sie schon durch und durch entartet sei; allmälig, sofern zeitig entdeckt wird, dass sie langsam zu entarten

beginne. Beides aber, das eine, wie das andere, ist gleich unmöglich. Denn, soll die Reform allmälig erfolgen, so vermag den Anstoss nur ein Mann von ungewöhnlicher Einsicht zu geben, der frühe merkt, wohin sich die Dinge entwickeln. Nun ist nichts wahrscheinlicher. als dass kein solcher Mann zur rechten Zeit da sei; ersteht aber auch einer, so vermag er die Uebrigen nicht zu überzeugen. Denn die Menschen halten fest an der Gewohnheit, zu sein, wie sie sind und sie erwehren sich unwillkommener Aenderung um so heftiger, je weniger ihnen das Uebel, welchem sie zutreiben, greifbar vor Augeu tritt: das Künftige, das bloss Mögliche hat für sie keine Schrecken, so lange sie sich im Wirklichen wohl fühlen. Und so gehn sie dem Abgrund entgegen. Wiederum, steht erst das Uebel gegenwärtig Allen vor Augen und man meint, ihm nun plötzlich entgehen zu können, so ist wohl die Einsicht vorhanden, aber der Wille fehlt, denn in einem entarteten Volk reift überall kein grosser Entschluss, und ginge es darüber zu Grunde. Es folgt nur aus Zwang und, wer ein solches Volk retten will, muss damit beginnen, ihm die Freiheit vollends zu nehmen. Nun setzt der Entschluss, ein Volk zu retten, einen guten Menschen, der Entschluss, sich durch Gewalt der Herrschaft zu bemächtigen, einen bösen Menschen voraus; nur in den seltensten Fällen wird ein guter Mensch durch böse Mittel Gewalt zu erlangen trachten, so gut seine endliche Absicht auch sei; der böse aber, der sich ohne Bedenken der Herrschaft bemächtigt, wird das Gute nicht wollen und nie die übel erlangte Gewalt zum Segen wenden. So dass aus alledem folgt, wie schwierig, ja, wie unmöglich es ist, in einem entarteten Volke die Freiheit zu behaupten oder neu zu begründen. Der beste, wenigst grausame, der einzig rettende Weg führt zuletzt aus der Republik zum Königthum.

Das heisst, so bald man durch die Namen hindurch auf den elementaren Grund der Begriffe sieht: aus der Freiheit zur Macht.

Und damit gehen die Discorsi zu anderen Fragen über.

Nun steht schon fest, was Macchiavelli demnächst noch weiter begründen mag: das Beste, was Menschen zu Theil werden kann, ist Freiheit, so lange sie die Kraft haben, sie zu behaupten. Wer diese Kraft hat, ist gut; böse wird, wer sie verliert. Ein entartetes Volk, sich selbst überlassen, ist verloren; selbst unter einem bösen Principe steht es sich besser.

Denn aus sich selbst will es weder, noch kann es sich helfen; der Principe will nicht, aber er hat die Einsicht und vollends die Macht. Aendert sich einmal der Wille des Volks, so hilft das wenig, denn auch beim besten Willen vermag es nichts; der Principe braucht nur zu wollen, und er kann.

Und wo gäbe es sonst einen Ausweg, wenn nun gar Fremdherrschaft droht? Wie vermöchte ein verkommenes Volk zugleich sich selbst und den Feind zu überwinden? Ein Volk ist verloren, das seine Grenzen nicht zu schützen vermag; dass es das vermöge, ist die Vorbedingung jeder Freiheit. Daher hat die Freiheit, welche sich selbst nicht zu behaupten vermag, der Macht zu weichen; die Macht kann eher noch die Freiheit wiederbringen, als die, ihrer selbst nicht mächtige, Freiheit die Macht.

So tritt auf die lange vobereitete Bühne der Principe.

Und bei der Geistesschärfe, mit welcher Macchiavelli jedes Problem zergliedert und die Bedingungen seiner Lösung erwägt; bei der antiken Entschlossenheit, mit welcher er sich allen Bedingungen unterwirft, welche seine Einsicht als unausweichlich erkennt; bei dem Muth, der ihn beseelt, geht er rückhaltlos auf das erste, das nächste Ziel los. Ist einmal eine unerlässliche Aufgabe gestellt, so muss sie gelöst werden um jeden Preis. Sentimentales Bedenken ist weiter nicht am Platze; die Freiheit mag weinen — warum hat sie sich nicht selber zu helfen vermocht? — die Moral die Stirne verhüllen — warum hat sie sich unfähig erwiesen, das Entsetzliche abzuwenden? — es bleibt keine Wahl: vor Allem — der Principe muss siegen.

Und nun werden ihm die Lehren vorgetragen, wie er allein zum Siege kommt. Nie, weder vorher, noch nachher, sind die Fibern, ist die innerste Seele der Macht so nackt, so ganz ohne Rückhalt blosgelegt worden, wie hier.

Von den Fürsten, die es durch Erbschaft sind, will Macchiavelli nicht viel reden; sie brauchen sich nicht sonderlich zu mühen; sie mögen thun, wie ihre Vorfahren, und im Uebrigen sich in die Zeit schicken: auf Tugend, auf Grösse, auf Glanz kommt es da weiter nicht an; die Mittelmässigkeit selbst weiss sich zu behaupten und eine eigne Wissenschaft des Herrschens ist gar nicht vonnöthen.

Anders schon bei solchen, welche weder durch Erbrecht gesichert, noch völlig neuen Ursprungs sind. Auch wenn Ver-

dienst sie erhöht hat: auf allen Wegen drohen ihnen Gefahren. Denn so sind einmal die Menschen, dass sie hoffen, es jedesmal, sobald sie den Herrscher wechseln, besser zu haben. Wen sie anfangs mit Jubel begrüssen, trachten sie bei erster Gelegenheit zu stürzen, um einem andern zu folgen oder sich selbst zu verwalten und gewinnen freilich weder die Freiheit noch einen Herrn, wie sie ihn suchten. Wer aber einmal gestürzt ist, hat darum nicht minder die Herrschaft verloren.

Die schwerste Aufgabe endlich ist dem gestellt, der im vollsten Sinne des Wortes ist ein Principe nuovo.

Ist er ein Mann, geboren zu herrschen, entschlossen, um jeden Preis, es komme, wie es wolle, die Herrschaft zu behaupten, so hat er die erste Regel zu merken: Staaten werden behauptet, wie sie gewonnen wurden. Den Fürst, den Liebe der Unterthanen erhebt, vermag Liebe der Unterthanen zu halten; aber das sind Fälle, so selten, dass sie kaum in Betracht kommen. Wer dagegen die Herrschaft — und das ist die Regel — durch List und Gewalt erringt, der behält sie nur, so lange er zu herrschen fortfährt mit List und Gewalt. Was er thue, er thue es voll, ohne Zaudern, ohne Halbheit. Menschen wollen entweder geschmeichelt oder getreten sein: abwechselnd eins ums andere oder ein Mittelding von beidem ertragen sie nicht. Kleine Beleidigungen werden sie rächen; grosse zu rächen, werden sie nicht wagen. Wer sie kränkt, kränke sie so, dass gleich jeder Gedanke an Widerstand gebrochen wird. Wer dennoch widerstrebt, werde vernichtet: der Rest wird sich fügen.

Es giebt Viele, welche Regeln aufgestellt haben, nach denen ein Herrscher sich richten soll. Aber sie haben sich Staaten und Fürsten eigens erdacht und im Auge gehabt, was sein könnte, nicht, was da ist.

Ein Fürst hat keine Zeit, nach Idealen zu jagen.

Wer, statt zu handeln, erwägt, wie zu handeln sei, geht unter. Ein Herrscher, der stets und in allen Dingen das Gute wollte, müsste damit beginnen, ein Todfeind Aller zu werden, die nicht das Gute wollen. Denn der wahrhaft Gute kann das Böse nicht dulden; er ruht nicht eher, als bis es ausgerottet ist; somit müsste ein guter Fürst zum Verfolger seiner Unterthanen werden, um endlich doch zu erliegen. Daher soll ein Herrscher beides zu sein vermögen: gut und böse, das eine wie das andere je nach Lage der Dinge.

Wie jeder Mensch, so wird vor Allem der Fürst — weil Aller Augen sich auf ihn richten — an seinen Eigenschaften erkannt. Sie können Lob oder Tadel verdienen. Ein Fürst kann freigebig oder geizig; er wird grausam oder fromm sein; er wird sein Wort halten oder brechen; der eine ist weichlich und kleinmüthig; der andere grossherzig und furchtbar; milde oder stolz; unbändig oder keusch; offen oder versteckt; hart oder gnädig; ernst oder leichtfertig; gläubig oder ganz ohne Glauben. Freilich ist vielleicht das löblichste Ding ein Fürst, der alle guten Eigenschaften in sich vereinigt; aber wo ist der Mensch, von dem sich das sagen liesse? Die Menschennatur erträgt es nicht.

Nun mag der gewöhnliche Mensch, je nach Anlage, Glück oder Laune im einen gut, im andern böse sein und je nach der Mischung der Elemente mehr gut oder mehr böse erscheinen, etwa unkeusch, aber wahr; gütig, aber leichtsinnig; kleinmüthig und fromm, oder umgekehrt: keusch und verschlagen; hart und ernst; grossherzig und doch ganz ohne Glauben. Der gewöhnliche Mensch mag eben sein, wozu die Natur ihn gemacht hat.

Ein Fürst aber, der herrschen will, ist kein gewöhnlicher Mensch; er soll nicht sein, wozu die Natur ihn gemacht hat; er soll das sein, was ihn zu herrschen befähigt und, da er ohne Schwächen und Sünden kein Mensch wäre, so soll er sündigen und schwach sein in dem, was ihn nicht hindert, zu herrschen; was aber den Herrscher ausmacht, darin soll er das Grösste leisten.

Es ist leicht gesagt, ein Fürst solle mehr Liebe als Furcht erwecken. Aber mit Liebe beherrscht man die Menschen nicht dauernd; dass man es mit Furcht vermag, hat Cesare Borgia bewiesen: wer war gehasst, wie er und wer hat, wie er, die Romagna gebändigt und sich zu Füssen gehalten?

Ein Fürst soll nicht Scheu tragen, grausam zu sein, wenn der Staat dadurch zusammengehalten wird. Nur soll es ihm keine Freude machen, grausam zu heissen. Wo er es sein muss, da sei er es; wo er es nicht zu sein braucht, da zeige er sich menschlich, um nicht unerträglich zu werden.

Dass es am Fürsten löblich ist, sein Wort zu halten, edel und wahr, nicht falsch und verschlagen zu sein, wer räumte das nicht ein? Und doch lehrt alle Erfahrung und die Gegenwart predigt es laut: die grössten Fürsten sind die geworden, welche nicht viel aufs Worthalten gaben, welche die Sinne der Menschen zu bethören verstanden: sie haben sich Alle unter die Füsse gebracht.

Zwei Arten giebt es, zu triumphiren: mit Hilfe des Gesetzes und mit Gewalt der Waffen. Menschenwürdig ist nur das erste; das andere ist bestialisch; allein, wo das erste nicht ausreicht, da muss das andere zu Hilfe kommen und ein Fürst soll beides zu sein vermögen: Bestie und Mensch.

Als Bestie soll er sein Löwe und Fuchs, weil ein Löwe sich nicht der Fallstricke zu erwehren vermag und ein Fuchs nicht der Wölfe. Als Fuchs soll der Fürst den Netzen entgehen, als Löwe die Wölfe in Schrecken halten. Wer allezeit den Löwen machen will, versteht sich schlecht aufs Regieren.

So soll auch ein weiser Herrscher nicht immer sein Wort halten; schadet es seiner Herrschaft, so soll er es brechen; er soll es brechen, wenn sich die Bedingungen geändert haben, unter welchen er es gab. Wären freilich alle Menschen gut, dann wäre diese Lehre nicht gut; aber da die Menschen böse sind und ihr Wort Dir nicht halten, brauchst Du auch ihnen Dein Wort nicht zu halten und nie kann es einem Fürsten an Gründen mangeln, sein Wort zu brechen. Alte und neue Geschichte weiss zu berichten von zerrissenen Tractaten, von zertretenen Schwüren, von Wortbruch und Listen und immer noch hat der Fürst triumphirt, der am besten verstanden hat Fuchs zu sein. Nur dass er nicht vom Scheitel bis zur Ferse als Fuchs einhergehe, sondern er wisse sich zu verstellen. So einfältig sind nun einmal die Menschen und so völlig dem Anspruch des Augenblicks, der Forderung, welche der Tag stellt, unterworfen, dass, wer zu trügen unternimmt, noch immer welche findet, sich betrügen zu lassen. So lange Alexander VI. auf dem päpstlichen Stuhle sass, hat er die Menschen unaufhörlich hintergangen; er hat nie an etwas anders gedacht und immer hat er erfolgreich gelogen mit einer unendlichen Kunst, die theuersten Schwüre zu thun und einer unendlichen Uebung, sie sämmtlich zu brechen: er kannte seine Welt und es ist ihm immer gelungen.

Die Welt wird beherrscht nicht durch das, was Du bist, sondern durch das, was Du scheinst. Darum braucht ein Herrscher nicht alle Eigenschaften, von welchen die Rede war, wirklich in sich zu vereinen; er soll sie nur gelegentlich hervorscheinen lassen. Besässe er alle Tugenden und übte sie ununterbrochen, so wäre er unfähig zu herrschen, weil er, um den Staat zusammenzuhalten, auch einmal sein Wort brechen muss, auch einmal kein Erbarmen üben darf, auch einmal die Mensch-

lichkeit, die Religion selbst mit Füssen zu treten hat. Sein Geist soll daher frei sein und zu Allem befähigt: zum Gutsein, wo er es darf, zum Bösethun, wo es gilt. Ueber seine Lippen soll kein Wort kommen, das nicht Frömmigkeit, Treue, Menschlichkeit, Religion, Wahrhaftigket athme und fromm, treu, menschlich, religiös, wahrhaft soll er scheinen; was er im Herzen ist, bleibt seine Sache.

Was Du bist, erkennen nur Wenige; was Du scheinst, sehen Alle mit Augen. Der Fürst lasse sich nur eines zur Sorge sein: den Staat behaupten. Die Mittel werden allezeit ehrbar erscheinen und von Allen gelobt werden, denn — und in diesem Satze zieht sich eine furchtbare Summe — denn die Welt ist gemein und die Meinung der Menge erstickt das Urtheil der Besseren.

Das ist, in wenigen Sätzen, der Sinn und der Geist des Buches vom Fürsten.

Nun ist ja bekannt, und mit besonderem Nachdruck fast immer betont, dass es geschrieben wurde in bestimmter Tendenz. „Aufruf, Italien von den Barbaren zu befreien," so betitelt sich das sechsundzwanzigste, es ist das letzte, Capitel und mit der Rede wendet es sich direct an Lorenzo dei Medici. Es sind die Zeiten, so etwa lautet der Aufruf, wo Italien eines Principe nuovo bedarf. Wie Israel in Aegypten Knechtschaft erduldete, damit die Kraft Mosis um so gewaltiger sich offenbare; wie die Perser von den Medern bedrückt wurden, damit Cyrus in voller Grösse erscheine; wie die Athener zerstreut sassen, damit Theseus sie sammle und in seiner Herrlichkeit glorreich hervorgehe, so hat Italien, schwerer geknechtet, als die Juden, tiefer gedemüthigt, als die Perser, schlimmer zerstreut, als die Athener, ohne Haupt, ohne Einheit, zerschlagen, geplündert, keine Hoffnung, ausser auf Dein Haus. Lass jene Männer Dir zum Beispiel werden. Es waren seltene, wunderbare Menschen und doch nur Menschen. Sie hatten mindere Gelegenheit, als Du, und keine gerechtere, keine leichtere, keine Gott wohlgefälligere Sache. Gott selbst hat Dich erkoren. Das Meer hat sich getheilt, eine Wolke hat Dir den Weg gewiesen, die Barmherzigkeit hat Wasser gespendet und vom Himmel ist Manna gefallen. Der Rest steht bei Dir. Gott will nicht Alles vollenden, um uns nicht den freien Willen zu nehmen; am Ruhm will er uns den Theil gönnen, der uns gebührt.

Dann, nach einer letzten Apostrophe, hebt sich die Rede

und schliesst in unvergleichlichem Schwunge mit den unsterblichen Versen Petrarcas, welche die Wiedergeburt italischer Tapferkeit und die italische Freiheit verkünden.

So weit allerdings ein ethisch-praktischer Grund des wunderbaren, endlos missverstandenen Buches.

Aber bedarf es einer Adresse zu seinem Verständnisse? Ist es unerlässlich, unsterbliche Lehren auf eine persönliche Folie zu prüfen? Tritt uns der Principe wirklich als Ausgeburt einer Zeit, eines Hirns, als infernales Ideal, als Ausserordentliches, Ungeheures entgegen? Oder stellt er sich nicht einfach dar als Bild seiner selbst, wie er ist, wie er anders nicht sein kann, wie er sein wird bis ans Ende der Tage?

Alle Wirklichkeit, alle Vergangenheit legt Zeugniss für ihn ab.

Wie Macchiavelli ihn gestempelt, hat er die Welt beherrscht. Blicken Sie, wohin Sie wollen: er tritt Ihnen überall entgegen, wo ein Volk seine Freiheit verliert. Das sechszehnte Jahrhundert bietet elne Reihe glänzender Illustrationen, in allen ersinnlichen Gestalten, vom grossen Kaiser bis auf den vollendetsten und verächtlichsten aller Principi diesseits der Alpen, jenen Moritz von Sachsen, den eine unselige Verblendung unter die Vorkämpfer der Reformation zu stellen wagt. Im siebzehnten, im achtzehnten Jahrhundert, immer wieder treten uns, mit unauslöschlichen Merkmalen gezeichnet, die grossen und die kleinen Principi, bald in diesem, bald in jenem Volke entgegen, nicht durchweg nach Art der Renaissance, gelegentlich im Stil des Roccocco, des Directoriums, im Frack, in Sporen, mit oder ohne Krone, etwa ein Richelieu: im Wesen — ob sie nun Napoleon oder anders heissen — unabänderlich dieselben, so unabänderlich das Wesen der Macht ist.

Und unabänderlich, wie das Wesen der Macht, ist das Wesen der Freiheit. Ein unbestechliches Gesetz beherrscht ihr Werden und ihr Vergehen. Nie aber ist ihr Bild mit dem Verhängniss, das sie schleichend dahinrafft, mit dem langsamen Sterben bei lebendem Leibe, mit der Nemesis, welche aus ihrem Grabe den Principe erstehen lässt, so klar, so unerbittlich zurückgeworfen worden, wie aus dem stählernen Spiegel, den Macchiavelli ihr vorhält.

Allerdings, das sterbliche Herz wird traurig im Hinschauen und die erste, verzeihliche, immerhin eine weibliche, Regung richtet sich, je nach dem Temperament, darauf, die Augen zu schliessen oder den Spiegel zu zerschlagen. Aber wird damit das Urbild getilgt?

Und je länger, je stiller, je ernster Du hinsiehst, um so magischer bist Du gefesselt: es ist Alles so fremd und doch Alles so bekannt, Alles so furchtbar und doch Alles so begreiflich, Alles so verabscheuungswürdig, einzeln für sich, aus dem Zusammenhange gehoben, vollends auf der Folie wesenloser Ideale betrachtet — und doch so erschütternd wahr. Immer bekannter werden die wunderbaren Gebilde und unheimlich, aber unverkennbar, treten Dir aus den Zügen der sterbenden Freiheit, der Selbstsucht, die sich anschickt, ihr Erbe anzutreten, deutlich und deutlicher Deine eigenen Züge entgegen und in dem Principe erscheint als sein Urbild der Mensch — der einfache, natürliche Mensch — mit seinem Verlangen nach Macht.

Vor diesen elementaren Gewalten, welche alle Geschichte beherrschen, so dass, wo sie nicht begriffen werden, alle Geschichte unbegreifbar bleibt: wie schaal und wüst, wie traurig erscheint an ihnen gemessen die rasch erlernte, hastig geübte Kunst, Geschichte zu deuten und umzudeuten nach der Laune des Tages, nach dem Stichwort von Schulen, nach dem zufälligen Wechsel von Triumphen.

Wen freilich graut vor jenen elementaren Gewalten; wen davor graut, sich im Spiegel zu erblicken, wie er ist, nicht wie er sich schmeichelt, zu sein; wen davor graut, die Bestie in sich anzufassen und niederzuzwingen, um — das ist der einzige Weg — der Freiheit aus ihrer Entartung empor und zum Siege zu verhelfen über den Principe in seiner Entartung; wen davor graut, für den ist es nichts in der Welt Macchiavellis, wo nirgends Nebel, Halbheit, Feigheit, wo überall nur herrscht Klarheit und hoher Muth, eherne Consequenz und kein Erbarmen, Gesetz und keine Willkür.

Wen davor graut, der wende um und flüchte zu gleichgestimmten Meistern.

Sie stehen in Schaaren bereit, ihn zu empfangen.

Vor den Horizont der Geschichte werden sie ihn führen; sie verheissen ihm, Wunder zu deuten und die Ferne zu erschliessen; ein Kaleidoskop spielen sie ihm in die Hand; mit kindischen Bildern fesseln sie ihm das Auge und, während er in Träumen das Räthsel des Daseins zu lösen vermeint, ziehen hoch über ihm ungesehen, unermessen, ungeahnt die ehernen Gestirne ihre unausweichlichen Bahnen.

Festrede
zur zehnjährigen Feier des Sedan-Tages.

Gehalten
im Wriedt'schen Saale zu Kiel
am 2. September 1880.

Festgenossen! Hier stehe ich, wo zur Zeit nur Einer stehen und reden kann, mit keinem bessern und keinem schlechtern Rechte, als jeder von Ihnen, an Stelle Ihrer Aller, nicht um meinen, sondern um Unser Aller Gedanken Ausdruck zu geben und so gut ich es vermag, aus Ihrer Aller Munde zu reden.

Glorreicher Tag, den wir heute feiern und den wir feiern, warum?

Etwa, weil er eben zum zehnten Male wiederkehrt? Weil der so und so vielte Theil eines Jahrhunderts, weil ein Bruchtheil einer Menschen-Generation hingegangen ist, etwa zehn Meter Weltgeschichte abgewickelt und abgeschnitten worden sind? Wie man denn in diesen Tagen wohl hat reden hören: So lasst uns denn heute noch feiern, weil es das zehnte Mal ist; dann aber machen wir eine Pause oder sagen gar auf immer Valet dem zweiten September. Warum auch nicht? Die Feier an sich macht es ja nicht; weder schafft sie Grosses aus der Welt, noch setzt sie es in die Welt hinein. Allein, soll wirklich nicht weiter gefeiert werden, so wollen wir wenigstens wissen, was wir bis hierzu gefeiert haben. Dann ist es immer noch an der Zeit, zu entscheiden, ob wir diesen zweiten September zu seinen dreihundertsechzig und einigen Brüdern werfen und marklos

sich abhaspeln lassen wollen auf der endlos umrollenden Walze des Jahres oder ob wir ihn auch künftig feiern und begehen wie so bald keinen zweiten Festtag des deutschen Volkes?

Also, was feiern wir unter dem Namen von Sedan?

Nur den grossen Sieg über den gallischen Imperator? Gewiss, der Sieg war gross und der Imperator ist aus glänzender Höhe tiefer als in den Staub gestürzt. Seine Frechheit — wenn es denn Frechheit war — hat nie wieder aufgeathmet. Sein Verhängniss — und es war ein Verhängniss — hat ihn lautlos, ruhmlos, qualvoll an Leib und Seele vernichtet und sein engeres, sein eigenstes Haus — und es war doch ein menschlich fühlendes, menschlich hoffendes und leidendes Haus — zerstört und ausgelöscht sein lassen auf Nimmerwiederkehr. Und einen Sieg sollten wir fortfeiern in alle Ewigkeit, nachdem der Feind verdorben und sein Name für uns verweht ist in die Winde?

Aber vielleicht ist es nicht der gebrochene, der todte Imperator, sondern das lebendige, das ungebrochene Volk, über das wir unsere Siegesfahnen aufrichten und die Fanfare blasen, jährlich einmal durch das ganze Deutschland, so oft der Tag wiederkehrt? Ein grausames oder müssiges Spiel. Die Rechnung ist doch für's Erste getilgt! Alle von dort über uns gekommene Schmach ist ausgelöscht. Sollte es Rache sein — und wir wissen es Alle, es war nicht Rache — so ist ja sie ausgetrunken. Wer setzt den leeren Becher immer wieder an die Lippen? Und, wo Blut im Becher war, wer ruft da jährlich einmal vom Niemen bis an den Rhein: fülle den Becher; er ist leer; mich dürstet! Soll es nicht dauernd und ehrlich Frieden geben zwischen dem Volke links und dem Volke rechts, so kommt ein zweiter September mit Allem, was ihm vorausgegangen ist und hat nachfolgen müssen, oder es kommt ein Gegenseptember auch ungerufen und ohne jährlich einmal heraufbeschworen zu sein. Des Sieges, den ein grosses Volk über ein anderes erkämpft, dessen freut es sich und feiert ihn mit Recht, einmal, zwei-, dreimal und auch länger, zehn Jahre, wenn es sich so fügt: aber den Tag hebt es nicht für alle Zukunft aus allen anderen Tagen hervor und setzt ihn nicht ein zum Fest aller Feste. Es lässt ihn allmälich hinsinken und vorüberfahren, um, wenn es denn sein soll und die Noth

es so fordert, ihn künftig noch einmal — dann nicht zu feiern — sondern noch einmal zu schlagen.

Nein, den blossen Sieg über den gallischen Imperator und seine Prätorianer und über das französche Volk, wir denken ihn nicht endlos zu feiern.

So wäre es der Wiedergewinn einer schnöde entfremdeten Provinz, der uns heute das Blut rascher durch die Adern treibt und heute ums Jahr wieder zusammenrufen wird und so von Jahr zu Jahr, als könnten wir nicht satt werden des Entzückens über die wiedergefundene Tochter oder den verlorenen Sohn; als müssten wir ihm jährlich das Kalb schlachten, wo ihm dann noch die Brühe nicht allezeit mundet. Wohl, man heisse ihn von Herzen wilkommen; man feiere seine Rückkehr einmal, zweimal; man schlachte zehn Kälber; dann aber bedeute man ihn, sich fortan mit der Hausmannskost zu begnügen, gleich den nicht davongelaufenen Töchtern und Söhnen.

Soll es denn ein Fest der Heimkehr, des Wiederfindens und Wiederhabens sein, so sei es ein Fest zu Ehren des Reichs. Auch das Reich war abhanden gekommen und, als die Provinz sich wiederfand, stellte auch das Reich sich wieder her, nach langem, ohnmächtigen Sehnen: ein Reich, das uns erlöst hat und auf immer zu erlösen verheisst von der zwiefachen Qual des Volkes ohne Staat, des Staates ohne Volk, geträumter Freiheit ohne Macht und geträumter Macht ohne Freiheit.

Zwar, wir wissen es ja, man klagt. Dem ist jenes zu hoch, Jenem dieses zu niedrig, dem Einen zu weit rechts, dem Andern zu weit links. Wohl, so stemme jeder die Schulter unter, wo er etwas gehoben wünscht oder setze den Fuss darauf, wo etwas hinabzudrücken ist; wandle links in rechts und rechts in links, wenn seine Kraft ausreicht; wo nicht, im Verein mit gleichgesinnten Freunden. Geht es nicht gleich, so geht es allmälich und geht es überhaupt nicht, so hat es eben nicht gehen mögen. Sind der Kammern zu viele, so reisse man die Wände nieder zum Saal. Wer nach langer Noth, nach endlosem Schweifen endlich das Dach über den Kopf, die Schwelle vor die Thür, die Mauern gegen Sturm und Wetter gewonnen, den sollte gelüsten, auch, wenn ihm nicht alles behagt, Alles wieder dahin zu geben, um wieder ohne Recht, ohne Heimath ein zielloser Wanderer zu sein? Indess, wo wäre die Frage müssiger,

als hier in dieser Provinz, welche die Antwort längst in ihrem Herzen gefunden hat! Das Reich ist da, ein Schutz und eine Wehr. Ob auch im Gedränge der Sorgen, im Kampfe der Wünsche die Freude am Besitze gelegentlich sich trübt; mitten durch Härmen und Grollen bricht immer wieder, wie die Flamme durch den Rauch, das helle Bewusstsein durch: es ist da, das langersehnte Reich, eine Burg, eine Wohnung der Macht und Freiheit.

Also dem Reich, dem Grössten von Allem, was wir bis hierzu gewonnen haben, gilt dieses Fest?

Nein! Wir haben uns einen andern Tag erwählt. Wir feiern nicht die Ausrufung von Kaiser und Reich im Spiegelsaal von Versailles: wir feiern die Kaiserschlacht von Sedan.

Warum?

Weil, wer aus drückender Tiefe emporsteigt, sein Freudenfeuer so hoch er gelangt, auf höchster Höhe anzündet, nicht thalab, auch nicht jenseits auf der Hochebene, auf der er sich etwa niederlässt, zu wohnen oder zu rasten.

Sedan ist der Gipfel!

Zwar auch nach Sedan ist Vieles passirt: das Reich selbst ist jünger als Sedan. Aber, wir feiern überhaupt nicht, was passirt und was da geworden ist. Wir halten es hoch, wir feiern es mit, aber wir feiern noch etwas Höheres und Grösseres, was alles miteinander umfasst und mehr. Wir feiern nicht das Erworbene allein. Das Was ist vergänglich: heute ist es da, morgen ist es hin, wenn es nicht behauptet, wenn es nicht ewig neu gegründet wird durch die Kraft, die es schuf. Das Was ist allezeit der Minderung oder der Mehrung ausgesetzt. Man mag es feiern, allein es erarbeitet, es behauptet sich auch ohne Feier. Ein glorreiches Wie aber soll von hellem Festschein bestrahlt und wiedergespiegelt sein als Leuchte in die Znkunft.

Wie ist der Feind überwunden, wie ist das Reich zurückgewonnen worden?

Als wüssten wir es nicht Alle; als hätten wir es je zu vergessen vermocht in diesen Jahren; als stände es uns nicht lebendig nun eben jetzt vor der Seele: in der Weisheit der Entwürfe, in der Kühnheit der Ausführung, in dem unwiderstehlichen Andrang bis an das letzte Ende der vorgesteckten Bahn.

Und alles aus eigener Kraft!

Ob da der Einzelne das Grösste, die Vielen wenig, die Wenigen viel, ob zuletzt Alle das Ihre gethan; wie es auch gekommen: es war deutsche Saat und die Ernte ist deutsch.

Aus eigener Kraft. Darin liegt Alles; die ganze Zukunft liegt darin.

Das Wie hätte ja anders kommen mögen. Auch dieser Sieg hätte erfochten, auch dieses Reich hätte aufgerichtet werden können, etwa wie der Sieg von Solferino erfochten, wie das Reich Italien aufgerichtet worden, mit Hilfe guter oder schlechter Freunde, unter dem Einfluss günstiger Gestirne, durch ein glücklich benutztes Ungefähr. Und in unserer ganzen Vergangenheit lag nichts, was uns ein solches Los nicht hochbegehrenswerth hätte erscheinen lassen.

Und jetzt! Nachdem wir es Alles so ganz anders errungen, wie verächtlich erschiene uns heute das ehemals so hochgepriesene Glück.

Aus eigener Kraft! Welcher deutsche Stamm könnte es besser bezeugen, als dieser hier, auf dessen Boden die grosse Siegeslaufbahn begann, anfangs noch halb umschnürt und gebunden, mit einem Genossen an den Fersen — aber nicht er hat Düppel gestürmt; sodann mit diesem Genossen zum Feinde — heute zum Freunde und hoffentlich auf Nimmerauseinandergehen — und einem andern Genossen weit hinten, hinter den Fersen, bei Königgrätz; endlich bei Sedan — wo waren da die Genossen, die Helfer, die Nachbarn, die Freunde?

Zerstäubt bis auf die letzte Spur, verschwunden — vielmehr, sie waren Alle gekommen, in Schaaren, soweit der dröhnende Boden sie herankommen liess, von unheimlichem Zauber gebannt, Alle — täuschen wir uns nicht — im Herzen Alle uns abgwandt.

In den Schlachten der Ouvertüre: bei Wörth, auf den Spicherer Höhen, in jenen furchtbaren Tagen vor Metz, da waren es nicht nur die Legionen Cäsars, welche die Wucht deutscher Schläge zu fühlen bekamen. Was nur den deutschen Namen hasste, was ihn verachtete, was ihn bespöttelte, was gewohnt war, ihm fremdes Gesetz zu diktiren, ihn zu brauchen und missbrauchen: Tag um Tag, Woche um Woche hatte es jeden Schuss, jeden Hieb wie am eigenen Leibe empfunden,

knirschend, bebend, mittenhineingetroffen auch ins eigne Herz, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Und nicht nur die Hasser, die Verächter, auch die Fetten, die Geniessenden, welche sich in die Erde getheilt — und Alles hatte seinen Herrn —, die Gebietenden, welche die Geschichte des Tages und die Geschichte der Welt zu machen gewohnt waren, die Bühne besetzt hielten und sich nicht träumen liessen, dass das verachtete Parterre je selber hereinbrechen könnte, einen Platz zu fordern, den sie zu räumen hätten: welches Staunen für Alle, welche Entrüstung, welche steigende Angst! Eben noch gebietend und treibend und nun selber ergriffen, getrieben!

So waren sie in den letzten Tagen des Monats August, wie zu einer grossen Geisterschlacht mit hineingedrängt worden, Alle mit einander, in die letzte Enge, ausgangslos, kaum noch eine Hoffnung im Herzen, athemlos zu warten auf den letzten, entscheidenden Ausgang. Und der Ausgang kam und das Gericht erging auch über sie.

Und als der Kaiser, der König — es waren nicht Prätorianer, welche ihn, als Alles entschieden war, ausriefen: es war durch den Mund seiner Fürsten das ganze Volk — als über dem pulverdampfenden Kessel von Sedan der Kaiser die Höhe hinanritt, da zog mit ihm und seinen Getreuen, seinen Gewappneten in Fleisch und Blut und den Schatten der drunten in der grossen Bluttaufe Gefallenen, da zog im Geiste mit hinauf nicht bloss diese Provinz, nicht das engere Deutschland allein, da zogen im Geiste mit nicht bloss die Stämme und Staaten, welchen bestimmt war, eingeschlossen zu werden in das wiedererstehende Reich, sondern der deutsche Name, das ganze Volk, Deutschland, soweit die deutsche Zunge klingt: zum Zeichen und zum Zeugniss, dass hier gekämpft wurde nicht um Rache, nicht um Ruhm, nicht nur, um den Uebermuth Frankreichs zu brechen, sondern das hier geschlagen wurde eine Weltschlacht; dass der deutsche Name, dass alles deutsche Volk gekommen sei einzutreten in sein Recht und Erbe; dass es gekommen sei, dieses Erbe zu übernehmen mit allen Früchten, mit aller Hoheit, auch alle Gefahr, es zu behaupten leibhaftig und im Geiste; dass es gekommen sei, den Geburtstag seines neuen Lebens zu begehen: den Tag von Sedan.

Ob er dann künftig noch mit Reden und Toasten gefeiert werde oder nicht, solange der deutsche Name sich selber nicht

verliert, bleibt auch der Tag ihm ewig unverloren und, wie wir heute den unentreissbaren Anfang feiern, so feiern wir heute auch die ganze — wir bauen fest darauf — die volle unentreissbare Zukunft und, wie wir soeben gerufen: Es lebe der Kaiser und eingeschlossen haben in den Gedanken an ihn die grossen Männer, welche ihm das Werk vollbringen geholfen, so gelte der zweite Ruf dem Volke, das sein Erbe entgegengenommen hat aus kaiserlicher Hand, es zu behaupten und auszubauen im Frieden, wenn es so sein mag; wenn es nicht anders sein kann: im Kampf.

Deutschland, es lebe hoch!

In Memoriam.

Festrede

zur hundertjährigen Feier der Geburt des deutschen Kaisers Wilhelm I.

gehalten

in der Aula der Universität Kiel

am 22. März 1897.

H. V.

Aus dem Jubel draussen sammeln wir uns zu ernsterer Besinnung, wie sie des todten Kaisers, den wir feiern, würdig ist.

Was bewegt uns Herz und Sinn, da wir seiner gedenken?

In unsere Mitte ist er zweimal gekommen. Zuerst, um die schlachtgeschwärzten Sieger von Düppel zu begrüssen. Das Land sah sich befreit und wähnte, sich wiedergegeben zu sein. Aber dann kamen Tage, die nicht gefielen. Aus dem Befreier war der Eroberer geworden und mit Herzeleid musste hinübergelebt sein in den fremden Staat unter Schirm und Schutz des Königs von Preussen.

Zum andern Mal kam er als Kaiser, weit über menschliches Ermessen betagt, um den Grundstein zur Verbindung der beiden deutschen Meere zu legen, zur freien Bahn für die Flotte des Reichs nach West und nach Ost. Wie ihm, als er dahinfuhr, Aller Herzen in hingebender Liebe gefolgt sind, wer wüsste davon nicht zu erzählen?

Und warum sollten Herzen und Gedanken nicht heute denselben Weg hinziehn?

Seit dreissig Jahren sind wir königlich und denken es in Treuen und Ehren zu bleiben; kaiserlich aber sind wir von

Anbeginn des Reichs, dem deutschen Volke von Anbeginn seiner und unserer Tage einverleibt. Was dem Märker um der Mark, dem Preussen um Preussens willen zum Herzen spricht, liegt uns so nahe nicht. Mitbedingt aber hat es unser Geschick und es ist kein müssiger Vorwurf für unsere heutige Feier, Antwort zu suchen auf die Frage: Wie ist aus dem Markgrafen von Brandenburg — denn das ist der Anfang — aus dem König von Preussen ein deutscher Kaiser — und das ist der Ausgang — geworden? Wohin weist uns der Weg? Welche Aufgaben stellen sich uns?

Es gab eine Zeit — vor 7-, vor 800 Jahren — das Reich stand in Blüthe und Macht, Barbarossa führte das Scepter, aber von dem Deutschland, wie wir es heute kennen, fehlte noch die Hälfte. Wer von dieser Stelle, damals einer der äussersten Warten deutscher Erde, über den Hafen sah, dessen Blick fiel auf eitel slavisches Land. Und bis an die Horizonte von Asien nirgends eine Stätte für Deutsche. Aber das Reich war voll Kraft und Muth; aus den unzählbaren Centren seines Lebens kam Bewegung in die verschlossene Welt: der Deutsche ging aus und nahm von der andern Hälfte Besitz.

Damals ist Livland gegründet worden über See, die einzige deutsche Kolonie, die aus freier Bethätigung erwuchs, ein Abbild der Heimath, ein überseeisches Stück Westfalen, mit allen Fasern an Niedersachsen gebunden, lange eine Vormauer des Reichs, allezeit des deutschen Volkes allergetreuste Grenzwacht bis in den Tod.

Nicht lange darauf — der Weg zu Lande war weiter — ist auch Preussen gefolgt, nicht eine Conförderation autonomer Gewalten, wie Livland, sondern unter des deutschen Ordens Herrschaft und Druck eine Schicht rebellirender Stände, sodass Polen schliesslich dazwischen fährt, Westpreussen nimmt und erst nach dreihundert Jahren herausgiebt. Da hat dann Markgraf Albrecht von Brandenburg — von der jüngeren Linie — nach dem Hochmeisteramt getrachtet, hat die Würde erlangt, den Glauben gewechselt, den Orden gebrochen, den Rest des Landes als Herzog zu Lehen von Polen genommen. Bis dahin — drei Jahrhunderte durch — hatten Preussen und Livland unter demselben Kreuz die Heiden bekämpft, die Nachbarn in Abstand gehalten. Nun stand Livland einsam aufrecht mit seinem Geschick.

Dem neuen Herzog hat das Glück nicht geblüht: mit dem Sohne starb sein Haus, die ältere Linie, die churfürstliche, trat in das Erbe. Da sass nun ein Fürst des deutschen Reichs als Markgraf-Churfürst zu Berlin, zu Königsberg aber als Herzog von Polens Gnaden, bis der Grosse Churfürst die polnische Lehnsfessel brach und der Sohn die Krone als König in Preussen aufs Haupt nahm.

Die königlich-preussische Art versteht man nicht recht, wenn man nicht die markgräflichen Zeiten befragt. Deutscher Marken hat es andere gegeben, die schwerer zu behaupten und leichter zu überwachen waren; Brandenburg, sobald die ersten Grenznöthe überstanden waren, lag wie mitten im Land, nicht viel gefährdet, auch nicht sonderlich geschätzt, von den Centren grosser deutscher Interessen weit ab. Um so ungestörter mochte es seinen engeren Aufgaben nachgehen; lange blieb es sich selbst überlassen. Entscheidend für Gegenwart und Zukunft aber war die Herkunft des Volks: es war nicht dem Boden entwachsen.

Wie östlich der Elbe fast jede Niederlassung der Deutschen, so war auch die Mark ursprünglich auf fremden Boden zur Herrschaft über Slaven errichtet. Indess trat früh an die Stelle des rasch hinschwindenden, nicht eben schonend gehegten Volks, von Herren und Fürsten berufen, ein Colone aus der Ferne, aus Friesland, aus Vlaemland, aus Holland, vom Niederrhein, aus mancherlei Landschaften im Westen. Ein betriebsamer Schlag, durch keine Erinnerung mit dem Boden verwachsen, ans Land gebunden nur durch die Arbeit, der es sein Brot, und den Herrn, dem er die Arbeit verdankte. Da hatte der Adel leicht herrschen. Wo aber ein Fürstenhaus sich erhob, da fiel es ihm leicht, nun wieder, im Verlass auf das Volk, den Adel zu brechen. So war es gelungen, die Quitzows niederzulegen und als der Markgraf ein Churfürst geworden war, da konnte der Grosse Churfürst eine Probe auf Macht auch schon mit den Ständen wagen. Und brachte sie unter seinen Willen.

Dann hat er auch gleich in die Ferne gegriffen und seines Hauses Zukunft wie mit Marksteinen abgesteckt. Insoweit ist er Begründer des preussischen Staats. Grossen Entwürfen ist er indess nicht gefolgt. Die Kraft, die ruhig erwägt, die schweigt und siegt, geht ihm ab. In grossen Worten ergeht

er sich gern, vor Allem mag er nicht dulden, was sich seiner Stimmung nicht fügt. Ein getreuer Churfürst war er nicht; den Vortheil suchen, wo er ihn fand, dem Nachtheil entgehen, wie es auch sei, das war ihm Gesetz. Das Reich hat er so nach Kräften unterwühlt. An den Nachfolgern war es, zu enden, was er begann.

Da indess gilt dem Sohn als das Höchste: sich fühlen, eine Krone tragen um jeden Preis und, wie er sie vom Kaiser, vom König von Polen erhandelt, setzt er aufs Spiel, was der Vater gewonnen. Ein Scheinkönig, lebt er dahin; als er stirbt, erlischt der Schein, der Titel bleibt.

Und den trägt sein Sohn mit Verdruss. Wollte Gott, ruft er aus und schreibt es an den Rand, ich wäre nicht König, da hat man nichts als Aerger und Plage. Ein Arbeiter will er sein und Alle zur Arbeit halten, ein treuer Verwalter des überkommenen Guts, der strenge Buch führt, seine Leute in Zucht hält, im Uebrigen nach der Welt und ihren Eitelkeiten nichts fragt. Die Verwaltung bringt er auf festeren Fuss; es ist seine Freude, zu ordnen. „Der Körper des Staats", so zieht ein Lobredner die Summe, „sein Mechanismus, seine Regel und Form, sind da, als er stirbt: ein kunstvolles Werk, wie jenes Thonbild des Pygmalion. Es fehlte, was ihm dieser König nicht geben konnte, der prometheische Funke." Am Teig seines Volkes hat er dann freilich, wenn nicht kunstvoll, so doch mit erstaunlicher Wirkung geknetet, wie er es haben wollte nach seinem Bilde und es fügte sich gehorsam der Form; knurrten die Junker, so stabilirte er — nach dem unsterblich gewordenen Wort — die Souveränetät, wie einen rocher von bronze. Ein tüchtiger, dem Schein im Innersten abgewendeter, ein rauher Herr: kein König.

Das ist es, als hätte dem Vater das Schicksal darum von früh auf die volle Kraft des Lebens, den männlichen Stolz des Selbstgenügens, die Lust an derber Wirklichkeit versagt, um ihm dafür, diesem Einen unter den Hohenzollern, das unbesiegbare Verlangen nach einer Krone ins Herz zu pflanzen, auch wenn sie ihm selber nichts weiter brächte, als den Genuss ihres Scheins, bis nach ihm andere kämen, sie zu erben, sie gross und mächtig zu machen, nicht in eitler Selbstbespiegelung, sondern in Leiden und Ausharren, in Thaten und Sieg.

Nicht im Kampf um ein sorglich ergattertes Recht ist

Friedrich II. in Namen und Wahrheit der Grosse geworden. Nach Rechten und Titeln hat er nicht lange gefragt. Kaum hat er achtundzwanzigjährig den Thron betiegen, so zieht er zu einem Jugendwagniss aus. Die Flöte, seine Poésies, die geistreichen Gespräche, die er liebt, lässt er zurück: dem Militär will er einen Weg zum Ruhm öffnen, die Schwächen der vorigen Regierung vergessen machen, den Nachbarn will er Schrecken einflössen. Ein Fürst soll sich Reputation erwerben. So zieht er hin und nimmt der Kaiserin Schlesien weg. Dem Zwittergebilde, mehr Churfürstenthum, als Königreich, will er ein Ende setzen, das Wesen des Staats decidiren. Und dafür setzt er sein Leben ein, in unversiegbarer Kraft, er gegen eine Welt. Der Eindruck gleich auf die Mitlebenden ist gewaltig. „Und so war ich, schreibt Goethe, denn auch preussisch oder um richtiger zu reden, fritzisch gesinnt, denn was ging uns Preussen an. Es war die Persönlichkeit des grossen Königs, die auf die Gemüther wirkte". Aber der grosse König, das war eben Preussen. Ausser ihm gab es nichts, als mechanisch bewegten Stoff, sich zu regen, zu beseelen, zu entseelen auf seinen Wink. Ein Volk mit lebendiger Seele hat er nicht gekannt. Arbeitsam, fügsam, kleinbürgerlich war Alles wie zuvor. Die Kraft, die frei sich bewegt, die Grösse, die schafft und erhält, die lebte im König allein. Und wenn es nun aus war mit ihm?

Der Neffe, sein Erbe, hat schwerlich geahnt, dass er berufen sein könnte, nun seinerseits eine Alles dominirende Seele zu sein.

Um so froheren Muths trat er sein Königsamt an, des guten Willens, dem Volk ein milderer Herr zu sein, als der Alte; so begann er mit Reformen und bald trieb es ihn, auch draussen in der Welt seine Rolle als König zu versuchen.

Nur hatte die Welt unterdess sich erstaunlich gewandelt.

Vor aller Völker Augen hatte sich ein ungeheuerliches Schauspiel vollzogen. Ein König und ein Volk waren auseinandergefahren, das Volk fiel über den König her, der König starb auf dem Schaffot. Die Lehre vom unveräusserlichen Rechte des Menschen, vom Staat, der nur auf Vertrag beruht, ging aus in die Welt.

Indess, ehe die Völker recht begriffen, was das besage, wie es ihnen die Seele bewege, erging ein Verhängniss über die

Köpfe der Fürsten. Der Korse stand auf und fegte, wie ein Sturmwind, über sie hin.

Als der Sturm vorüber war, lag Deutschland in Trümmern, Preussen am tiefsten.

Die furchtbare Noth, das Gefühl der erduldeten Schmach hat dann freilich dem Volke die Seele erweckt. Dem grössten seiner Könige war es nichts geworden in dessen Kampf auf Leben und Tod; des Volkes Seele hielt er unter Verschluss. Jetzt löste es sie ein, zog aus und riss seinen König mit sich fort in Freiheit und Sieg.

Aber die Stunde der Erhebung verfliegt. Der König will wieder binden, des Volkes Seele strebt in die Weite; er fordert das Recht seines Hauses, das Volk fordert ein anderes für sich; geärgert treten sie auseinander, zunächst wie zu häuslichem Streit, als in Frankreich ein Aufstand ausbricht und ein König stürzt. Die Erschütterung pflanzt sich nach Deutschland fort. Der König in Preussen stirbt. Die Augen des Volkes richten sich auf den Sohn; ihn hofft es ergriffen zu finden vom neuen Geiste der Zeit. Des Königs Sehnsucht aber geht über den Horizont des Vaters, über die Horizonte der Väter zurück in die unwiederbringliche Zeit, da Barbarossa das Scepter führte oder ein anderer der grossen Kaiser; die gebundenen Stände möchte er gelöst sehen; er schwelgt in mittelalterlichen Träumen, während das Volk immer widerstandsloser den Träumen nachhängt, die es aus Frankreich locken und schon treten Zeichen der Empörung hervor. Der König meint eine Beschwörungsformel zu finden: ein vereinigter Landtag soll sitzen; die Wirkung ist gering; die Spannung wächst; ein neuer Aufstand in Frankreich bricht aus; die Republik wird verkündet; Berlin steht auf und schon fliesst Blut. Da sinkt dem König das Herz. Soll er sein Volk zusammenschiessen sehen vor seinen Augen? Nach schwerem Seelenkampf heisst er die Truppen abziehen. Nun ist die Reihe, sich gütig und dankbar zu erweisen, am Volk. Es nimmt einige Leichen von der Strasse auf, trägt sie vor das Schloss und brüllend fordert es den König heraus. Mit deutscher Fahne, für ihn das Zeichen der Empörung, muss er auf den Balkon treten und sich baarhaupt verneigen.

Bei dieser satanischen Farce des Volkes, die für das Königthum zur Tragödie ausschlägt, wo war da der rocher von bronze?

Am Tage darauf bricht der Bruder des Königs, das ist

der Kaiser, der da sein wird, nach England auf. Die Wuth des Volkes hat sich gegen ihn gewendet, das Königthum liegt im Staub, er geht.

Und am 18. Januar 1871 nimmt er im Spiegelsaal zu Versailles die Kaiserkrone aufs Haupt.

Mit Verwünschungen hat ihn das Volk — und es ist ein wohlgeschultes, im Grunde geduldiges, erst durch gewaltige Erschütterungen von aussenher zur Besinnung, zu bösartiger Widersetzlichkeit erwecktes Volk, — nach England begleitet, mit Verwünschungen begrüsst es ihn, als er zurückkehrt. Darauf zieht er nach Baden, die letzten Rebellen — dem Volk sind sie immerhin Volk — zu Paaren zu treiben. Immer weiter gehen Gedanken und Wünsche von Volk und König auseinander. Die Seele des unglücklichen Königs erlischt in geistiger Nacht, der Bruder vertritt seine Stelle; ein milderes Regiment hebt an; der König stirbt: der Prinz ist König. Wie allezeit geht der Schimmer der neuen Aera über das Land, aber die Hoffnungen sterben. In tiefstem Missmuth wendet sich das Volk vom König wieder ab.

Und am 18. Januar begrüsst es ihn unter nicht endendem Jubel sammt allem deutschen Volk weit hinaus über die Grenzen des Reichs als Kaiser.

„Eben kehre ich, schreibt er der Kaiserin, vom Schloss nach vollbrachtem Kaiseract zurück. Ich kann Dir nicht sagen, von welcher morosen Emotion ich in diesen letzten Tagen war, theils wegen der hohen Verantwortung, die ich nun zu übernehmen habe, theils und vor Allem über den Schmerz, den preussischen Titel verdrängt zu sehen. In einer Conferenz mit Fritz“ — (das ist, der nach ihm kommt, der Kaiser der kurzen schmerzensreichen Tage, mit dem Kaisertraume, wie das Volk ihn träumt, in der Seele) — „mit Bismarck und Schleinitz war ich zuletzt so moros, dass ich drauf und dran war zurückzutreten und Fritz alles zu übertragen. Erst da ich in inbrünstigem Gebet mich an Gott gewendet, habe ich Fassung und Kraft gewonnen. Er wolle geben, dass so viel Hoffnungen und Erwartungen durch mich in Erfüllung gehen mögen, als gewünscht wurde! An meinem redlichen Willen soll es nicht fehlen!“

Vor Allem: so redet ein Kaiser nicht, der die Krone aufs Haupt nimmt, um sich, wie an einem andern 18. Januar vor

hundert und siebzig Jahren ein brandenburgischer Churfürst, an ihrem Schein zu erquicken. Hatte er doch als Kronprinz im Vorjahr des furchtbaren März, nachdem er lange dagegen gekämpft, Entschliessungen über Bestand und Mehrung des Heeres mit Volksvertretern getheilt zu sehen, als nun die Entscheidung gefallen war, dem Preussen alter Zeiten Valet gesagt und es auf sich genommen, auch dem neuen ehrlich und ohne Vorbehalt zu dienen. Wir wissen es aus seinem Munde. Und den einmal gefassten Entschluss, das verpfändete Wort hatte er aufrecht gehalten bis an die bittere Stunde, wo es ihm das Herz abdrückte zum brechen, aber sein Wort hatte er nicht brechen, lieber abdanken wollen, bis ihm ein von den Fesseln seines königlichen Gewissens nicht gebundener Geist, der gewaltige Berather, den Weg durch das Labyrinth seiner Herzensgedanken wies. Und wieder, einen Tag vor dem Kaiseract, überkommt ihn dieselbe Noth: den preussischen Titel drückt es ihm das Herz ab, vom deutschen verdrängen zu lassen, lieber entsagen! Nimmt er aber die Kaiserkrone aufs Haupt, dann wird er auch Kaiser sein in Wort und in That, nicht König von Preussen in der That und Kaiser im Wort. Schwer genug mag es ihn ankommen; wenn das Alter ihn überschleicht, verweist er wohl an den Sohn. Vollends aber ist er der Mann nicht, zwischen König und Kaiser ein Schaukelspiel anzuheben, wie es vormals zwischen Churfürst und König, deutscher Chur und polnischem Lehen gespielt, oder aus Reich und Staat ein Zwittergebilde zu schaffen, bis künftig ein anderer Friedrich käme, das Wesen zu decidiren. Also wir h a b e n einen Kaiser.

Aber es hat ihn gedrückt und erst die Conferenz hat die Entscheidung gebracht. Was da geredet worden, erfahren wir nicht; es redet aber für sich. Eins steht fest: über den Rhein war noch k e i n deutscher Kaiser, es war nur ein König von Preussen nach Frankreich hinübergezogen mit dem Vorsatz, ein preussischer König zu bleiben. Und an seiner Seite der grosse Kanzler mit welchen Gedanken?

Als er zuerst sich zu Diensten stellte, stand bei dem König der Entschluss, das Heer zu verstärken, schon fest: zu Moltke und Roon ist Bismarck als der Dritte getreten, um dann den König nicht wieder zu verlassen.

Man streitet: wer hat Grösseres vollbracht, wem gebührt der heissere Dank?

Als bei Königgrätz — wie weit war es da noch zum Spiegelsaal von Versailles! — die grosse Verfolgung anhob und der König hintennach ritt ohne Rast, ohne Hast, da hat Graf Bismarck — der Graf von damals — wo es durch ausschwärmende Kugeln ging, dem Pferd des Königs den Sporn heimlich in die Weiche gesetzt, um es rascher vorwärts zu bringen. Die Schlacht war geschlagen, das preussische Heer hatte gesiegt, aber — der Graf hat es bezeugt — wenn dieser Eine fiel, war dennoch damals Alles verspielt.

Der grosse Kanzler ist dem König auch sonst gar oft — nehmen Sie es als Bild — gestiefelt und gespornt zur Seite geritten und in noch grösseren Nöthen.

Aber wie bei Königgrätz, so zu Versailles: In der entscheidenden Stunde hing unsere Zukunft am Kaiser. Die Entscheidung, die Alles entschied, traf er, wie immer in grossen Momenten, zuletzt aus seiner Seele allein. Darum feiern wir, da unsere Gedanken zurück nach Versailles sich richten, den Kaiser heute allein.

Mit welchen Gedanken aber waren sie nun dahingezogen, der König und sein Kanzler?

Als nach Neuschaffung des Heeres die Politik zu rechnen begann, war ihr Ziel auf nichts weniger gestellt, als auf ein deutsches Reich. Reform des Bundes, Befreiung von Schleswig-Holstein, das Alles hatte nur Preussens Machterhöhung zu dienen. Oesterreich zu beseitigen, war erwünscht, vor Allem indess, ob auch an Oesterreichs Seite, der militärische Vorrang im Bunde. Noch 1866, unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges, wurde der Antrag nicht abgewiesen, Deutschland mit Oesterreich zu theilen, den Bund aber aufrecht zu halten. Als den preussischen Bedingungen nicht völlig willfahrt wird, steht der Entschluss, zu brechen, freilich fest: Oesterreich wird beseitigt, aber der Norddeutsche Bund stellt darum die Einheit nicht her, eine Theilung nach Nord und Süd erfolgt. Auch in den Krieg mit Frankreich führt nicht die deutsche Idee; der Anlass ist preussisch, der König ist beleidigt: als König wird er schlagen, als König, ob allein oder mit anderen im Bunde, sei es nördlich, sei es südlich vom Main, so hier, wie dort, wird er bleiben, was er gewesen, ein preussischer König. Daher, als nun in Versailles der Zweifel ihn antritt, ob er das auch durchzuführen vermöchte ohne Wandel die morose Er-

regung. Aber die Macht der Verhältnisse ist zu gross und etwas ist mächtiger als sie: die Stimme des Volkes spricht mit.

Erwägen wir die Lage. Der Feind lag zu Boden; er mochte sich wieder erheben, der Sieg blieb nicht aus. Diesseits des Rheins hatte Preussen die Grenzen seiner Machtstellung erreicht; ob Staatenbund, ob Bundesstaat, seit 1866 war für Preussen Alles entschieden; des Königs Macht reichte hin, auch Alles zusammenzuhalten und unter die brandenburgische Regel zu bringen. Aber er war kein Gewaltherr. So wenig sein Gewissen ihn hinderte, wo es Preussens Grösse galt, einen kleineren Fürsten zu entfernen, der Nacherinnerung, der Anhänglichkeit der Unterthanen hat er immer Rechnung getragen; mit seinem Willen wird selten in ihre Gefühle rauh eingegriffen sein. Nun war es ein anderes, daheim und wiederum westlich der Elbe zu herrschen. Dort war das Volk in den Mechanismus der alles regelnden Verwaltung von früh auf hinein-, war aufgewachsen mit ihm; es kannte keinen anderen Geist in Herrschen und in Gehorchen, als den es durch hunderte von Jahren gekannt. In allen Lagen, in allen Geschäften, in Denken und Wollen hatte es gelernt, die Weisung von oben erwarten, war vertraut geworden mit ihrer Art: sie war ihm nicht aus den Gliedern zu bringen. Hin und wieder hat es sich wohl widersetzt, protestirt, doch immer endlich gefügt.

Anders im Westen, schon in den Landschaften am Rhein, vollends, als mit Königgrätz die Zwischengebiete gewonnen waren mit ihrer um gleichfalls tausend Jahre älteren Kultur, Geschichte und Art, alles dem alten Reich unendlich tiefer einverwachsen gewesene Glieder, gewohnt, in schwierigen Lagen sich auch wohl selber zu helfen, verknüpft mit Erinnerungen, mit Erwartungen, die man im Osten nicht theilt, nun seit wenig Jahren unter ein Regiment gebracht, das zunächst nicht behagt, weil es nicht schont, weil es fremdartig drückt. Man fügt sich, aber das Herz fügt sich nicht. Ein Zustand des Missbehagens, hier und da der Erbitterung hatte sich eingestellt; nicht mit angenehmen Empfindungen sah man in die Zukunft und der König, wie ernst auf das Unerlässliche sein Sinn auch immer gerichtet sein mochte, hätte das alles gern anders gesehen. Nicht gefürchtet wolle er sich wissen, schrieb er einmal nieder, sondern geliebt.

Und wenn er gedachte, wie jüngst doch selbst in den alten

Marken bei hergestellter Ruhe die Stimmung im Volke sich verbittert, wie die Erbitterung schon bis in die Reihen der Landwehr gedrungen war, so musste es ihn in tiefstem Herzen ergreifen, aufs lebendigste rühren, Ost und West, Nord und Süd einmüthig für ihn aufstehen zu sehen, als er gegen Frankreich zog, die Beleidigung, die er, der König, erlitten hatte, zu rächen. Seit dem Jahre der preussischen Erhebung war es das erste Mal, dass Volk und König als ein Herz und eine Seele in den Krieg zogen. Und seines Rufes hatte es kaum bedurft, ja, es liesse sich nicht sagen, ob der König das Volk, ob das Volk den König mit sich dahinnahm.

Wahrlich, ob mit Waffen, ob mit Herz und Sinn, das ganze Volk zog mit: der Märker, der Bayer, was irgend deutschen Namen trug, und im Herzen hatte es allbereit den König zum Kaiser gemacht ganz ohne Fürsten und Stände.

Warf sich da in der Conferenz für König und Kanzler die Frage auf: König oder Kaiser, so war zu König und Kanzler die Stimme des Volkes schon gedrungen und die Seele des Volkes sprach mit.

Entschieden hat freilich der Kaiser allein, zwar moros, aber doch! und wie jederzeit im letzten Moment hat der Kanzler die Entscheidung schweigend erwartet. Wir aber haben einen Kaiser.

Es ist ein kindisches Spiel, in der Geschichte nach Wegen Gottes, den Jeder dazu nach seinem Bilde sich schafft, nach Entwickelung der Idee und wie die Formeln alle lauten, zu suchen, ehe man die Wege der Menschen und die eigene Seele erkannt hat.

Es ist aber auch ein frevles Spiel und macht den, der es treibt, unmuthig zur That und nichts nutz.

Hier trägt sich in dem Geschehenen eine grosse Lehre vor.

Den Weg, den von 48 zu 71, vom 18. März zum 18. Januar keine Philosophie der Geschichte zu weisen vermocht hätte, den ist ein einfacher, grader Charakter gegangen, ohne viel Fragen und was an Seelen des Volks in excentrischen Bahnen umhergeschweift war, hat sich ohne viel Fragen am Ende hingewendet zu ihm.

Windungen des Weges durch die Irre mag ihm ein Kundiger gekürzt, Hemmnisse mag ein Begleiter hinweg geräumt haben, der Ausgang ist des Kaisers.

Und nun stehe zu ihm sein Volk — unsere Arbeit be-

ginnt — nicht der Märker, nicht der Preusse, das ganze deutsche Volk mit Herz und Muth. Wenn aber Herz und Muth fehlt, sagt Luther, so ist die Mannheit weg. Kaiser und Volk sollen eins sein, nicht zu Träumen, sondern zur That. Ein Drittes soll es nicht geben, sie zu scheiden. Kein Diener des Königs soll das Recht haben, zu sprechen: bis hierher sollst du königlich, von dort an magst du kaiserlich sein. König und Kaiser sind eins; der König selbst kann dem Kaiser nicht nehmen, was des Kaisers ist. Hier ist kein Kaiser-König, wie in Oesterreich der eine, der andere in Ungarn, nicht ein Kaiser im Süden aber König im Norden, sondern ein Kaiser von den Alpen bis an das Meer. Wir wollen mit ihm werden eins, Nord und Süd, Stamm für Stamm eins. Von den Brüdern östlich der Elbe ist uns der Kaiser gekommen, geben wir ihnen — werden wir mit ihnen zum Volk.

Und wie Kaiser und Volk, so das Reich. Einträchtig gehen Staat und Reich miteinander. Aber der Buchstabe des Staats soll zurückstehen vor dem Geiste des Reichs, das Mindere dem Höheren weichen, das Volk, das da muss dem Volk, das da will. Staaten sind gegründet auf Recht, auf Gerechtigkeit das Reich. Ueber allem Hader der Parteien soll es stehen, hoch über aller Niedrigkeit in Denken und Trachten: ein kaiserlicher Geist soll leben in Kaiser und Volk, in Gliedern und Haupt. Und das neue Reich soll sein im Geist und in der Wahrheit eine Auferstehung des alten zur Sühne und zur Vollendung. Zwar die Sünden der Väter und unsere eigenen gehen uns nach; Berge und Flüsse vermögen wir nicht zu versetzen, Vergangenes nicht zu verwandeln in Künftiges. Aber wer seine Vergangenheit verleugnet, ist seiner Zukunft nicht werth. Die Natur der Dinge und den Geist soll man uns nicht fälschen. Das alte Reich im neuen ist da. Kaum ist der alte Bund mit Oesterreich gelöst, so stellt sich das Bündniss wieder her, Italien tritt hinzu. Das Mittelalter hat es nicht anders gekannt. Aus Ost und West, wie damals, so heut, unter welchem Namen es sei, von aussen drohen dieselben Gefahren. Möge das neue Reich vor den alten Gefahren im Innern bewahrt sein. Eine erste Gewähr ist uns geworden, als einen heimlich geschlossenen Assecuranz-Vertrag, entworfen in des Grossen Churfürsten Stil, der Kaiser, der da ist, ritterlich und kaiserlich zerriss und das Reich zurückgab an seinen Beruf und sein Wort.

So möge es denn höher und höher wachsen, im Innern an Frieden und Freiheit, an Kraft und Hoheit nach aussen und seine Devise soll sein, die höchste, die ein Reich zu führen die Macht hat:

parcere subjectis et debellare superbos.

Dorthin, über den Hader des Tages hinaus, weist die Zukunft: dort liegt die Palme, die die Geschichte reicht.

Und geht der Kaiser voran, die Bahn zu weisen, so rufen wir, aller Banden frei, die uns gebunden:

Ave Imperator!

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.